Jack London:
Martin Eden
Roman



dtv

Tel...ersbibliothek

Jack London

Martin Eden

Roman

Deutsch von
Erwin Magnus

Telegram@shabarsbibliothek

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
1. Auflage Mai 1975
2. Auflage Oktober 1976: 16. bis 21. Tausend
Deutscher Taschenbuch Verlag
GmbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe des Universitas Verlags, Berlin



Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin
Druck und Bindung: Graph. Werkstätten Kösel, Kempten
Printed in Germany • ISBN 3-423-01074-6

Telegram@shahrsbibliothek

Einem Zufall ist der Besuch Martin Edens im Hause des wohlhabenden Rechtsanwalts Morse in San Franzisco zuzuschreiben, die Folgen aber sind unübersehbar. Für den einfachen Matrosen tut sich eine bisher ungeahnte Welt auf. Vom ersten Augenblick an ist er Ruth Morse verfallen, und um ihr ebenbürtig zu sein, versucht er nun, sich Wissen und Bildung anzueignen. Tage und Nächte sitzt er über naturwissenschaftlichen und philosophischen Lehrbüchern, über den großen Werken der Weltliteratur. Und eines Tages beschließt er, selbst zu schreiben: Geschichten von Männern und Schiffen, Erzählungen voller Farbe und Leidenschaft. Alle Zeitschriften lehnen die eingesandten Arbeiten höflich bedauernd ab, die bewunderte Geliebte hält sie für dilettantisch, nur Martin ist von seinen schriftstellerischen Fähigkeiten überzeugt und gibt nicht auf. Er schreibt unter den schlimmsten Entbehrungen und verliert auch dann den Glauben an sich nicht, als Ruth auf Drängen der Eltern die Verlobung löst. Und schließlich geschieht das Wunder: Die besten Zeitschriften der Vereinigten Staaten reißen sich um seine Arbeiten, angesehene Verlage zahlen ihm fürstliche Honorare. Doch für Martin kommt die Anerkennung zu spät…

Der Autor

Jack London wurde am 12.01.1876 in San Franzisco geboren und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Er schlägt sich als Fabrikarbeiter, Austernpirat, Landstreicher und Seemann durch, holt das Abitur nach, beginnt zu studieren, geht dann als Goldsucher nach Alaska, lebt monatelang im Elendsviertel von London,

Telegramm Stadtbibliothek

gerät als Korrespondent im russisch-japanischen Krieg in Gefangenschaft und bereist später die ganze Welt. Am 12.11.1916 setzt der berühmte Schriftsteller auf seiner Farm in Kalifornien seinem zuletzt von Alkohol, Erfolg und Extravaganz geprägten Leben ein Ende. London hat hervorragende Tiergeschichten, Kurzgeschichten, naturalistisch-romantische Abenteuerromane und sozialkritische Romane verfaßt, denen zumeist eigene Erlebnisse zugrunde liegen.

Telegram@shabarsbibliothek

Erster Teil

Telegram@shabarsbibliothek

Erstes Kapitel

Der eine klinkte die Tür auf und trat ein. Ihm folgte ein junger Bursche, der linkisch die Mütze abnahm. Seine Kleidung war derb und erinnerte an die der Seeleute; offenbar fühlte er sich in der geräumigen Halle wie ein Fisch auf dem Trockenen. Er wußte nicht, was er mit seiner Mütze anfangen sollte, und wollte sie gerade in die Hosentasche stopfen, als der andere sie ihm abnahm. Er tat es ganz ruhig und natürlich, und der linkische junge Bursche wußte das zu schätzen. Der hat Verständnis, dachte er, der wird mich schon richtig durchlotsen.

Er folgte dem andern dicht auf den Fersen, mit schwingenden Schultern und unbewußt so breitbeinig, als höbe und senkte sich der ebene Boden wie Meereswogen. Die großen Räume schienen zu eng für seinen wiegenden Gang, und heimlich hatte er furchtbare Angst, daß seine breiten Schultern an den Türrahmen stoßen oder die Nippes von dem niedrigen Kamin fegen würden. Er schwankte zwischen den verschiedenen Dingen hin und her und vervielfältigte dadurch die Gefahren, die in Wirklichkeit nur in seiner Einbildung bestanden. Zwischen einem Flügel und einem hoch mit Büchern beladenen Tisch in der Mitte des Zimmers wäre Platz genug für ein halbes Dutzend Männer nebeneinander gewesen, aber er wagte den Weg nur mit Zittern und Zagen. Seine schweren Arme hingen schlaff an den Seiten herab. Er wußte nicht, was er mit diesen Armen und Händen anfangen sollte, und als seine erregte Phantasie ihm vorspiegelte, daß er die Bücher auf dem Tische umwerfen könnte, machte er wie ein scheues Pferd einen Satz nach der anderen Seite und entging mit Mühe und

Telegraph@shebarshulbibliothek

Not einem Zusammenstoß mit dem Klaviersessel. Er beobachtete den leichten Schritt des andern vor ihm, und zum erstenmal wurde ihm klar, daß sein Gang sich von dem anderer Leute unterschied. Einen Augenblick durchfuhr ihn schmerzliche Scham über seine eigene Schwerfälligkeit. Der Schweiß brach in kleinen Tröpfchen auf seiner Stirn aus, er blieb stehen und wischte sich mit dem Taschentuch über das sonnenverbrannte Gesicht.

»Warten Sie ein bißchen, Arthur«, sagte er, indem er seine Angst hinter einer scherzhaften Bemerkung zu verbergen suchte. »Das ist zuviel auf einmal für Ihren ergebenen Diener. Sie müssen mir Zeit lassen, mal Luft zu schöpfen. Sie wissen, daß ich nicht mitkommen wollte, und ich glaube, Ihre Familie wird auch nicht gerade darauf brennen, mich kennenzulernen.«

»Aber nicht doch«, lautete die beruhigende Antwort. »Ihnen braucht nicht bange vor uns zu sein. Wir sind ganz einfache Menschen. Hallo, da ist ja ein Brief für mich!« Er trat an den Tisch, riß den Umschlag auf und begann zu lesen, so bot er dem Fremden Gelegenheit, sich zu sammeln. Und der Gast begriff und war dankbar. Er besaß selbst die Gabe des Verstehens, des Mitfühlens, und auch jetzt wirkte sie unter seiner äußeren Erregung fort. Er trocknete sich die Stirn und blickte ruhiger umher, wenn auch in seinen Augen der Ausdruck des wilden Tieres lag, das die Falle fürchtet. Er befand sich in einer unbekannten Umgebung, ängstigte sich vor dem, was da geschehen mochte, und wußte nicht, wie er sich benehmen sollte; dabei war ihm seine Ungeschicklichkeit wohl bewußt, und er fürchtete, Geist und Seele wären ebenso gelähmt wie sein Körper. Er war überaus empfindlich und hoffnungslos befangen; der belustigte Blick, den der andere ihm heimlich über den Rand des Briefes zuwarf, brannte wie ein Dolchstoß in ihm. Er ließ sich jedoch nichts anmerken, denn unter anderen Dingen hatte er auch Selbstbeherrschung

Telegram@schabrschibrodnek

gelernt. Aber der Dolchstoß hatte seinen Stolz getroffen. Er verwünschte sich, weil er gekommen war, und beschloß gleichzeitig, die nun einmal begonnene Sache auf jeden Fall durchzuführen. Seine Züge wurden härter, und ein streitbares Feuer blitzte in seinen Augen. Er sah sich viel unbefangener um und fühlte mit seiner schnellen Auffassungsgabe, wie jede Einzelheit in dem schönen Raum sich seinem Bewußtsein einprägte. Seine Augen standen weit auseinander; nichts innerhalb ihres Gesichtskreises entging ihm; und wie sie die Schönheit, die sie sahen, tranken, schwand der kampfbereite Ausdruck in ihnen und wich einer warmen Glut. Er war empfänglich für Schönheit, und hier gab es genug aufzunehmen.

Ein Ölgemälde fesselte ihn. Schwere Brandung donnerte krachend gegen einen vorspringenden Felsen; drohende Sturmwolken bedeckten den Himmel, und vor der Brandung lag ein Lotsenschoner mit gerefften Segeln, holte gerade über, so daß man jede Einzelheit auf seinem Deck sah, und wurde von den Wellen in ein wolkiges Abendrot gehoben. Das war Schönheit, und er fühlte sich unwiderstehlich davon angezogen. Er vergaß seinen linkischen Gang und trat ganz dicht an das Gemälde heran. Da schwand die Schönheit von der Leinwand. Sein Gesicht zeigte Bestürzung. Er starrte auf etwas, das scheinbar nichts als eine nachlässige Schmiererei war. Dann trat er wieder zurück. Sofort kehrte alle Schönheit auf die Leinwand zurück. Ein Trickbild, dachte er und wandte sich ab, fand aber inmitten der vielen Eindrücke, die auf ihn einstürmten, doch Zeit, sich zu empören, daß man soviel Schönheit auf ein Trickbild verwandt hatte. Von Malerei verstand er nichts. Er war zwischen Farbdrucken und Lithographien aufgewachsen, die in der Nähe wie aus der Ferne immer gleich scharf und deutlich wirkten. Zwar hatte er

Terrahelm@Gemeinsbibliothek

in Schaufenstern Ölgemälde gesehen, aber die Scheibe hatte ihn gehindert, dicht an sie heranzutreten.

Er blickte sich nach seinem Freunde um, der immer noch seinen Brief las, und sah die Bücher auf dem Tisch. In seinen Augen sprang eine träumerische Sehnsucht auf, das drängende Verlangen eines Hungrigen, der etwas Eßbares sieht. Mit einem einzigen impulsiven Schritt und einem Ruck der Schultern von rechts nach links erreichte er den Tisch und begann zärtlich über die Bücher zu streichen. Er betrachtete Titel und Verfassernamen, las Bruchstücke ihres Inhalts, liebkoste die Bände immer wieder mit Augen und Händen und erkannte ein Buch, das er gelesen hatte; die übrigen Bücher und Schriftsteller waren ihm fremd. Ein Band Swinburne fiel ihm plötzlich in die Hand. Er begann darin zu lesen und vergaß bald ganz, wo er sich befand. Sein Gesicht leuchtete. Zweimal blätterte er zurück, um den Namen des Verfassers zu sehen. Swinburne! Den Namen wollte er sich merken. Der Mann hatte Augen im Kopf und hatte wahrhaftig Farben und strahlendes Licht gesehen. Aber wer war Swinburne? War er seit hundert Jahren tot wie die meisten Dichter? Oder lebte und schrieb er noch? Er blätterte zur Titelseite zurück. Ja, er hatte noch andere Bücher geschrieben. Schön, das erste, was er morgen früh tun wollte, war, daß er in die Volksbücherei ging und etwas von dem, was Swinburne geschrieben hatte, zu bekommen suchte. Dann kehrte er wieder zu dem Inhalt des Buches zurück und vergaß alles um sich her. Er bemerkte nicht, daß eine junge Dame ins Zimmer trat. Das erste, dessen er sich bewußt wurde, war die Stimme Arthurs, die sagte:

»Ruth, das ist Herr Eden.«

Er schloß das Buch schnell über dem Zeigefinger, aber noch ehe er sich umwandte, fühlte er sich schon von einem neuen Eindruck durchbebt, dessen Ursache nicht das junge Mädchen, sondern die Äußerung ihres Bruders war. Sein muskulöser

Tonbyrann@Shanidar-Bibliothek

Körper barg nämlich höchste Empfindsamkeit. Bei dem geringsten Reiz, den die Außenwelt auf sein Bewußtsein ausübte, loderten seine Gedanken und Gefühle wie Flammen auf. Er war ungewöhnlich empfänglich und reagierte schnell, während seine Phantasie, die stets mit Hochdruck arbeitete, sich immer bemühte, Gleichheiten und Unterschiede festzustellen. »Herr Eden« – das hatte jetzt einen so starken Eindruck auf ihn gemacht – er, den man sein ganzes Leben lang nur »Eden«, »Martin Eden« oder einfach »Martin« genannt hatte! Und jetzt »Herr!« Das war wirklich ein weiter Schritt vorwärts, sagte er sich. Sein Geist schien augenblicklich zu einer ungeheuren Camera obscura zu werden, in der eine endlose Reihe von Bildern aus seinem Leben auftauchte, Bilder von Feuerungsräumen und Mannschaftslogis, von Lagern und Küsten, Gefängnissen und Kneipen, Hospitälern und Elendsvierteln, wobei das Bindeglied eben die Art bildete, wie er in den verschiedenen Situationen angeredet worden war.

Und dann drehte er sich um und sah das Mädchen an. Bei ihrem Anblick verschwanden die Schattenbilder in seinem Kopfe mit einem Schlage. Sie war ein blasses, ätherisches Geschöpf mit großen, träumerischen, blauen Augen und einer Flut goldenen Haares. Von ihrer Kleidung wußte er nichts, als daß sie ebenso wunderbar anzusehen war. Er verglich sie mit einer blaßgoldenen Blume auf schlankem Stiel. Nein, sie war eine Elfe, ein höheres Wesen, eine Gottheit; solche erhabene Schönheit war nicht von dieser Welt. Oder hatten vielleicht die Bücher recht, und es gab viele ihrer Art in den oberen Klassen? Sie hätte gut von diesem Swinburne besungen werden können. Vielleicht hatte er an eine wie sie gedacht, als er in dem Buch, das dort auf dem Tische lag, jenes Mädchen Iseult schilderte. Dies ganze Übermaß von Sinneseindrücken, Gefühlen und Gedanken bestürmte ihn in einem Augenblick. Die wirklichen

Telegram@shaharsbibliotek

Dinge, zwischen denen er sich bewegte, geboten ihnen keinen Halt. Er sah, wie sie den Arm ausstreckte und ihm gerade in die Augen blickte, wobei sie ihm so unbefangen die Hand drückte, als wäre sie ein Mann. Die Frauen, die er bisher kannte, hatten solchen Händedruck nicht. Die meisten von ihnen gaben einem überhaupt nicht die Hand. Eine Flut von Gedankenverbindungen und Erinnerungen daran, wie er die Bekanntschaft von Frauen gemacht hatte, schlug über seinem Bewußtsein zusammen und drohte, es unter sich zu begraben. Aber er schüttelte sie ab und betrachtete das Mädchen. Noch nie hatte er ein solches weibliches Wesen gesehen. Die Frauen, die er gekannt hatte! Sofort reihten sich all diese Frauen zu beiden Seiten neben ihr auf. Eine ewig währende Sekunde stand er mitten in einer Bildergalerie, deren Mittelpunkt sie bildete, und um sie scharten sich viele Frauen, die alle mit blitzschnellem Blick gewogen und gemessen werden sollten, während sie selbst die Gewichts- und Maßeinheit darstellte. Er sah die blassen, kränklichen Gesichter der Fabrikarbeiterinnen und die albernen, lauten Mädchen südlich der Market Street, Mädchen aus den Viehdistrikten und dunkelhäutige, zigarettenrauchende Mexikanerinnen; und diese wurden wieder verdrängt von puppenhaften Japanerinnen, die auf Holzsohlen geziert einhertrippelten, von Eurasierinnen, deren feine Züge vom Verfall der Rasse gekennzeichnet waren, von vollblütigen, blumengeschmückten, braunhäutigen Südseeinsulanerinnen. Sie alle wurden ausgelöscht durch ein groteskes und furchtbares Nachtgezücht – schlampige, watschelnde Geschöpfe aus den Straßen Whitechapels, schnapsgedunsene Hexen aus den Bordells, den ganzen großen Höhlenschwarm von Harpyen, unflätig und gemein, Ungeheuer in Weibsgestalt, die sich auf den Seemann stürzen, der Abschaum der Häfen, der schlammige Bodensatz der menschlichen Tiefen.

Telegram@shanlanbibliotek

»Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Eden?« sagte das Mädchen. »Seit Arthur uns von Ihnen erzählte, habe ich mich so darauf gefreut, Sie kennenzulernen. Es war tapfer von Ihnen…«

Er machte eine abwehrende Handbewegung und murmelte, das, was er getan habe, sei nicht der Rede wert. Jeder andere hätte genauso gehandelt. Sie bemerkte, daß seine Hand von frischen, in der Heilung begriffenen Schrammen bedeckt war, und ein Blick auf die andere, herabhängende Hand zeigte ihr, daß diese ebenso zugerichtet war. Ihr rasches, prüfendes Auge entdeckte auch eine Narbe an seiner Wange, eine zweite, die unter dem Stirnhaar hervorsah, und eine dritte am Halse, wo sie unter dem steifen Kragen verschwand. Sie unterdrückte ein Lächeln beim Anblick des roten Strichs, den der Kragen in die sonnenverbrannte Haut gerieben hatte. Er war offenbar nicht gewohnt, steife Kragen zu tragen. Ihr Blick schweifte auch über seine Kleidung und bemerkte den gewöhnlichen, unschönen Schnitt, den Rock, der sich an den Schultern beutelte, und die Falten in den Ärmeln, die seine mächtigen Muskeln ahnen ließen.

Während er abwinkte und murmelte, daß er nichts Besonderes getan hätte, folgte er ihrer Aufforderung, sich zu setzen. Er fand noch Zeit, die Leichtigkeit zu bewundern, mit der sie sich setzte, dann taumelte er nieder auf einen Stuhl, der dem ihren gegenüberstand, überwältigt von dem Bewußtsein seiner eigenen Ungeschicklichkeit. Das war ihm etwas ganz Neues. Sein ganzes Leben lang, bis zu diesem Tage, hatte er nicht darauf geachtet, ob er gewandt oder linkisch war. Er war gar nicht auf derartige Gedanken gekommen. Er setzte sich vorsichtig auf die Stuhlkante und wußte nicht, wo er mit seinen Händen bleiben sollte. Wohin er sie auch steckte, waren sie ihm im Wege. Arthur verließ das Zimmer, und Martin Eden sah ihm mit sehnsüchtigen Blicken nach. Allein im Raum mit

Telegram@sharkspublishing

diesem blassen, elfenhaften Mädchen kam er sich ganz verloren vor. Hier gab es keinen Kellner, bei dem er sich etwas zu trinken bestellen, keinen Jungen, den er nach einer Kanne Bier um die Ecke schicken konnte, um durch einen gemeinsamen Trunk die Grundlage für eine freundschaftliche Verständigung zu schaffen.

»Sie haben eine Narbe am Hals, Herr Eden«, sagte das Mädchen. »Wie haben Sie die bekommen? Das ist sicher ein ganzes Abenteuer.«

»Ein mexikanisches Messer, Fräulein«, antwortete er, indem er sich räusperte und die trockenen Lippen befeuchtete. »Es war eben eine Schlägerei. Als ich ihm das Messer weggenommen hatte, versuchte er mir die Nase abzubeißen.«

Er sagte das ganz nüchtern, aber vor seinem Auge stand das farbenprächtige Bild jener heißen, sternenklaren Nacht in Salina Cruz, der weiße Küstenstreifen, die Lichter der Zuckerdampfer im Hafen, die Stimmen der betrunkenen Matrosen in der Ferne, die hastenden Stauerleute, die flammende Leidenschaft im Gesicht des Mexikaners, das Funkeln seiner Raubtieraugen im Sternenlicht, der Stich in den Hals, das hervorschießende Blut, die schreiende Menge, die beiden Körper – seiner und der des Mexikaners –, wie sie, ineinander verbissen, wütend über den Sand rollten, und von weit her irgendwo das weiche Klimpern einer Gitarre. Das war das Bild, das er sah, und die Erinnerung durchschauerte ihn, während er darüber nachdachte, ob der Mann, der den Lotsenkutter an der Wand gemalt hatte, auch das malen könnte. Der weiße Strand, die Sterne, die Lichter auf den Zuckerdampfern müßten prachtvoll wirken, dachte er, und dazu mitten auf dem Sand die dunkle Gruppe, die die Kämpfenden umgab. Das Messer verdiente auch seinen Platz auf dem Gemälde, entschied er, und es würde großartig aussehen, wie es im Sternenlicht aufblitzte. Aber von alledem

Telegram@shadowslibrary

war in seinen Worten nicht das mindeste zu spüren. »Er versuchte, mir die Nase abzubeißen«, schloß er.

»Oh!« sagte das junge Mädchen mit leiser, ferner Stimme, und er bemerkte den erschrockenen Ausdruck in ihren beweglichen Zügen.

Er erschrak selbst, und eine schwache Röte der Verlegenheit stieg ihm in die sonnenbraunen Wangen, aber er hatte das Gefühl, daß sie so stark brannten, wie wenn er vor der offenen Ofentür im Feuerungsraum gestanden hätte. Derartig schmutzige Dinge wie Messerstechereien waren offenbar kein passender Unterhaltungsgegenstand für eine Dame. In den Büchern sprachen Menschen ihres Standes nicht über derlei – wußten vielleicht gar nichts davon.

Eine kurze Pause trat in dem Gespräch ein, das sie gerade in Gang zu setzen versucht hatten. Dann fragte sie nach der Narbe auf seiner Wange. Er merkte, daß sie sich bemühte, so zu sprechen, wie er zu sprechen gewohnt war, und er beschloß, in ihrer Sprache zu antworten.

»Das war nur ein Unfall«, sagte er und legte die Hand an die Wange. »Eines Nachts, bei stillem Wetter und schwerer See, sprang die Großbaumtopnant und gleich darauf die Talje. Die Topnant war aus Stahldraht und fuhr wie eine Schlange hin und her. Die ganze Wache versuchte, sie einzufangen, und ich kriegte beim Zupacken mächtig eins in die Fresse.«

»Oh!« sagte sie, diesmal in einem Ton, als hätte sie alles verstanden, obwohl seine Sprache das reine Griechisch für sie gewesen war und sie gern gewußt hätte, was eine Topnant war.

»Der Mann, der Swineburne«, begann er mit einem Versuch, seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

»Wer?«

»Swineburne«, wiederholte er mit derselben falschen Aussprache, »der Dichter.«

»Swinburne«, berichtigte sie.

Telegrammschaerlsbibliothek

»Ja, den meine ich«, stammelte er, wieder mit heißen Wangen. »Wann ist er gestorben?«

»Wie bitte? Ich habe nie gehört, daß er tot ist!« Sie betrachtete ihn neugierig. »Wo haben Sie seine Bekanntschaft gemacht?«

»Ich habe ihn nie gesehen«, lautete die Antwort. »Aber ich habe einige von seinen Gedichten in dem Buch dort auf dem Tisch gelesen, ehe Sie hereinkamen. Wie finden Sie seine Gedichte?«

Und jetzt begann sie, schnell und leicht über den Gegenstand zu sprechen, den er selbst gewählt hatte. Er fühlte sich wohler und setzte sich etwas bequemer auf den Stuhle stützte sich aber immer noch fest mit den Armen auf die Lehnen, als fürchtete er, daß der Sitz unter ihm wegrutschen und er zu Boden fallen könnte. Es war ihm geglückt, sie in ihrer eigenen Sprache zum Sprechen zu bringen. Und während sie redete, strengte er sich an, ihr zu folgen, verwundert über all das Wissen, das in dem reizenden Köpfchen steckte und sog die blasse Schönheit ihres Gesichts gierig in sich ein. Er folgte ihr auch obwohl ihn unbekannte Worte, die leicht von ihren Lippen glitten, und kritische Bemerkungen und Gedankengänge störten, die ihm fremd waren, die aber doch seinen Geist reizten und entflammten. Hier war geistiges Leben, dachte er, und hier war Schönheit, eine warme, wunderbare Schönheit, wie er sie sich nie hatte träumen lassen. Er vergaß sich und starrte sie mit hungrigen Augen an. Hier war etwas, für das es sich lohnte, zu leben, vorwärtszukommen, zu kämpfen – ja, und zu sterben. Die Bücher sprachen die Wahrheit. Es gab solche Frauen in der Welt. Sie war eine von ihnen. Sie verlieh seiner Phantasie Schwingen, und große, leuchtende Bilder erschienen vor seinem Blick, undeutliche, riesige Bilder, die Liebe, Romantik und Heldentum um einer Frau willen zeigten – um einer blassen Frau, einer goldenen Blume willen. Und hinter der

Tellytone@shambalabibliothek

zitternden, schwingenden Vision sah er wie hinter einer Fata Morgana das lebendige Weib, das hier saß und von Literatur und Kunst sprach. Er hörte auch zu, aber er blickte sie dabei an, ohne sich bewußt zu sein, wie starr sein Blick war, und daß alles, was seine Natur an Männlichkeit besaß, ihm aus den Augen leuchtete. Sie aber, die wenig von der Welt der Männer wußte, weil sie eine Frau war, sie fühlte deutlich seine brennenden Augen. Sie war noch nie auf diese Weise angesehen worden, und es machte sie verlegen. Sie stockte und suchte nach Worten. Sie verlor vollkommen den Faden. Er erschreckte sie, und doch wurde sie wieder von einer seltsamen Freude durchbebt, daß jemand sie auf diese Weise ansah. Ihre Erziehung warnte sie vor Gefahr und Sünde, die in dieser geheimnisvollen, rätselhaften Lockung lag, während ihre Instinkte wie helle Fanfaren durch ihr ganzes Wesen klangen und sie drängten, die Hindernisse von Kaste und Stand zu nehmen und diesen Wanderer aus einer anderen Welt zu gewinnen, diesen linkischen jungen Burschen mit den zerschrammten Händen und dem roten, rauhen Strich am Halse von dem ungewohnten Kragen, einen Menschen, der allzu offenkundig von einem rohen, wilden Dasein befleckt und besudelt war. Sie war rein, und ihre Reinheit empörte sich dagegen; aber sie war auch Weib, und zum erstenmal erfuhr sie jetzt das Paradoxe der weiblichen Natur.

»Wie gesagt – ja, was sagte ich doch?« Sie unterbrach sich plötzlich und lachte heiter über ihre eigene Verlegenheit.

»Sie sagten, daß dieser Mann, der Swinburne, kein großer Dichter wurde, weil… so weit waren Sie gekommen, Fräulein«, half er ihr, während ihm schien, als ob er plötzlich hungrig würde und ein wundervolles leises Zittern ihm bei ihrem Lachen das Rückgrat entlang kroch. Wie Silber, dachte er, wie klingende, silberne Glocken, und im selben Augenblick, aber nur eine Sekunde lang, fühlte er sich in ein

Telegram@shamanshainbook

fernes Land versetzt, wo er unter rosa Kirschblüten saß, eine Zigarette rauchte und auf die Glocken der spitzen Pagode lauschte, die Gläubige mit Strohsandalen zur Andacht riefen.

»Ja, danke«, sagte sie. »Das Höchste erreicht Swinburne nicht, weil er – nun ja, weil er unzart ist. Viele seiner Gedichte sollte man gar nicht lesen. Jede Zeile der wirklich großen Dichter ist von wahrer Schönheit erfüllt und wendet sich an alles, was erhaben und edel im Menschen ist. Von den Werken der großen Dichter könnte man nicht eine Zeile entbehren, ohne daß die Welt dadurch ärmer würde.«

»Ich fand es großartig«, sagte er zögernd, »das bißchen jedenfalls, das ich las. Ich hatte keine Ahnung, daß er so ein – ein Schurke war. Das wird wohl in seinen andern Büchern zum Vorschein kommen.«

»Viele Zeilen in dem Buch, das Sie gelesen haben, hätte er sich sparen können«, sagte sie, und ihre Stimme klang streng und lehrhaft.

»Die muß ich übersehen haben«, erklärte er. »Was ich las, war wirklich gut. Und es war so strahlend und schimmernd, es schien gerade in mich hinein und erleuchtete mich inwendig wie die Sonne oder ein Scheinwerfer. So wirkte es jedenfalls auf mich, aber ich verstehe wohl nicht viel von Dichtkunst, Fräulein.« Er brach verlegen ab. Er war verwirrt, war sich schmerzlich der Unfähigkeit bewußt, seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Er hatte die große und lebendige Glut in dem, was er las, empfunden, aber er vermochte es nicht wiederzugeben. Er konnte nicht ausdrücken, was er fühlte, und er verglich sich selbst mit einem Seemann, der sich in dunkler Nacht auf einem fremden Schiff mit einer Takelung abquälte, mit der er nicht vertraut war. Nun ja, sagte er sich, es ist meine Sache, mich in dieser neuen Welt zurechtzufinden. Er war noch nie auf etwas gestoßen, mit dem er nicht fertig geworden war, wenn er es ernstlich darauf angelegt hatte, und es war

Telegram@shabarsbibliothek

Zeit, daß er lernte, das, was in seinem Innern vorging, so auszusprechen, daß sie ihn verstand. Sie erweiterte seinen Horizont mächtig.

»Longfellow zum Beispiel – «, sagte sie.

»Ja, den habe ich gelesen«, unterbrach er sie, angespornt von dem Ehrgeiz, soviel wie möglich von seinem wenigen Bücherwissen zu zeigen, und eifrig bemüht, ihr zu beweisen, daß er kein ganz geistloser Tölpel war. ›»Der Psalm des Lebens‹, ›Excelsior‹ und… ich glaube, das ist alles.«

Sie nickte lächelnd, und er hatte das Gefühl, daß ihr Lächeln etwas nachsichtig war – mitleidig nachsichtig. Er war ein Narr, daß er versuchte, sich auf diese Weise aufzuspielen. Dieser Longfellow hatte wahrscheinlich zahllose Gedichtbände geschrieben. »Entschuldigen Sie, Fräulein, daß ich so drauflos schwatze. Ich weiß ja eigentlich nicht viel von diesen Sachen. Es gehört nicht zu meinem Beruf. Aber ich will es zu meinem Beruf machen.«

Das klang wie eine Drohung. Seine Stimme war entschlossen, seine Augen blitzten, die Linien in seinem Gesicht wurden hart. Ihr schien, als ob sein Kinn sich verändert hätte; es wirkte fast unangenehm streitbar. Gleichzeitig aber war es, als ob ihr eine Woge kraftvoller Männlichkeit von ihm entgegenschlug.

»Ich glaube wirklich, Sie können es zu Ihrem… Beruf machen«, schloß sie lachend. »Sie sind sehr stark.«

Ihr Blick weilte einen Augenblick auf dem muskulösen, sehnigen, fast stierhaften Nacken, der von der Sonne gebräunt war und von rauher Kraft und Gesundheit strotzte. Und obwohl er rot und verlegen dasaß, fühlte sie sich wieder zu ihm hingezogen. Zu ihrer eigenen Überraschung schoß ihr ein toller Gedanke durchs Hirn. Ihr schien, sie müsse ihre beiden Arme um seinen Hals legen, und all seine Stärke und Kraft würden auf sie überströmen. Dieser Einfall entsetzte sie. Ihr schien,

Telegram@shabarsbibliothek

daß sich ihr plötzlich eine ungeahnte Verderbnis ihrer Natur offenbarte. Zudem war Stärke für sie etwas Grobes, Brutales. Ihr Ideal männlicher Schönheit war immer schlanke Anmut gewesen. Aber der Gedanke verließ sie nicht. Es verwirrte sie, daß sie wirklich den Wunsch verspüren sollte, ihre Arme um diesen sonnenverbrannten Hals zu legen. Tatsächlich war sie selbst zart, und das, was ihr Körper und ihre Seele brauchten, war eben Stärke. Aber das wußte sie nicht. Sie wußte nur, daß kein Mann je eine solche Wirkung auf sie ausgeübt hatte wie dieser, der sie jeden Augenblick durch seine scheußliche Sprache erschreckte.

»Ja, ich bin kein Invalide«, sagte er. »Wenn es darauf ankommt, kann ich altes Eisen verdauen. Aber jetzt bin ich ein bißchen überladen. Das meiste von dem, was Sie gesagt haben, kann ich nicht verdauen. Ich habe mich nie mit dem Zeug abgegeben, wissen Sie. Ich habe Bücher und Poesie gern, und wenn ich mal Zeit hatte, habe ich gelesen, aber ich habe nie so darüber nachgedacht wie Sie. Darum kann ich nicht drüber reden. Mir geht es wie einem Seemann, der ohne Karte und Kompaß auf einem fremden Meer treibt. Jetzt möchte ich gern meine Lage peilen. Vielleicht können Sie mir dabei helfen. Wie haben Sie all das gelernt, was Sie da erzählen?«

»In der Schule und durch Studium«, antwortete sie.

»Zur Schule bin ich doch auch gegangen, als ich klein war«, wandte er ein.

»Ja; aber ich meine das Gymnasium und Kurse und die Universität.«

»Sie sind auf der Universität gewesen?« fragte er ehrlich bestürzt. Er hatte das Gefühl, daß sie ihm um mindestens eine Million Meilen ferner gerückt war.

»Ich besuche jetzt noch die Universität. Ich höre besonders Vorlesungen in Englisch.«

Tebyrongestrahlsbibliothek

Er verstand nicht, was sie mit »Englisch« meinte, merkte sich aber diesen Mangel in seinem Wissen und fragte weiter:

»Wie lange müßte ich lernen, um auf die Universität kommen zu können?«

Sie lächelte ermutigend über seinen Lerneifer und sagte: »Das hängt davon ab, was Sie schon gelernt haben. Sie haben nie ein Gymnasium besucht? Natürlich nicht. Aber haben Sie die Grundschule ganz durchgemacht?«

»Es fehlten noch zwei Jahre, als ich abging«, erwiderte er. »Aber ich war immer sehr gut in der Schule.«

Im nächsten Augenblick ärgerte er sich über seine Prahlerei und packte die Stuhllehnen so wütend, daß seine Fingerspitzen förmlich brannten. Da bemerkte er, daß eine Frau ins Zimmer trat. Er sah, wie das Mädchen vom Stuhl aufstand und der Eintretenden entgegeneilte. Sie küßten sich und kamen dann Arm in Arm auf ihn zu. Das muß ihre Mutter sein, dachte er. Sie war eine hochgewachsene blonde Frau, schlank, stattlich und schön. Ihre Kleidung war so, wie er sie in einem solchen Hause erwarten durfte. Seine Augen hingen mit Entzücken an den anmutigen Linien. Sie erinnerte ihn an Frauen, die er auf der Bühne gesehen hatte. Dann entsann er sich, daß er ähnlich gekleidete vornehme Damen in die Londoner Theater hatte hineingehen sehen, während er dastand und schaute, bis der Schutzmann ihn vor das Schutzdach in den Sprühregen geschoben hatte. Gleich darauf machten seine Gedanken einen Sprung nach dem Grand Hotel in Yokohama, wo er auch von der Straße aus große Damen gesehen hatte. Dann begann Yokohama selbst mit seinem Hafen blitzschnell in tausend Bildern vor seinen Augen vorüberzuziehen. Aber er löste sich rasch von diesem Kaleidoskop der Erinnerung, in dem Bewußtsein, daß er jetzt seine ganze Geistesgegenwart nötig hatte. Er wußte, daß er aufstehen mußte, um vorgestellt zu werden, und so erhob er sich denn mühsam. Er stand da, mit

Telegram@straubersbibliothek

Hosen, die sich an den Knien beutelten, und komisch hängenden Armen, und war mit zusammengebissenen Zähnen bereit, die bevorstehende Prüfung über sich ergehen zu lassen.

Telegram@shabarsbibliothek

Zweites Kapitel

Der Weg ins Speisezimmer war ein Alpdruck für ihn. Er stolperte und zauderte, machte einen Ruck vorwärts und schwankte dann wieder, so daß es zuweilen schien, als würde er nie hineingelangen. Schließlich aber hatte er es geschafft und wurde neben SIE gesetzt. Die Fülle der Messer und Gabeln jagte ihm Schrecken ein. Sie drohten mit unbekannten Gefahren, und er starrte sie gebannt an, bis ihr Glanz der Hintergrund für eine Reihe von Bildern aus der Back wurde, wo er und seine Kameraden saßen und Salzfleisch mit dem Taschenmesser und den Fingern aßen oder dicke Erbsensuppe mit verbogenen Blechlöffeln aus der Pfanne kratzten. Er konnte geradezu den Geruch von verdorbenem Fleisch spüren und das Schmatzen der Essenden beim Knarren der Spanten und dem Ächzen der Schotts hören. Er sah die Kameraden essen und kam zu dem Ergebnis, daß sie wie Schweine aßen. Nun, er wollte sich hier schon zusammennehmen. Er wollte kein Geräusch machen. Er wollte ständig darauf achten.

Er ließ seinen Blick über den Tisch schweifen. Ihm gegenüber saßen Arthur und Arthurs Bruder Norman. Er dachte daran, daß es ihre Brüder waren, und fühlte warme Freundschaft für sie. Wie alle in dieser Familie sich liebten! Er sah es wieder vor sich, wie ihre Mutter erschien, wie sich die beiden zur Begrüßung küßten und dann Arm in Arm zu ihm traten. In seiner Welt zeigten Eltern und Kinder ihre Gefühle nicht so. Es war eine Offenbarung von den Höhen des Lebens, die man in der oberen Gesellschaft erreichen konnte. Es war das Schönste, was er bisher bei diesem kleinen Einblick in eine neue Welt gesehen hatte. Es machte tiefen Eindruck auf ihn,

Textarchiv Eschenbach

und sein Herz strömte über vor mitfühlender Zärtlichkeit. Sein ganzes Leben lang hatte er nach Liebe gehungert. Seine Natur verlangte Liebe. Sie war eine organische Forderung seines Wesens. Doch er hatte sie entbehren müssen und war hart dabei geworden. Er hatte selbst nicht gewußt, daß er Liebe brauchte, und auch jetzt wußte er es nicht. Er sah nur ihr Wirken, und das durchschauerte ihn tief und erschien ihm edel, herrlich und erhaben.

Er freute sich, daß Herr Morse nicht anwesend war. Es war schwierig genug, ihr, ihrer Mutter und ihrem Bruder Norman näherzukommen. Arthur kannte er schon ein wenig. Dem Vater, das wußte er, wäre er nicht mehr gewachsen. Ihm schien, daß er sich noch nie im Leben so abgemüht hätte. Die schwerste Arbeit war Kinderspiel dagegen. Winzige Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, und auch sein Hemd war feucht von der Anstrengung, soviel Ungewohntes auf einmal zu tun. Er mußte essen, wie er noch nie gegessen hatte, mußte mit seltsamen Geräten hantieren und dabei verstohlene Blicke auf die anderen werfen, um zu sehen, wie sie mit jedem neuen Ding umgingen; er mußte die Flut von Eindrücken bewältigen, die auf ihn zuströmten und in seinem Bewußtsein gesichtet und geklärt werden wollten. Dazu fühlte er eine heftige Sehnsucht nach ihr, eine Sehnsucht, die ihn als dumpf nagende Rastlosigkeit quälte, und spürte das stachelnde Verlangen, sich emporzuschwingen zu der Höhe des Lebens, auf der sie dahinschritt. Immer wieder verlor sich sein Geist in Grübelei und unklaren Plänen, wie er diese Höhe erreichen könnte. Wenn sein Blick heimlich zu Norman glitt, der ihm genau gegenüber saß, oder zu den anderen, um herauszubekommen, welches Messer oder welche Gabel gerade in diesem Fall benutzt wurde, so nahm noch dazu das Gesicht des Betreffenden seine Gedanken in Anspruch, und er

Telegram@StahlSchublinbrek

versuchte unwillkürlich, die Personen einzuschätzen und zu erraten, was sie – stets im Verhältnis zu IHR – bedeuteten.

Dann wieder mußte er sprechen, hören, was man zu ihm sagte und was die anderen unter sich sprachen, und, wenn nötig, antworten, mit einer Zunge, die die unangenehme Neigung hatte, durchzugehen, und stets gezügelt werden mußte. Und um seine Verwirrung noch zu vermehren, war der Diener da, eine beständige Drohung, die lautlos an seiner Schulter auftauchte, eine unheimliche Sphinx, die ihm Rätsel und Vexierfragen vorlegte, die er stets sofort lösen mußte. Während der ganzen Mahlzeit bedrückte ihn der Gedanke an die Fingerschalen. Beharrlich, immer wieder abschweifend, fragte er sich, wann sie in Erscheinung treten und wie sie aussehen würden. Er hatte von diesen Dingern gehört und wußte, daß er sie im Laufe weniger Minuten sehen würde, da er mit höheren Wesen bei Tische saß und sie wie diese benutzen sollte. Und das Wichtigste vor allem: auf dem Grunde seiner Gedanken und doch stets dicht an der Oberfläche lag die große Frage, wie er sich diesen Leuten gegenüber benehmen sollte. Welche Haltung sollte er einnehmen? Mit diesem Problem kämpfte er andauernd und sorgenvoll. Da waren feige Einflüsterungen, die ihn veranlassen wollten, Komödie zu spielen, und noch feigere, die ihn warnten, daß er bei einem solchen Versuch scheitern müßte, daß seine Natur sich nicht dazu eignete und daß er sich zum Narren machen würde.

Während des ersten Teils des Essens, als er mit sich rang, wozu er sich entscheiden sollte, war er sehr still. Er wußte nicht, daß er durch sein Schweigen Arthur Lügen strafte, der am Tag zuvor angekündigt hatte, er würde einen Wilden mit zu Tisch bringen, sie brauchten aber keine Angst zu haben, denn sie würden feststellen, es sei ein interessanter Wilder. Martin Eden hätte gerade jetzt nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß

Telegrafenshaber-Bibliothek

IHR Bruder sich eines solchen Verrats schuldig machen könnte, zumal er ja eben diesem Bruder aus einer schlimmen Prügelei geholfen hatte. Und so saß er denn bei Tisch, bedrückt durch seine eigene Unwürdigkeit und doch zugleich von allem, was um ihn her vorging, bezaubert. Zum erstenmal erkannte er, daß Essen etwas anderes als eine nützliche Funktion war. Er hatte keine Ahnung, was er aß. Es war eben Essen. Er stillte seinen Schönheitsdurst an diesem Tisch, wo Essen eine ästhetische Funktion war. Aber es bedeutete auch eine intellektuelle Funktion. Sein Geist war angeregt. Er hörte Worte, deren Sinn er nicht verstand, und andere Worte, die er nur in Büchern gefunden hatte und die weder Männer noch Frauen seiner Bekanntschaft imstande gewesen wären auszusprechen. Wenn er solche Worte von den Lippen dieser wundervollen Familie – IHRER Familie – aussprechen hörte, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre, wurde er von Entzücken durchbebt. Die Romantik und Schönheit, das Erhabene, von dem er in Büchern gelesen hatte, wurden hier wahr. Er befand sich in dem seltsamen, seligen Zustand, in dem ein Mann seinen Traum aus den Winkeln der Phantasie herausspazieren und Wirklichkeit werden sieht.

Noch nie hatte er auf solchen Höhen des Lebens gestanden, und er hielt sich selbst im Hintergrund, lauschend, beobachtend und glücklich, während er einsilbig »Ja, Miß« und »Nein, Ma'am« erwiderte. Er unterdrückte den Impuls, der seinem Seemannsdrill entsprang, ihren Brüdern mit »Ja, Sir« und »Nein, Sir« zu antworten. Er fühlte, das würde nicht richtig sein, würde ein Eingeständnis seiner Unterordnung bedeuten – was unmöglich anging, wenn er SIE gewinnen wollte. Außerdem lehnte sich sein Stolz dagegen auf. Weiß Gott! sagte er zu sich, ich bin genauso gut wie sie, und wenn sie auch vieles wissen, was ich nicht weiß, so könnte ich sie doch auch ein ganz Teil lehren. Wenn aber sie oder ihre Mutter

Telegram@Shabas Bibliothek

ihn ein paar Augenblicke später mit »Herr Eden« ansprachen, vergaß er seinen streitbaren Stolz und wurde ganz rot und warm vor Freude. Er war ein zivilisierter Mensch, jawohl, und er saß hier, Schulter an Schulter, bei Tisch mit Leuten gleich denen, über die er in Büchern gelesen hatte. Jetzt war er selbst mitten in so einem Buch, mitten in einem Abenteuer, das die Druckseiten eines dicken Bandes füllte.

Während er aber Arthurs Beschreibung auf diese Art Lügen strafte und eher ein frommes Lamm als ein Wilder zu sein schien, zerbrach er sich die ganze Zeit den Kopf, wie er auftreten sollte. Er war kein frommes Lamm, und die zweite Geige zu spielen, paßte seiner hochfahrenden Herrschernatur durchaus nicht. Er sprach nur, wenn er mußte, und dann war seine Rede wie sein Gang zu Tisch, zögernd und stockend, da er in seinem buntgemischten Sprachschatz suchte, über Worte nachgrübelte, die wohl bei dieser oder jener Gelegenheit paßten, die er aber fürchtete, nicht richtig auszusprechen, und wieder andere Worte verwarf, von denen er wußte, daß sie sie nicht verstanden, oder daß sie in ihren Ohren roh und gewöhnlich klingen würden. Aber die ganze Zeit bedrückte ihn das Bewußtsein, daß diese Vorsicht in der Wahl seiner Worte ihn als Dummkopf erscheinen ließ, weil sie ihn hinderte, seinem Innern Ausdruck zu verleihen.

Dazu empörte sich seine Freiheitsliebe gegen diesen Zwang ungefähr ebenso wie sein Hals gegen die Fessel seines steifen Kragens, und schließlich wußte er, daß er es auf die Dauer doch nicht durchhalten würde. Er war eine Kraftnatur, er konnte denken, und der schöpferische Geist in ihm hob das Haupt und wollte sich geltend machen. Er wurde schnell übermannt von der Idee oder dem Gefühl, die sich in ihm in Geburtswehen wanden, um Ausdruck und Form zu finden, und dann vergaß er sich und seine Umgebung, und die alten Worte

Telegram@stadtbibliothek

– die Werkzeuge der Sprache, die er kannte – schlüpften heraus.

Als der Diener ihm einmal etwas anbot, ihn dabei unterbrach und an seine Schulter stieß, lehnte er mit einem kurzen, entschiedenen »Pau!« ab.

Sofort richteten sich alle Augen bei Tische erwartungsvoll auf ihn, der Diener war hochnäsig und belustigt, und Martin Eden schämte sich sehr. Aber er faßte sich schnell.

»Das ist ein Kanakenwort für ›fertig‹«, erklärte er. »Und es rutschte mir unwillkürlich heraus!«

Er sah, wie ihr Blick neugierig auf seinen Händen ruhte, und da er einmal beim Erklären war, redete er weiter: »Ich kam auf einem Schiff von der Pazifik-Postlinie die Küste herunter. Wir hatten uns verspätet, und in allen Häfen am Puget-Sund schufteten wir wie die Nigger, um die Ladung zu verstauen – Stückgut, wenn Sie wissen, was das heißt. Davon ist die Haut so abgeschrammt.«

»Ach, das meinte ich nicht«, erklärte sie schnell. »Ihre Hände scheinen mir zu klein für Ihren Körper.«

Er errötete. Er glaubte, daß wieder eine seiner Unvollkommenheiten ans Tageslicht gebracht worden sei.

»Ja«, sagte er ärgerlich. »Sie sind nicht groß genug. Meine Arme und Schultern sind so stark wie die von einem Maultier – zu stark, und wenn ich einem Mann eins in die Fresse haue, kriegen meine Hände auch etwas dabei ab.«

Was er da eben vorgebracht hatte, gefiel ihm nicht. Er war wütend auf sich. Er hatte seine Zunge laufen lassen und Dinge gesagt, die sich nicht schickten.

»Es war großartig von Ihnen, daß Sie Arthur auf diese Weise zu Hilfe kamen – Sie, als Fremder«, sagte sie taktvoll, als sie seine Verlegenheit sah, obwohl sie den Grund nicht kannte.

Telegram@shabarsbibliothek

Er hingegen verstand sehr gut, was sie getan hatte, und in der warmen Welle der Dankbarkeit, die über ihm zusammenschlug, vergaß er seine geschwätzige Zunge.

»Das war nicht der Rede wert«, sagte er. »Jeder andere hätte es auch getan. Diese Rowdys wollten Spektakel machen, und Arthur hatte ihnen nichts getan. Sie gingen auf ihn los, und da ging ich eben auch auf sie los und vermöbelte ein paar von ihnen. Bei der Gelegenheit ging wohl auch ein bißchen Haut von meinen Händen ab, und unsere Gegner mußten ein paar Zähne opfern. Ich hätte es um alles in der Welt nicht versäumen mögen. Wenn ich sehe…«

Er hielt inne, mit offenem Munde, am Rande des Abgrunds seiner eigenen Verderbtheit und äußersten Unwürdigkeit, dieselbe Luft wie sie zu atmen. Und während Arthur zum zwanzigstenmal sein Abenteuer mit den betrunkenen Strolchen auf der Fähre berichtete und erzählte, wie Martin Eden sich auf sie gestürzt und ihm geholfen hatte, saß dieser Martin Eden mit gerunzelter Stirn da, dachte, daß er sich jetzt vollkommen lächerlich gemacht hätte, und kämpfte verbissener denn je mit der Frage, wie er sich diesen Leuten gegenüber benehmen sollte. Bis jetzt hatte er wahrhaftig nicht viel Glück gehabt. Er gehörte nicht zu ihrer Klasse und sprach nicht ihre Sprache, so erklärte er es sich selbst. Er konnte nicht so tun, als ob er ihresgleichen wäre. Eine solche Maskerade würde ihm mißglücken, zumal jede Art Maskerade seinem Wesen fremd war. Verstellung oder List kannte er nicht. Was auch geschah, er mußte er selbst bleiben. Noch konnte er ihre Sprache nicht sprechen, doch bald würde er sie beherrschen. Dazu war er fest entschlossen. Inzwischen aber mußte er sprechen, und zwar in seiner eigenen Sprache, die er natürlich mildern müßte, damit sie ihnen verständlich wurde und sie nicht allzusehr verletzte. Von nun an wollte er nicht einmal mehr durch schweigendes Hinnehmen so tun, als kenne er Dinge, die er in Wirklichkeit

Telegram@schattenbibliothek

nicht kannte. Nach dieser Entscheidung fragte Martin Eden, als die beiden Brüder in einem Gespräch über Universitätsangelegenheiten mehrmals den Ausdruck »Trig« gebrauchten:

»Was ist Trig?«

»Trigonometrie«, erwiderte Norman, »eine höhere Form der Math.«

»Und was ist Math?« lautete die nächste Frage, die Norman zum Lachen brachte.

»Mathematik – Arithmetik«, war die Antwort.

Martin Eden nickte. Flüchtig hatte er etwas von den anscheinend unbegrenzten Horizonten des Wissens erblickt. Was er sah, nahm greifbare Gestalt an. Seine unerhörte Einbildungskraft ließ Abstraktionen körperliche Form gewinnen. In der Werkstatt seines Hirns wurden Trigonometrie und Mathematik, der ganze Bereich der Wissenschaft, den sie bezeichneten, in eine Landschaft verwandelt. Er sah Alleen in grünem Laub und Waldlichtungen, ganz in sanftes Licht getaucht oder von hellen Sonnenflecken durchblitzt. Die Einzelheiten in der Ferne waren verschleiert und von einem violetten Nebel verwischt, dahinter aber, das fühlte er, lag der Zauber des Unbekannten, der Reiz der Romantik. Es wirkte auf ihn wie Wein. Hier gab es Abenteuer. Hier gab es etwas, das Kopf und Hände verrichten konnten, hier war eine Welt zu erobern; und sogleich tauchte im Hintergrund seines Bewußtseins der Gedanke auf, daß er siegen wollte, um SIE zu gewinnen, diese lilienweiße Elfe, die neben ihm saß.

Die leuchtende Vision wurde von Arthur zerstört, der den ganzen Abend versucht hatte, seinen wilden Mann aus sich herauszulocken. Martin Eden erinnerte sich seines Entschlusses. Zum erstenmal wurde er der echte Martin Eden, anfangs bewußt und mit voller Überlegung; bald aber vergaß

Telegram@Lehrerbibliothek

er alles über der schöpferischen Freude, das Leben, wie er es kannte, vor den Augen der Zuhörer vorüberziehen zu lassen.

Er hatte zur Mannschaft des Schmugglerschoners »Halcyon« gehört, der von einem Zollkutter gefaßt worden war. Er hatte offene Augen und konnte erzählen, was er gesehen hatte.

Er ließ das wogende Meer und die Männer und Schiffe des Meeres vor ihnen erstehen. Er teilte ihnen von seiner Einbildungskraft mit, bis sie mit seinen Augen sahen, was er gesehen hatte. Aus der ungeheuren Menge von Einzelheiten wählte er mit dem sicheren Griff des Künstlers die geeigneten aus, zeichnete Bilder des Lebens, die von Licht und Farben flammten, so daß seine Zuhörer von diesem Strom ursprünglicher Beredsamkeit, Begeisterung und Kraft gepackt wurden. Zeitweilig erschreckte er sie durch die Lebhaftigkeit der Erzählung und seiner Ausdrücke, aber auf Heftigkeit folgte immer rasch wieder Schönheit, und die Tragödie wurde gemildert durch Humor und durch die Erklärungen der sonderbaren Gedankengänge und Wortspiele, die Seeleuten eigentümlich sind.

Und während er sprach, sah das junge Mädchen ihn mit großen, erschrockenen Augen an. Sein Feuer durchglühte sie. Sie fragte sich, ob sie wohl ihr ganzes Leben gefroren hätte. Sie sehnte sich danach, sich an diesen brennenden, flammenden Mann zu lehnen, der wie ein Vulkan Stärke und Gesundheit ausspie. Sie fühlte, daß sie sich an ihn lehnen mußte, und widerstand der Versuchung nur mit Mühe. Aber sie empfand auch den entgegengesetzten Impuls: sie schauderte vor ihm zurück. Sie wurde abgestoßen durch diese zerschundenen Hände, die so von Arbeit verfärbt waren, als sei der Schmutz des Lebens bis in das Fleisch gedrungen, durch den roten Streifen vom Kragen und die schwellenden Muskeln. Seine Rauheit erschreckte sie. Jedes grobe Wort beleidigte ihr Ohr, jedes rohe Erlebnis war ein Hohn auf ihre Seele. Aber

Telegram@shabarshirinek

immer wieder fühlte sie, wie er sie anzog, bis ihr schien, daß er schlecht sein müßte, da er eine solche Macht über sie hatte. Alles, was am tiefsten in ihr wurzelte, geriet ins Wanken. Der Zauber von Romantik und Abenteuer, der über ihm lag, war ein Angriff gegen alles Herkömmliche. Seinen leicht besiegten Gefahren und seinem stets bereiten Lachen gegenüber war das Leben nicht mehr etwas Ernstes voll Mühe und Zwang, sondern ein Spielzeug, das man nach Belieben drehen und wenden, das man sorglos und freudig leben und lässig beiseite werfen konnte. Deshalb spiele! rief es in ihr. Lehne dich an ihn, wenn du Lust dazu hast, und lege ihm deine Arme um den Hals! Sie hätte gern diesen wilden Gedanken verbannt, und sie suchte vergebens, ihre eigene Reinheit und Kultur, alles, was sie war, in die Waagschale zu werfen gegen das, was er nicht war. Sie sah auf die andern und bemerkte, daß sie ihn aufmerksam und hingerissen anblickten, und sie würde ganz den Mut verloren haben, hätte sie nicht den Schrecken in den Augen ihrer Mutter gesehen – die wohl auch gebannt war, aber dennoch zurückschauderte. Dieser Mann aus der äußersten Finsternis war schlecht. Ihre Mutter sah es, und ihre Mutter hatte recht. Sie wollte sich in dieser Sache wie immer auf das Urteil ihrer Mutter verlassen. Das Feuer, das aus ihm loderte, wärmte nicht mehr, ihre Angst vor ihm war nicht mehr so stark.

Später setzte sie sich an den Flügel und spielte für ihn und gegen ihn, aggressiv, mit dem unklaren Ziel, die unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen zu betonen. Ihre Musik war eine Keule, die sie brutal über seinem Haupte schwang, aber wenn sie ihn auch betäubte und in den Staub warf; so wirkte sie doch anspornend auf ihn. Er starrte sie ehrfürchtig an. Für ihn wie für sie erweiterte sich die Kluft zwischen ihnen; aber noch fester wurde sein ehrgeiziger Entschluß, diese Kluft zu überspringen. Jedoch wurde er von einem zu

Telegram@schattenbibliothek

vielfältigen Komplex von Empfindungen bewegt, als daß er den ganzen Abend hätte ruhig dasitzen und in einen klaffenden Abgrund starren können, namentlich wenn musiziert wurde. Er war merkwürdig empfänglich für Musik. Sie war wie ein feuriger Trank, der seine Gefühle zu ungewohnter Kühnheit anspornte, wie ein Rausch, der seine Phantasie ergriff und sie bis in die Wolken hob. Musik verjagte die schmutzige Wirklichkeit, erfüllte sein Gemüt mit Schönheit, ließ die Romantik frei und gab ihr Schwingen. Er verstand die Musik nicht, die sie spielte. Sie war ganz anders als die Musik, die er kannte: das hämmernde Klavier und die lärmenden Blechkapellen in den Tanzlokalen. Aber er hätte durch die Bücher eine Vorstellung von dieser Art Musik, und er nahm ihr Spiel gläubig auf, wartete anfangs geduldig auf die hüpfenden Takte eines bestimmten einfachen Rhythmus und wurde ganz verwirrt, weil diese Maße so oft wechselten. Gerade wenn er ihre Melodie erfaßt hatte und seine Phantasie harmonisch zum Flug ansetzte, verschwanden sie immer wieder in einem wirren Chaos von Tönen, die ihm nichts bedeuteten, und seine Phantasie stürzte schwer zur Erde zurück.

Plötzlich fiel ihm ein, daß dies ein bewußter Versuch sein mochte, ihn zurückzuweisen. Er fühlte ihre Abwehr und bemühte sich, die Botschaft zu erraten, die ihre Hände durch die Tasten mitteilten. Dann aber schob er diesen Gedanken als unwürdig und unmöglich von sich und überließ sich freier der Musik. Wieder überkam ihn das alte Entzücken. Seine Füße waren nicht mehr erdgebunden, sein Fleisch wurde Geist. Vor und hinter seinem Blick entzündete sich ein mächtiger Strahlenkranz. Er vergaß seine Umgebung und erhob sich im Fluge über eine Welt, die ihm so teuer war. In den Traumbildern, die seiner inneren Schau zuströmten, mischte sich Bekanntes mit Unbekanntem. Er erreichte fremde Häfen

Telegram@shamanskibibliotek

in sonnigen Ländern und betrat Marktplätze barbarischer Völker, die kein Mensch je gesehen hatte. Er konnte den Duft der Gewürzinseln spüren, wie er ihn in warmen, stillen Nächten auf See gespürt hatte, er kreuzte gegen den Südostpassat der langen Tropentage, den Passat, der die Palmenwedel der Koralleninseln in das türkisblaue Meer hinter ihm versinken und wieder auftauchen ließ. Diese Bilder kamen und schwanden mit der Schnelligkeit eines Gedankens. In einem Augenblick saß er rittlings auf einem Präriehengst und flog durch das bunte Wüstenland mit seinen Märchenfarben; im nächsten starrte er durch Hitzeflimmer in die bleiche Gruft des Totentals oder ruderte über ein halb zugefrorenes Weltmeer, aus dem sich große Eisinseln hoben und in der Sonne glitzerten. Er lag am Ufer einer Koralleninsel, deren Kokospalmen bis zu der sanftrauschenden Brandung hinunterwuchsen. Auf dem Rumpf eines alten Wracks brannten blaue Flammen, und in ihrem Schimmer tanzten die Hulatänzer zu den fremdartigen Liebesrufen der Sänger, den klimpernden Ukuleles und rasselnden Tom-Toms. Es war eine sinnenerregende tropische Nacht. Im Hintergrund hob sich die dunkle Silhouette eines vulkanischen Kraters vom Sternenhimmel ab. Am Himmel stand ein blasser Halbmond, und tief am Horizont flammte das Kreuz des Südens.

Er war wie eine Harfe; alles Leben, das er bisher gekannt hatte und das sein Bewußtsein bildete, stellte die Saiten der Harfe dar, und die Flut der Musik war der Wind, der gegen die Saiten schlug und sie unter Erinnerungen und Träumen schwingen ließ. Er fühlte nicht nur. Seine Empfindung nahm Form, Farbe und Leuchtkraft an und verkörperte auf erhabene, zauberische Weise, was seine Phantasie wagte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wurden eins, und er wanderte beschwingt durch die weite, glühende Welt, durch Abenteuer und edle Taten, hin zu ihr – ja, und zusammen mit ihr, die er

Telegram@shahdsobhidek

gewinnen wollte; er schlang seinen Arm um sie und trug sie im Fluge durch das Königreich seines Geistes.

Und als sie ihm über die Schulter hinweg einen verstohlenen Blick zuwarf, sah sie etwas von alledem in seinem Gesicht. Es war ein verklärtes Gesicht mit großen, glänzenden Augen, die durch den Schleier der Töne blickten und dahinter den klopfenden Pulsschlag des Lebens und die mächtigen Phantome des Geistes sahen. Sie erschrak. Der ungehobelte, verlegene Bursche war verschwunden. Die schlechtsitzende Kleidung, die zerschrammten Hände und das sonnverbrannte Gesicht waren noch da, aber nur wie ein Kerkergitter, durch das sie eine große Seele ausschauen sah, stumm und stammelnd, weil die Lippen unfähig waren, ihr Ausdruck zu verleihen. Sie erblickte das alles nur einen flüchtigen Augenblick; dann sah sie wieder den linkischen Burschen und lachte über ihren wunderlichen Einfall. Aber den Eindruck dieses flüchtigen Bildes konnte sie nicht abschütteln, und als der Zeitpunkt kam, da er sich, stolpernd und unsicher, verabschiedete, lieh sie ihm den Band Swinburne, in dem er geblättert hatte, und einen Band Browning – sie hörte gerade Vorlesungen über Browning. Wie er errötend dastand und seinen Dank stammelte, schien er ihr ein solcher Knabe, daß eine Woge mütterlichen Mitleids in ihr aufwallte. Sie dachte weder an den linkischen Burschen noch an die gefangene Seele oder an den Mann, der sie mit all seiner Männlichkeit angestarrt, der sie entzückt und geängstigt hatte. Sie sah nur einen Knaben, der ihre Hand mit einer Hand drückte, die so arbeitshart war, daß sie sich wie ein Reibeisen anfühlte, und ihr die Haut kratzte, einen Knaben, der stockend hervorstieß:

»Die größte Stunde meines Lebens. Wissen Sie, ich bin so was nicht gewohnt…« Er sah sich hilflos um. »Leute und Häuser wie dies. Das ist mir alles neu, und es gefällt mir.«

Textgrundlage: Gutenberg-Projekt

»Dann besuchen Sie uns hoffentlich wieder«, antwortete sie, als er ihren Brüdern gute Nacht sagte.

Er setzte die Mütze auf, stürzte verzweifelt zur Tür hinaus und war verschwunden.

»Nun, wie findest du ihn?« fragte Arthur.

»Er ist äußerst interessant – ein frischer Luftzug«, erwiderte sie. »Wie alt ist er?«

»Zwanzig – fast einundzwanzig. Ich fragte ihn heute nachmittag. Ich hätte ihn nicht für so jung gehalten.« Und ich bin drei Jahre älter, dachte sie, während sie ihren Brüdern den Gutenachtkuß gab.

Telegram@shabarsbibliothek

Drittes Kapitel

Während Martin Eden die Treppe hinunterging, fuhr seine Hand in die Rocktasche. Sie kam mit einem Stück braunem Reispapier und einer Prise mexikanischem Tabak wieder zum Vorschein, woraus er sich gewandt eine Zigarette rollte. Er sog den ersten Zug tief in die Lunge ein und atmete langsam den Rauch aus. »Bei Gott!« sagte er laut, mit Ehrfurcht und Staunen in der Stimme. »Bei Gott!« wiederholte er. Und noch einmal murmelte er: »Bei Gott!« Dann hob er die Hand zum Kragen, riß ihn ab und stopfte ihn in die Tasche. Ein kalter Staubregen fiel, aber er entblößte den Kopf und knöpfte sich die Weste auf, während er mit einer herrlichen Sorglosigkeit durch die Straßen schlenderte. Er bemerkte kaum, daß es regnete. Er war in Verzückung, träumte herrliche Träume und genoß in Gedanken noch einmal das soeben Erlebte.

Endlich hatte er die Frau getroffen – die Frau, an die er bisher so wenig gedacht hatte, weil er nicht dazu neigte, an Frauen zu denken, wenn er auch unbestimmt erwartet hatte, ihr einmal in der Zukunft zu begegnen. Er hatte neben ihr bei Tisch gesessen. Er hatte ihre Hand in der seinen gefühlt, hatte ihr in die Augen geblickt und den Schimmer einer schönen Seele gesehen – die doch nicht schöner war als die Augen, aus denen sie leuchtete, oder der Körper, der ihr Form und Ausdruck gab. Er dachte nicht mit Begehren an ihren Körper, was neu für ihn war, denn bei den Frauen, die er bisher gekannt, hatte er an nichts anderes gedacht. Aber ihr Leib war nicht solcher Art. Er dachte ihn sich nicht als Leib, den Übeln und Schwächen des Fleisches unterworfen. Ihr Körper war mehr als ein Gewand ihres Geistes, er war eine Ausstrahlung ihrer Seele, eine reine,

Telegram@ghostsbibliothek

anmutige Kristallisierung des Göttlichen in ihrem Wesen. Dies Gefühl des Göttlichen überraschte ihn. Es scheuchte ihn aus seinen Träumen und zwang ihn zu ernstem Nachdenken. Nie zuvor hatte er auch nur in Gedanken einen Hauch des Göttlichen empfunden, nie hatte er an das Göttliche geglaubt. Er war stets Freidenker gewesen und hatte gutmütig über die »Himmelslotsen« und ihr Gerede von der Unsterblichkeit der Seele gespottet. Ein Leben nach dem Tode hatte er geleugnet; es gab nur das Jetzt und Hier und dann ewige Finsternis. Was er aber in ihren Augen gesehen hatte, war die Seele – die unsterbliche Seele, die nie erlöschen konnte. Kein Mann, den er bisher gekannt hatte, und keine Frau hatte ihm je eine Botschaft von der Unsterblichkeit gebracht. Sie aber hatte es getan. Sie hatte sie ihm zugeflüstert im ersten Augenblick, als sie ihn anschaute. Während er durch die Straßen schritt, schwebte ihr Gesicht vor ihm, blaß und ernst, süß und empfindsam, mit einem Lächeln, so mitfühlend und sanft, wie nur die seligen Geister lächeln können, und so rein, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Ihre Reinheit traf ihn wie ein Schlag. Sie erschreckte ihn. Er hatte Gut und Böse gekannt, aber an Reinheit als Wesensausdruck hatte er nie gedacht. Und jetzt erkannte er an ihr, daß Reinheit der höchste Grad von Güte und Unschuld war, deren Summe das ewige Leben ausmachte.

Und sofort spornte sein Ehrgeiz ihn an, nach diesem ewigen Leben zu greifen. Er war nicht einmal wert, ihr das Schuhband zu lösen – das wußte er; es war ein Wunder und ein phantastisches Spiel des Schicksals, das ihm an diesem Abend ermöglicht hatte, sie zu sehen, mit ihr zusammen zu sein, mit ihr zu sprechen. Es war Zufall, nicht sein Verdienst. Er verdiente ein solches Glück nicht. Er fühlte sich ganz religiös gestimmt. Er war bescheiden und demütig, von der Erkenntnis seiner eigenen Kleinheit und Unwürdigkeit erfüllt. In solcher

Telegram @stadtbibliothek

Gemütsverfassung drängt es die Sünder zum Beichtstuhl. Er war von seiner Sünde überzeugt. Aber wie die Geringen und Demütigen, wenn sie Buße tun, einen strahlenden Schimmer ihrer eigenen künftigen Größe sehen, so sah auch er einen Schimmer dessen, was er durch ihren Besitz erreichen würde. Die Vorstellung von diesem künftigen Besitz war jedoch unklar und verschwommen. Er war völlig verschieden von der Art Besitz, die er bisher gekannt hatte. Sein Ehrgeiz erhob sich in wahnsinnigem Flug, und er sah, wie er gemeinsam mit ihr die Gipfel des Lebens erklomm, seine Gedanken mit ihr teilte und sich mit ihr an schönen, edlen Dingen freute. Es war ein Besitz der Seele, von dem er träumte, von allem irdisch Groben geläutert, eine freie Kameradschaft der Geister, die er nicht in bestimmte Gedanken fassen konnte. Er dachte sie nicht. In dieser Sache dachte er überhaupt nicht. Sein Gefühl bemächtigte sich der Vernunft, er zitterte und bebte in nie gekannten Erregungen, trieb lustvoll auf einem Meer von Empfindung, wo selbst das Gefühl erhaben und vergeistigt war und ihn auf die Höhen des Lebens trug.

Er schwankte wie ein Betrunkener und murmelte laut und begeistert: »Bei Gott! Bei Gott!«

An einer Straßenecke sah ihn ein Schutzmann mißtrauisch an und bemerkte seinen wiegenden Seemannsgang.

»Wo hast du dir den Rausch geholt?« fragte der Schutzmann. Martin Eden kehrte auf die Erde zurück. Sein Geist war wie ein leichtflüssiger Stoff, der schnell beweglich alle Winkel und Ritzen füllen konnte. Der Anruf des Schutzmanns brachte ihn sofort zu sich, und er erfaßte die Situation klar.

»Der ist nicht schlecht, was?« antwortete er lachend. »Ich wußte gar nicht, daß ich laut redete.«

»Du wirst bald anfangen zu singen«, meinte der Schutzmann.

»Nein, das werd ich nicht. Gib mir ein Streichholz, und ich fahre mit der nächsten Bahn nach Haus.«

Telegram@Schattenbibliothek

Er zündete sich seine Zigarette an, sagte gute Nacht und ging weiter. »Dem hab ich sicher einen Schreck eingejagt«, murmelte er. »Der dachte, ich bin betrunken.« Er lächelte und überlegte. »Das war ich wohl auch«, fügte er hinzu, »aber ich hätte nie gedacht, daß ein Frauengesicht dazu genügt.«

Er stieg in eine Straßenbahn, die von Telegraph Avenue nach Berkeley ging. Sie war überfüllt – lauter junge Burschen, die Lieder sangen und immer wieder den Kriegsruf ihres Colleges ausstießen. Er betrachtete sie mit Interesse. Es waren Studenten. Sie besuchten alle dieselbe Universität wie Ruth, gehörten derselben sozialen Klasse an wie sie, kannten sie vielleicht, sahen sie jeden Tag, wenn sie Lust dazu hatten. Er wunderte sich, daß sie keine Lust dazu hatten, daß sie ausgegangen waren, um sich zu amüsieren, statt heute abend in einem ehrerbietigen, bewundernden Kreis um sie zu sitzen. Seine Gedanken arbeiteten weiter. Er bemerkte einen jungen Mann mit schmalgeschlitzten Augen und schlaffen Lippen. Das ist ein Mistkerl, dachte er. An Bord eines Schiffes würde er einen Schleicher, einen Waschlappen, einen Schwätzer abgeben. Er, Martin Eden, war ein besserer Mann als dieser Bursche. Der Gedanke ermutigte ihn. Es war, als ob er ihn ihr näherbrachte. Er begann, sich mit den anderen Studenten zu vergleichen. Er wurde sich seines Muskelmechanismus bewußt und war überzeugt, daß er ihnen in körperlicher Beziehung überlegen war. Aber ihre Köpfe waren mit einem Wissen gefüllt, das sie befähigte, so zu sprechen, wie sie zu sprechen pflegte. Dieser Gedanke bedrückte ihn. Aber wozu hat man denn einen Kopf? fragte er sich heftig. Was die getan hatten, konnte er auch tun. Sie hatten das Leben in Büchern studiert, während er damit beschäftigt war, das Leben wirklich zu leben. Sein Kopf war genauso voller Wissen wie die ihren, wenn es auch eine andere Art von Wissen war. Wie viele von ihnen konnten wohl einen Taljereepknoten schlingen, ein

Telegramm@schandsbibliothek

Ruder bedienen oder Wache stehen? Sein Leben lag vor ihm ausgebreitet in einer ganzen Reihe von Bildern, Bildern von Gefahr und Kühnheit, Mühsal und Härte. Er erinnerte sich der Niederlagen und Schlappen seiner Lehrjahre. Soviel hatte er jedenfalls doch gewonnen: sie mußten später auch hinaus ins Leben und ihre Erfahrungen machen, wie er es getan hatte. Schön! Während sie damit beschäftigt waren, konnte er die andere Seite des Lebens aus Büchern lernen.

Als der Wagen die wenig bebaute Gegend durchfuhr, die Oakland und Berkeley trennte, hielt er Ausschau nach einem wohlbekannten zweistöckigen Gebäude, das an der Straßenfront das stolze Schild »Higginbothams Bar- und Kassageschäft« trug. An dieser Ecke stieg Martin Eden aus. Er starrte einen Augenblick auf das Schild. Es verkündete ihm mehr, als die bloßen Worte besagten. Es war, als ob aus diesen Buchstaben eine kleinliche, egoistische und tückisch berechnende Persönlichkeit hervortrat. Bernard Higginbotham war mit seiner Schwester verheiratet, und er kannte ihn gut. Er öffnete die Haustür und stieg die Treppe hinauf zum zweiten Stock. Hier wohnte sein Schwager. Das Geschäft befand sich unten. Ein Geruch von welkem Gemüse hing in der Luft. Als er sich durch den dunklen Vorplatz tastete, stolperte er über einen Spielzeugwagen, den eines von seinen zahlreichen Neffen oder Nichten hatte stehenlassen, und stieß mit einem Krach, der im ganzen Hause widerhallte, gegen eine Tür. Der Knicker! dachte er. Zu geizig, um für zwei Cent Gas zu brennen, damit sich seine Pensionäre nicht den Hals brechen.

Schließlich fand er den Türgriff und betrat ein erleuchtetes Zimmer, in dem seine Schwester und Bernard Higginbotham saßen. Sie war dabei, ein Paar alte Hosen ihres Mannes zu flicken, und er rekelte seinen mageren Körper auf einem Stuhl, während seine Füße in ganz ausgetretenen Filzpantoffeln von einem zweiten Stuhl herunterbaumelten. Mit dunklen,

Tebuyan@Liebersbibliothek

unehrlichen, stechenden Augen blickte er über den Rand seiner Zeitung hinweg. Martin Eden konnte ihn nie ansehen, ohne daß ihn ein Gefühl des Widerwillens überkam. Was seine Schwester in diesem Manne gesehen hatte, ging über seinen Verstand. Auf ihn wirkte er stets wie ein giftiges Gewürm, und er fühlte immer die Versuchung, ihn unter seinem Absatz zu zertreten. Eines schönen Tages schlage ich ihm doch in die Fresse, sagte er sich oft, um sich darüber zu trösten, daß er die Existenz dieses Mannes dulden mußte. Die wieselartigen, grausamen Augen sahen ihn vorwurfsvoll an.

»Na?« sagte Martin. »Heraus damit!«

»Ich hab erst vorige Woche die Tür streichen lassen«, erklärte Bernard Higginbotham in halb jammerndem, halb keifendem Ton, »und du weißt, wie hoch der Gewerkschaftstarif ist. Du solltest besser achtgeben.«

Martin wollte antworten, sah dann aber ein, daß es zwecklos war. Sein Blick glitt über die unsagbare Gemeinheit dieses Menschen hinweg auf einen Farbendruck an der Wand. Er wunderte sich. Bisher hatte er ihm stets gefallen, jetzt aber schien ihm, als sähe er ihn zum erstenmal. Er war billig, das war es – billig, wie alles andere in diesem Hause. Seine Gedanken kehrten zu dem Heim zurück, das er soeben verlassen hatte, und er sah zuerst die Gemälde und dann sie, die ihn mit zarter Sanftmut angeblickt hatte, als sie ihm die Hand zum Abschied drückte. Er vergaß ganz, wo er war, ja, er vergaß die Existenz Bernard Higginbothams, bis dieser Herr fragte: »Du hast wohl einen Geist gesehen?«

Martin trat auf ihn zu und sah ihm in die kleinen, höhnischen, bösartigen, feigen Augen, und in seiner Vorstellung sah er wie auf einer Leinwand dieselben Augen, wenn ihr Besitzer unten im Laden stand und handelte – unterwürfig, schmeichelnd, voll öliger Liebenswürdigkeit.

Telegram@Schattenbibliothek

»Ja«, antwortete Martin, »ich habe einen Geist gesehen. Gute Nacht. Gute Nacht, Gertrude.«

Er wandte sich zum Gehen, strauchelte aber über einen Riß in dem verschlissenen Teppich.

»Schmeiß nicht die Tür zu«, warnte ihn Herr Higginbotham.

Martin Eden fühlte das Blut in seinen Adern kochen, aber er bezwang sich und schloß vorsichtig die Tür hinter sich.

Herr Higginbotham sah seine Frau triumphierend an.

»Er ist betrunken«, erklärte er heiser flüsternd. »Ich habe es dir ja gesagt.«

Sie nickte resigniert.

»Seine Augen glänzten so«, gab sie zu. »Und er hatte keinen Kragen um, obgleich er mit Kragen weggegangen ist. Aber vielleicht hat er nur ein paar Glas getrunken.«

»Er konnte ja nicht auf den Beinen stehen«, versicherte ihr Mann. »Ich hab ihn beobachtet. Er konnte nicht über den Fußboden gehen, ohne zu stolpern. Du hast ja selbst gehört, daß er auf dem Vorplatz beinahe fiel.«

»Ich glaube, er stolperte über Alices Wagen«, sagte sie. »Er konnte ihn im Dunkeln nicht sehen.«

Bernard Higginbothams Zorn wuchs, und seine Stimme hob sich. Den ganzen Tag im Laden hielt er sich zurück, abends aber, wenn er mit seiner Familie zusammen war, behielt er sich das Recht vor, er selbst zu sein.

»Ich sage dir, dein Prachtkerl von Bruder war besoffen.«

Seine Stimme klang kalt, scharf und gebieterisch, und die Lippen prägten jedes Wort so hart wie eine Stanzmaschine. Seine Frau seufzte und schwieg. Sie war groß und stark, stets nachlässig gekleidet und stets müde von den Lasten, die sie zu tragen hatte: ihren Schwangerschaften, ihrer Arbeit und ihrem Mann.

Telegraphenbibliothek

»Das steckt in ihm, sage ich dir, er hat es von seinem Vater«, fuhr Bernard Higginbotham vorwurfsvoll fort. »Und er wird in der Gosse enden wie der. Das weißt du auch.«

Sie nickte, seufzte und nähte weiter. Sie waren sich einig, daß Martin betrunken heimgekommen war. Ihre Seelen hatten kein Gefühl für Schönheit, sonst hätten sie gewußt, daß die strahlenden Augen und das glühende Gesicht von der ersten Liebe des jungen Mannes erzählten.

»Er gibt den Kindern ein schönes Beispiel!« fauchte Herr Higginbotham plötzlich und unterbrach damit die Pause, die seine Frau verschuldet hatte und die ihn ärgerte. Zuweilen wünschte er fast, daß sie ihm mehr widersprechen würde. »Wenn das noch einmal vorkommt, dann muß er raus, verstehst du! Ich dulde die Sauferei nicht. Er verdirbt nur die unschuldigen Kinder mit seinen Ausschweifungen!« Der Ausdruck gefiel Herrn Higginbotham, er war neu in seinem Wortschatz und erst kürzlich aus einem Zeitungsartikel aufgelesen. »Das ist es, Ausschweifungen – man kann es nicht anders nennen.«

Aber seine Frau seufzte immer noch, schüttelte traurig den Kopf und nähte weiter. Herr Higginbotham machte sich wieder an seine Zeitung.

»Hat er Kostgeld und Miete für die letzte Woche bezahlt?« fragte er über den Rand seiner Zeitung hinweg. Sie nickte und fügte dann hinzu: »Er hat noch etwas Geld.«

»Wann geht er wieder zur See?«

»Wenn seine Heuer verbraucht ist, denke ich«, antwortete sie. »Er war gestern in San Franzisko, um sich nach einem Schiff umzusehen. Aber er hat noch Geld, und er ist wählerisch darin, auf welchem Schiff er anmustert.«

»Das steht einem solchen Rumtreiber an, vornehm zu tun!« schnaufte Herr Higginbotham verächtlich. »Wählerisch! So einer!«

Telegram@shanabibliothek

»Er sprach von einem Schoner, der klargemacht würde, um irgendwohin ins Ausland zu fahren und nach vergrabenen Schätzen zu suchen, und daß er mit dem segeln wollte, wenn sein Geld so lange reichte.«

»Wenn er nur mal Ruhe geben würde, dann könnte ich ihn als Kutscher gebrauchen«, sagte ihr Mann, doch ohne eine Spur von Wohlwollen im Ton. »Tom ist gegangen.« Seine Frau sah ihn besorgt und fragend an.

»Ist heute abend gegangen. Wird für Carruthers arbeiten. Sie bezahlen ihm mehr, als ich geben kann.«

»Ich sagte dir ja, daß du ihn nicht behalten würdest«, rief sie. »Er war mehr wert, als du ihm gabst.«

»Nun hör mal, Alte«, polterte Higginbotham. »Zum tausendstenmal sage ich dir jetzt, daß du dich nicht in meine Geschäfte mischen sollst. Jetzt sag ich's dir zum letztenmal.«

»Das ist mir einerlei«, weinte sie. »Tom war ein braver Junge.«

Ihr Mann sah sie wütend an. Das war ungebührlicher Trotz.

»Wenn dein Lümmel von Bruder auch nur das geringste taugen würde, dann könnte er den Wagen fahren«, schnob er sie an.

»Er bezahlt aber doch Kost und Logis«, lautete die Antwort. »Und er ist mein Bruder, und solange er dir kein Geld schuldet, hast du kein Recht, ihn bei jeder Gelegenheit zu beschimpfen. Ich hab doch auch Gefühl im Leibe, wenn ich auch sieben Jahre mit dir verheiratet bin.«

»Hast du ihm auch gesagt, daß du was extra für Gas verlangst, wenn er noch weiter abends im Bett liest?« fragte er.

Frau Higginbotham antwortete nicht. Ihre Empörung erlosch, der Mut, den ihr müder Körper hatte aufbringen können, schwand wieder. Ihr Mann triumphierte. Er hatte sie matt gesetzt. Ein rachgieriger Ausdruck trat in seine Augen, während er sich an ihrem unterdrückten Weinen weidete. Es

Telegram@schabowskibibliothek

machte ihm großes Vergnügen, sie zu quälen, und sie ließ sich jetzt leicht unterjochen. In den ersten Jahren ihrer Ehe, als die große Kinderschar und sein ewiges Nörgeln ihre Lebenskraft noch nicht untergraben hatten, war es anders gewesen.

»Also du sagst es ihm morgen, erledigt«, sagte er. »Und ehe ich es vergesse, laß morgen Marian kommen, damit sie auf die Kinder achtet. Da Tom gegangen ist, muß ich selbst den Wagen fahren, und du mußt dich darauf einrichten, den ganzen Tag im Laden zu stehen.«

»Aber morgen ist Waschtag«, protestierte sie schwach.

»Dann steh früh auf und wasch vorher. Ich fahre erst um zehn.«

Er raschelte boshaft mit der Zeitung und begann wieder zu lesen.

Telegram@shabarsbibliothek

Viertes Kapitel

Martin Eden, dessen Blut immer noch vor Zorn über den Zusammenstoß mit seinem Schwager kochte, tastete sich über den unbeleuchteten Flur und erreichte sein Zimmer, eine winzige Mädchenkammer, in der gerade Platz für ein Bett, einen Waschtisch und einen Stuhl war. Bernard Higginbotham war zu sparsam, um ein Mädchen zu halten, wenn seine Frau die Arbeit tun konnte, und außerdem könnten sie auf diese Weise zwei Pensionäre statt einen aufnehmen. Martin legte den Swinburne und den Browning auf den Stuhl, zog den Rock aus und setzte sich auf den Bettrand. Ein Krachen der asthmatischen Federn war die Antwort auf das Gewicht seines Körpers, aber er bemerkte es nicht. Er begann sich die Schuhe auszuziehen, hielt aber inne und starrte auf die Wand, deren geweißte Fläche von langen braunen Streifen unterbrochen wurde – dort, wo der Regen durchs Dach gesickert war. Und auf diesem schmutzigen Hintergrund flammten jetzt die Visionen auf. Er vergaß seine Schuhe und starrte lange vor sich hin, bis sich schließlich seine Lippen bewegten und den Namen Ruth murmelten.

»Ruth!« Nie hätte er gedacht, daß ein einfacher Laut so schön sein könnte. Er entzückte sein Ohr und berauschte ihn, sooft er ihn wiederholte. »Ruth!« Das war ein Talisman, eine Zauberformel! Sobald er diesen Namen murmelte, stand ihr Gesicht leuchtend vor ihm und überflutete die schmutzige Wand mit goldenem Glanz. Und dieser Glanz beschränkte sich nicht auf die Wand. Er verbreitete sich bis ins Unendliche, und durch seine goldene Tiefe suchte seine Seele die ihre. Das Beste in ihm löste sich in einem mächtigen, herrlichen Strom.

Telegram@sheba_bibliothek

Der bloße Gedanke an sie veredelte und läuterte ihn, machte ihn besser und erweckte in ihm die Sehnsucht, noch besser zu werden. Dies war etwas Neues für ihn. Noch nie hatte er Frauen gekannt, die ihn besser gemacht hatten. Sie hatten stets die entgegengesetzte Wirkung auf ihn ausgeübt und ihn tierisch gemacht. Er wußte nicht, daß viele von ihnen ihr Bestes getan hatten, so wenig es auch sein mochte. Er hatte nie viel über sich nachgedacht, und er wußte nicht, daß er in seinem Wesen das hatte, was die Liebe der Frauen gewann. Hatten sie ihn auch oftmals gequält, so hatte er sich doch keine Mühe um sie gegeben, und er ahnte nicht, daß es Frauen gab, die bessere Menschen geworden waren, weil sie ihn getroffen hatten. Er hatte sein Leben bisher in erhabener Gleichgültigkeit gelebt, und jetzt kam es ihm vor, als hätten sie ihn stets bedrängt und schamlos die Hände nach ihm ausgestreckt. Das war weder gerecht gegen sie noch gegen sich selber. Aber es war das erstemal, daß er zum Bewußtsein seiner selbst kam, und er war nicht imstande, klar zu urteilen, sondern brannte vor Scham, als er seine Schändlichkeit bedachte.

Er stand hastig auf und versuchte, sich in dem blinden Spiegel über dem Waschtisch zu betrachten. Er rieb ihn mit einem Handtuch ab und musterte sich wieder, lange und sorgfältig. Es war das erstemal, daß er sich wirklich ansah. Seine Augen waren zum Sehen geschaffen, aber bis zu diesem Augenblick hatten sie nur das ewig wechselnde Panorama der Welt aufgefangen, das ihm keine Zeit gelassen hatte, sich selbst zu betrachten. Jetzt sah er das Gesicht eines zwanzigjährigen Burschen; da ihm aber solche Prüfung ungewohnt war, konnte er es nicht beurteilen. Über einer breiten, gewölbten Stirn sah er einen Schwall nußbraunen, welligen und leichtgelockten Haares, das eine Freude für die Frauen war und ihre Hände danach verlangen ließ, es zu streicheln und zärtlich hindurchzufahren. Aber das überging er

Telegram@Schatzsuche_Bibliothek

als wertlos in IHREN Augen. Lange und sinnend verweilte er bei der hohen, breiten Stirn und versuchte hinter sie zu dringen, um zu sehen, was dort wohnen mochte. Was für eine Art Hirn lag dort drinnen – das fragte er sich die ganze Zeit. Was vermochte es? Wie weit konnte es ihn bringen? Würde es ihn wohl zu ihr bringen?

Er fragte sich dann, ob Seele in diesen großen, stahlgrauen Augen lag, die zuweilen ganz blau waren und klar vom Salzhauch der sonnigen See. Er grübelte auch, welchen Eindruck seine Augen auf sie gemacht haben mochten. Er versuchte, sich an ihre Stelle zu versetzen, wenn sie ihm in die Augen sah, aber hier scheiterte seine Phantasie. Wohl konnte er sich in die Gedanken anderer versetzen, aber es mußten Menschen sein, deren Lebensweise er kannte. Ihre Lebensweise kannte er nicht. Sie war ein Wunder, ein Rätsel, und wie konnte er auch nur einen einzigen ihrer Gedanken erraten? Nun ja, es waren ehrliche Augen, so schloß er, und es war nichts Kleines oder Gemeines in ihnen. Sein braunes, sonnenverbranntes Gesicht überraschte ihn, denn er hatte nicht geahnt, daß er so dunkel war. Er schob den Hemdsärmel zurück und verglich die Haut seiner Arme mit diesem Gesicht. Ja, ein Weißer war er doch! Aber die Arme waren auch verbrannt. Er drehte den Arm, rollte mit der andern Hand den Bizeps beiseite und betrachtete die Unterseite, die von der Sonne am wenigsten verbrannt war. Sie war sehr weiß, und er lachte über sein bronzebraunes Gesicht im Spiegel bei dem Gedanken, daß es einmal ebenso weiß wie die Innenseite seines Arms gewesen war; aber er ließ sich nicht träumen, daß es nur wenige blasse, elfenhafte Frauen gab, die eine hellere, glattere Haut als die seine hatten – heller als seine dort war, wo die Sonne sie nicht verbrennen konnte.

Sein Mund wäre der eines Cherubs gewesen, hätten die vollen, sinnlichen Lippen sich nicht in erregten Augenblicken

Telgparlin@stadtbibliothek

fest über den Zähnen geschlossen. Zuweilen schlossen sie sich so fest, daß der Mund barsch und streng, ja fast asketisch wurde. Es waren die Lippen eines Mannes, der zu kämpfen und zu lieben verstand. Sie konnten die Süße des Lebens schmecken und sich an ihr freuen, und sie konnten die Süße beiseite schieben und das Leben beherrschen. Das Kinn und die kräftigen Kieferbogen, die eine handfeste Angriffslust nur eben andeuteten, halfen den Lippen, das Leben zu beherrschen. Kraft beherrschte die Sinnlichkeit und hatte eine heilsame Wirkung auf sie, denn sie zwang ihn, nur Schönheit zu lieben, die natürlich war, und nur auf Sinneseindrücke zu reagieren, die gesund waren. Und zwischen diesen Lippen lagen zwei Reihen Zähne, die nie einen Zahnarzt gekannt oder gebraucht hatten. Sie waren weiß, stark und regelmäßig, fand er, als er sie prüfend betrachtete. Aber während er sie betrachtete, begann er unruhig zu werden. Irgendwo in einem geheimen Winkel seines Gehirns lebte als dunkle Erinnerung der Eindruck, daß es Leute gäbe, die sich täglich die Zähne putzten; das waren die Leute hoch oben auf der sozialen Stufenleiter, die Menschen ihrer Klasse. Sie bürstete sich sicher täglich die Zähne. Was würde sie sagen, wenn sie erfuhr, daß er sich noch nie im Leben die Zähne geputzt hatte? Er beschloß, sich eine Zahnbürste zu kaufen und sich an ihre Benutzung zu gewöhnen. Gleich morgen wollte er damit beginnen. Nicht allein durch große Taten konnte er sie zu gewinnen hoffen. Er mußte seine ganze Lebensführung verändern, er mußte sich die Zähne putzen und sich daran gewöhnen, mit gestärkter Wäsche zu gehen, obwohl ein steifer Kragen ihm wie eine Beschränkung seiner Freiheit vorkam.

Er hob die Hand, rieb mit dem Daumenballen die schwielige Innenfläche und sah den Schmutz, der gleichsam in die Haut gewachsen war und den keine Bürste entfernen konnte. Wie anders war doch ihre Hand! Bei der Erinnerung an sie

Tellgyan@Schachschule.de

durchschauerte es ihn angenehm. Wie ein Rosenblatt, dachte er, kühl und weich wie eine Schneeflocke. Nie hatte er gedacht, daß eine Frauenhand so herrlich weich sein könnte. Er ertappte sich auch bei dem Gedanken, wie wunderbar es sein mußte, von einer solchen Hand liebkost zu werden, und eine schuldbewußte Röte färbte seine Wangen. Dieser Gedanke war zu grob – irdisch; irgendwie schien er ihrer hohen Geistigkeit zu widersprechen. Sie war eine blasse, feine Elfe, hoch erhaben über die Gier des Fleisches; aber dennoch konnte er sich nicht von dem Gedanken an ihre weiche Hand frei machen. Er war an die harten Hände der Fabrikmädel und Arbeiterfrauen gewöhnt.

Nun ja, er wußte ja gut, warum deren Hände hart waren, aber ihre Hand… sie war weich, weil sie nie damit gearbeitet hatte. Der klaffende Abgrund zwischen ihnen wurde größer als je bei dem Gedanken, daß es Menschen gab, die nie für ihr Brot hatten arbeiten müssen. Er sah plötzlich den Adel des Menschen, der nie arbeitete. Wie eine Bronzestatue ragte er vor ihm auf, hochmütig und mächtig. Er selbst hatte gearbeitet; seine ersten Erinnerungen schon schienen mit Arbeit verknüpft zu sein. Und seine ganze Familie hatte gearbeitet. Gertrude zum Beispiel! Waren ihre Hände nicht hart von der endlosen Hausarbeit, so waren sie von der Wäsche geschwollen und rot wie Rindfleisch. Und seine Schwester Marian! Sie hatte letzten Sommer in der Konservenfabrik gearbeitet, und ihre hübschen, schmalen Hände waren über und über mit Narben von den Tomatenmessern bedeckt. Dazu hatte sie im Winter zuvor zwei Fingerspitzen durch die Schneidemaschine in der Tütenfabrik verloren. Er gedachte der harten Hände seiner Mutter, als sie im Sarge lag. Und sein Vater hatte bis zum allerletzten Atemzug gearbeitet, und als er starb, war die Hornhaut an seinen Händen wohl einen halben Zoll dick gewesen. Ihre Hände waren weich, ebenso wie die Hände ihrer Mutter und

Telegrammgeschäfts-Bibliothek

ihrer Brüder. Dieses letzte kam ihm wie ein Überfall, es zeigte so furchtbar deutlich die Hoheit ihrer Kaste und den ungeheuren Abstand zwischen ihr und ihm.

Mit einem bitteren Lachen ließ er sich auf das Bett fallen und zog sich die Schuhe aus. Er war ein Narr. Er hatte sich von dem Gesicht und den weißen, weichen Händen einer Frau berauschen lassen. Und plötzlich erschien ein neues Bild auf der schmutzigen geweißten Wand. Er sah sich selbst vor einer düsteren Mietskaserne stehen. Es war eine Nacht im Osten Londons, und vor ihm stand Margey, eine kleine Fabrikarbeiterin von fünfzehn Jahren. Er hatte sie nach dem »Bohnenfest« heimbegleitet. Sie wohnte in dem finsteren Gebäude, das selbst als Schweinekoben zu schlecht war. Er reichte ihr die Hand zum Abschied, und sie hob ihm den Mund entgegen, damit er sie küßte. Aber er wollte sie nicht küssen. Er fürchtete sich irgendwie vor ihr. Da aber schloß sich ihre Hand mit fieberhaftem Druck über der seinen, er fühlte, wie ihre Schwielen gegen die seinen rieben, und eine Woge innigen Mitleids wallte ihn ihm auf. Er sah den sehnsüchtigen, hungrigen Ausdruck in ihren Augen, und wie die kleine, unterernährte Gestalt aus ihrer Kindlichkeit wild und gehetzt zur Reife drängte. Da schlang er mit unendlicher Nachsicht die Arme um sie, beugte sich zu ihr hinab und küßte sie auf den Mund. Er hörte noch den kleinen Freudenschrei, den sie ausstieß, und er fühlte, wie sie sich wie eine Katze an ihn klammerte. Arme, verkümmerte Kleine! Er starrte weiter auf die Vision dessen, was vor langer, langer Zeit geschehen war. Das Blut rollte schneller durch seine Adern, wie es in jener Nacht getan, als sie sich an ihn klammerte und sein Herz vor Mitleid schwoll. Es war ein graues Bild, schmutziggrau, und trübe rieselte der Regen auf die Pflastersteine. Dann aber erstrahlte die Wand in Glorie, das Bild verschwand, und statt

Telegram@Strahlsbibliothek

seiner leuchtete IHR blasses Antlitz unter der goldenen Haarkrone, fern und unerreichbar wie ein Stern.

Er nahm den Browning und den Swinburne vom Stuhl und küßte die Bücher. Trotzdem hat sie mich aufgefordert, wiederzukommen, dachte er. Wieder warf er einen Blick in den Spiegel und sagte dann laut, mit tiefem Ernst:

»Martin Eden, gleich morgen früh gehst du in die Volksbibliothek und liest darüber nach, wie man sich zu benehmen hat. Verstanden?«

Er drehte das Gas aus, und die Federn kreischten unter seinem Gewicht.

»Aber du darfst nicht mehr fluchen, Martin. Hörst du, Alter, du darfst nicht mehr fluchen«, sagte er laut.

Dann schlief er ein und hatte Träume, die sich an Kühnheit nur mit den Träumen eines Opiumrauchers messen konnten.

Telegram@shabansbibliothek

Fünftes Kapitel

Am nächsten Morgen erwachte er aus seinen rosigen Träumen in einer dampfigen Luft, die nach Seifenlauge und schmutziger Wäsche roch und von den schreienden Disharmonien eines zerquälten Lebens vibrierte. Als er sein Zimmer verließ, hörte er Wasserplätschern, scharfes Schelten und eine schallende Backpfeife: seine Schwester ließ ihren Ärger an einem ihrer vielen Kinder aus. Das Schreien des Kindes durchbohrte ihn wie ein Messer. Er war sich bewußt, daß das alles, ja selbst die Luft, die er atmete, niedrig und widerwärtig war. Wie anders, dachte er, ist doch die Atmosphäre von Schönheit und Ruhe in dem Heim, das Ruth bewohnt. Dort ist alles Geist, hier alles Materie, elende Materie.

»Komm her, Alfred!« rief er dem weinenden Kinde zu und griff gleichzeitig in die Hosentasche, wo er sein Geld lose mit sich trug, großzügig und sorglos, wie er immer und überall im Leben war. Er drückte dem kleinen Burschen ein Fünfundzwanzig-Cent-Stück in die Hand und hielt ihn einen Augenblick in seinen Armen, bis er aufhörte zu schluchzen. »So, jetzt läufst du hin und kaufst dir Malzbonbons, und gib deinen Geschwistern auch etwas ab. Aber paß auf, daß du die kriegst, von denen man am längsten etwas hat.«

Seine Schwester hob das gerötete Gesicht vom Waschzuber und sah ihn an.

»Zehn Cent wären auch genug gewesen«, sagte sie. »Aber das sieht dir ähnlich, keine Ahnung vom Wert des Geldes. Das Kind überfrißt sich ja nur.«

Telegram @shobarsmbooklek

»Laß nur, Trudel!« sagte er gutmütig, »um mein Geld kümmere ich mich schon selbst. Wenn du nicht so viel zu tun hättest, würde ich dir einen Gutenmorgenkuß geben.«

Er wäre gern liebevoll zu seiner Schwester gewesen, die gut war und ihn, wie er wußte, auf ihre Art liebte. Aber sie wurde gleichsam mit den Jahren immer weniger sie selbst und immer schwerer zu verstehen. Die harte Arbeit, die vielen Kinder und das ewige Genörgel des Mannes hatten sie verändert, dachte er. Ihm schien plötzlich, als werde ihr ganzes Wesen von welkem Gemüse, dampfender Seifenlauge und dem schmutzigen Kleingeld geprägt, das sie am Ladentisch kassierte.

»Pack dich und iß dein Frühstück«, sagte sie barsch, obwohl sie sich innerlich über seine Bemerkung freute, denn von dem ganzen Nomadenstamm der Brüder war er immer ihr Liebling gewesen.

»Ich möchte wirklich einen Kuß von dir«, sagte sie in einer plötzlichen Herzensregung.

Mit Daumen und Zeigefinger strich sie sich den tropfenden Seifenschaum zuerst vom einen Arm und dann vom andern. Er legte die Arme um ihren plumpen Leib und küßte ihre naßkalten Lippen. Sie bekam Tränen in die Augen, nicht weil sie soviel dabei fühlte, sondern weil sie von der ewigen Überanstrengung geschwächt war. Sie schob ihn von sich, aber er hatte ihre tränenfeuchten Augen noch gesehen.

»Nimm dir selbst das Essen aus den Ofen«, sagte sie hastig. »Jim wird jetzt auch aufgestanden sein. Ich mußte wegen der Wäsche so früh heraus. Aber mach, daß du so bald wie möglich aus dem Hause kommst. Tom ist gegangen, und kein anderer kann den Wagen fahren als Bernard. Das wird kein guter Tag heute.«

Martin ging schweren Herzens in die Küche, während das Bild ihres roten Gesichtes und ihrer vernachlässigten Gestalt

Telegrafmegosztóbibliotek

sich wie ätzende Säure in sein Hirn fraß. Sie könnte ihn vielleicht lieben, wenn sie nur Zeit dazu hätte, sagte er sich. Aber sie arbeitete sich tot. Bernard Higginbotham war ein Schuft, daß er seine Frau sich so abrackern ließ. Andererseits jedoch fühlte er, daß nichts Schönes in dem Kuß gewesen war. Es war richtig, es war an sich etwas Ungewöhnliches. Seit vielen Jahren hatten sie sich nur geküßt, wenn er von einer Fahrt kam oder auf Fahrt ging. Aber der Kuß hatte nach Seifenschaum geschmeckt, und er hatte bemerkt, daß ihre Lippen seltsam schlaff waren. Es war kein frischer, kräftiger Druck von Lippe zu Lippe gewesen, wie ein Kuß sein sollte, es war der Kuß einer müden Frau, die so lange müde gewesen ist, daß sie vergessen hat, wie man küßt. Er dachte daran, wie sie als junges Mädchen gewesen war, als sie nach hartem Tagewerk in der Wäscherei ganze Nächte hindurch tanzen konnte und sich nicht im geringsten fürchtete, direkt vom Ball an die Plackerei des neuen Tages zu gehen. Und dann dachte er an Ruth und an die kühle Süße, die auf ihren Lippen sein mußte, so wie sie in ihrem ganzen Wesen war. Ihr Kuß mußte wie ihr Händedruck oder wie ihr Blick sein, fest und freimütig. In Gedanken wagte er es, sich ihre Lippen auf den seinen vorzustellen, und so lebhaft war seine Einbildungskraft, daß ihm in Gedanken schwindelte und er ein Gefühl hatte, als triebe er dahin durch Wolken von Rosenblättern, die sein Hirn mit ihrem Duft füllten.

In der Küche fand er Jim, den andern Pensionär, der sehr langsam und widerstrebend, mit einem matten, abwesenden Ausdruck in den Augen, Grütze aß. Jim war ein Klempnerlehrling, dessen schwaches Kinn und zu Ausschweifungen neigendes Temperament nebst einem gewissen nervösen Stumpfsinn seine Aussichten im Kampf um das tägliche Brot nicht sehr rosig erscheinen ließen.

Telegram@gharsolutions

»Warum ißt du nicht?« fragte er, als Martin melancholisch in der kalten, halbgaren Hafergrütze zu rühren begann. »Warst du gestern abend wieder besoffen?«

Martin schüttelte den Kopf. Er war niedergeschlagen durch diese ganze unsagbar schmutzige Umgebung. Ruth Morse schien ihm weiter entfernt denn je.

»Aber ich«, fuhr Jim mit einem prahlerischen, nervösen Kichern fort. »Ich war voll bis oben hin. Oh, ich hatte mächtig einen sitzen! Billy brachte mich nach Hause.«

Martin nickte, zum Zeichen, daß er gehört hatte – er besaß die angeborene Gewohnheit, alles zu hören, was man ihm erzählte –, und goß sich eine Tasse lauwarmen Kaffee ein.

»Gehst du heute abend in den Lotus-Klub tanzen?« fragte Jim. »Es wird frisch angestochen, und wenn die ganze Bande aus Temescal kommt, setzt es sicher was. Mir ist es egal. Ich gehe trotzdem mit meiner Kleinen hin. Pfui Teufel, was für einen Geschmack ich im Mund habe!«

Er schnitt ein Gesicht und versuchte den schlechten Geschmack mit Kaffee hinunterzuspülen.

»Kennst du Julia?«

Martin schüttelte den Kopf.

»Das ist meine Kleine«, erklärte Jim, »und sie ist großartig. Ich würde dich ihr vorstellen, aber du würdest sie mir bloß ausspannen. Ich verstehe nicht, was die Weiber an dir finden, wahrhaftig, aber es ist geradezu ekelhaft, wie du sie den andern wegschnappst.«

»Ich hab dir nie eine weggeschnappt«, antwortete Martin gleichgültig. Das Frühstück mußte irgendwie überstanden werden.

»Das hast du doch«, ereiferte sich der andere. »Denkst du nicht mehr an Maggie?«

»Hab nie mit ihr zu tun gehabt, nie mit ihr getanzt, außer an dem einen Abend.«

Teleguard@Schabarsbibliothek

»Ja, eben!« rief Jim. »Du hast nur mit ihr getanzt und sie angeguckt, und alles war aus. Natürlich hast du dir nichts dabei gedacht, aber ich war abgehängt. Sie wollte mich nicht mehr ansehen, fragte nur nach dir. Sie war ganz toll darauf, dich wiederzutreffen, wenn du nur gewollt hättest.«

»Aber ich wollte nicht.«

»War gar nicht nötig. Ich bekam jedenfalls den Laufpaß.« Jim blickte ihn bewundernd an. »Wie stellst du das bloß an, Mart?«

»Ich mache mir nichts aus ihnen«, lautete die Antwort.

»Du meinst, du tust so, als ob du dir nichts aus ihnen machst?« forschte Jim eifrig.

Martin bedachte sich einen Augenblick, dann antwortete er: »Vielleicht genügt das, aber bei mir ist es doch noch anders, glaub ich. Ich hab mir nie was aus ihnen gemacht… jedenfalls nicht viel. Wenn du so tun kannst, als ob, wird es höchstwahrscheinlich auch gehen.«

»Du hättest gestern abend in Rileys Scheune sein sollen«, sagte Jim ganz unvermittelt. »Verschiedene von den Jungens gingen in den Ring. Da war ein Prachtkerl aus West-Oakland. Sie nannten ihn ›die Ratte‹. Glatt wie ‘n Aal. War nicht zu packen. Wir wünschten alle, du wärst dagewesen. Wo warst du eigentlich?«

»In Oakland«, erwiderte Martin.

»Im Theater?«

Martin schob den Teller zurück und stand auf.

»Kommst du heute abend zum Tanzen?« rief Jim ihm nach.

»Nein, ich glaube nicht«, antwortete er.

Er ging die Treppe hinunter, trat auf die Straße und atmete in tiefen Zügen die frische Luft ein. In der Atmosphäre oben war er fast erstickt, und das Geschwätz des Klempnerlehrlings hatte ihn verrückt gemacht. Mehrmals war er nahe daran gewesen, Jims Gesicht in den Grützeteller zu tauchen. Je mehr

Telegram@shabarsbibliothek

der schwatzte, desto ferner schien ihm Ruth. Wie konnte er, zusammengepfercht mit solchem Vieh, ihrer je würdig werden? Er war erschrocken über das Problem, dem er gegenüberstand, und seine Zugehörigkeit zu der arbeitenden Klasse drückte ihn wie ein Alp. Alles war bestrebt, ihn untenzuhalten: seine Schwester, deren Haus und Familie, der Lehrling Jim, jeder, den er kannte, alles, was ihn mit diesem Leben verknüpfte. Das Leben schmeckte ihm nicht mehr. Bis jetzt hatte er es so, wie er und seine Umgebung es lebten, als etwas Gutes hingenommen. Er hatte sich nie den Kopf darüber zerbrochen, außer wenn er Bücher las; aber damals waren diese Bücher nur Märchen, Märchenbücher von einer schöneren, unmöglichen Welt. Doch jetzt hatte er diese Welt als etwas Mögliches und Wirkliches gesehen, noch dazu mit einer Blume von Weib namens Ruth als Mittelpunkt; und von jetzt an mußte er den bitteren Geschmack schmerzender Sehnsucht und eine Hoffnungslosigkeit spüren, die ihn um so schlimmer quälte, als sie immer wieder von Hoffnung genährt wurde.

Er hatte zwischen den Volksbibliotheken von Berkeley und Oakland geschwankt und entschloß sich für die Oakländer, weil Ruth in Oakland wohnte. Wer konnte es wissen? – Eine Bibliothek war ein Ort, wo sie zu Hause war, und vielleicht traf er sie dort. Er wußte nicht Bescheid in Bibliotheken, und er irrte an endlosen Reihen von Romanen vorbei, bis das junge Mädchen mit den feinen französischen Zügen, das anscheinend die Aufsicht über die Abteilung führte, ihm sagte, daß die Handbücherei sich oben befand. Er war zu unbewandert, um den Mann am Tische zu fragen, und machte seine ersten Versuche in der philosophischen Abteilung. Er hatte wohl von Philosophie gehört, aber nicht gedacht, daß so viel darüber geschrieben worden war. Die hohen Regale, die sich unter der Last der schweren Bände bogen, demütigten ihn und spornten

Telegram@shahrabibook

ihn gleichzeitig an. Hier gab es Arbeit für sein kräftiges Gehirn. In der mathematischen Abteilung fand er Bücher über Trigonometrie, und er überflog hastig die Seiten und starrte auf die sinnlosen Formeln und Figuren. Englisch konnte er lesen, aber die Sprache, die er hier sah, war ihm völlig fremd. Norman und Arthur aber kannten sie. Er hatte sie in dieser Sprache reden hören. Und sie waren Brüder. Verzweifelt verließ er die Regale. Es war, als ob die Bücher von allen Seiten auf ihn einstürmten und ihn unter sich begruben. Nie hatte er sich träumen lassen, daß der Vorrat menschlichen Wissens so riesig sei. Er war erschrocken. Wie konnte sein Kopf je das alles bewältigen? Später fiel ihm ein, daß andere Männer, viele Männer damit fertig geworden waren; und mit unterdrückter Leidenschaft schwor er einen wilden Eid, daß sein Kopf auch schaffen sollte, was der ihre geschafft hatte.

Und so ging er denn weiter, zwischen Entmutigung und Entzücken schwankend, und starrte auf die von Gelehrsamkeit strotzenden Regale. Auf einem, das verschiedenartige Literatur enthielt, stieß er auf ein Exemplar von ›Norrie's Epitome‹. Er durchblätterte es ehrfurchtsvoll. Irgendwie redete es eine verwandte Sprache. Er und das Buch, sie beide gehörten dem Meere an. Dann fand er einen Band von Bowditch und Bücher von Leckey und Marshall. Da wußte er es: er wollte Navigation lernen. Er wollte kein Glas mehr anrühren, wollte arbeiten und Kapitän werden. Ruth schien ihm in diesem Augenblick ganz nahe. Als Kapitän konnte er sie heiraten (wenn sie ihn haben wollte), und wenn sie nicht wollte, nun ja, dann wollte er um ihretwillen als Mann unter Männern leben und jedenfalls nicht mehr trinken. Dann fielen ihm die Assekuradeure und Reeder ein, die zwei Herren, denen ein Kapitän dienen muß, wenn er sich nicht den Hals brechen will, und deren Interessen einander strikt entgegenlaufen. Er blickte sich in dem Raum um, schloß die Augen und sah all die

Telegram@Schrabers Bibliothek

zehntausend Bücher vor sich. Nein, er wollte nichts mehr mit der See zu tun haben. In diesem Überfluß von Büchern war Macht, und wenn er Großes verrichten wollte, so mußte er es zu Lande tun. Übrigens durfte ein Kapitän auch seine Frau nicht mit an Bord nehmen.

Es wurde Mittag, und es wurde Nachmittag. Er vergaß zu essen und suchte weiter nach Büchern über den guten Ton, denn außer der Sorge um seine Laufbahn quälte ihn ein einfaches und ganz gegenständliches Problem. Wie bald kann man einen Besuch wiederholen, wenn eine junge Dame einen dazu auffordert, so fragte er sich. Als er aber das betreffende Regal fand, suchte er vergebens nach einer Antwort. Er war entsetzt über das riesige Gebäude der Etikette und verlor sich in einem Labyrinth von Regeln über den Gebrauch von Visitenkarten in der guten Gesellschaft. Er gab es auf, weiter zu suchen. Er hatte nicht gefunden, was er brauchte; das einzige, was er entdeckte, war, daß es einen Menschen ganz in Anspruch nahm, wenn er nach den Regeln der Höflichkeit leben wollte, und daß er zunächst die Zeit damit verbringen müßte, Höflichkeit zu lernen.

»Haben Sie gefunden, was Sie suchten?« fragte ihn der Mann am Pult, als er ging.

»Ja«, antwortete er. »Sie haben eine sehr schöne Bibliothek.«

Der Mann nickte. »Wir würden uns freuen, wenn Sie öfter wiederkämen. Sind Sie Seemann?«

»Ja«, antwortete er. »Und ich komme wieder.«

Woher weiß er das nur? fragte er sich, als er die Treppe hinunterschritt.

Und bis zur nächsten Straßenecke ging er sehr steif und gerade und linkisch, dann aber verlor er sich in Gedanken und verfiel wieder in seinen natürlichen, wiegenden Gang.

Tebogroße Schulbibliothek

Sechstes Kapitel

Eine schreckliche Unrast, eine Art Hunger hatte Martin Eden gepackt. Ihn hungerte nach dem Anblick des jungen Mädchens, dessen zarte Hände so gewaltig wie die eines Riesen in sein Leben gegriffen hatten, aber er konnte sich nicht dazu ermannen, sie zu besuchen. Er fürchtete, daß es zu früh sein und daß er sich dadurch eines furchtbaren Bruchs dieses »Etikette« genannten Dinges schuldig machen würde. Er verbrachte viele Stunden in den Volksbibliotheken von Oakland und Berkeley und erwarb die Mitgliedschaft für sich, seine beiden Schwestern Gertrude und Marian sowie für Jim, dessen Einwilligung er jedoch erst nach verschiedenen Gläsern Bier erlangte. Und auf alle vier Karten brachte er Bücher mit heim und brannte bis spät in die Nacht hinein in seinem Stübchen Gas, wofür Bernard Higginbotham ihm fünfzig Cent wöchentlich extra ankreidete.

Aber die vielen Bücher, die er las, erhöhten nur seine Unrast. Jede Seite aller dieser Bücher war ein Guckloch ins Reich der Erkenntnis. Sein Hunger nährte sich von dem, was er las, und wuchs nur noch an. Dazu wußte er nicht, wo beginnen, und litt beständig unter seiner mangelhaften Vorbildung. Die gewöhnlichsten Hinweise, die zu verstehen man von jedem Leser erwartete, wie er deutlich sah, waren ihm unbekannt. Und dasselbe galt auch von den Gedichten, die er las, und die ihn toll vor Entzücken machten. Er las mehr von Swinburne, als der Band enthielt, den Ruth ihm geliehen hatte, und ›Dolores‹ verstand er völlig. Ruth aber, meinte er, könnte es unmöglich verstehen. Wie sollte sie auch, sie, dieses verfeinerte, wohlbehütete junge Mädchen? Dann erwischte er

Telegram@SindbadSUBibliothek

einen Band Gedichte von Kipling und wurde völlig hingerissen von dem Rhythmus, dem Schwung und dem Glanz, den der Dichter alltäglichen Dingen verlieh. Er war erstaunt über die Lebensfreude und die scharfe Psychologie dieses Mannes. Psychologie war ein neues Wort in Martins Wortschatz. Er hatte sich ein Wörterbuch gekauft, was seinen Geldbeutel stark angegriffen und den Tag seiner Abfahrt nähergerückt hatte. Bernard Higginbotham war darüber erbost, da er es lieber gesehen hätte, wenn das Geld in Kost und Logis umgesetzt worden wäre.

Am Tage wagte er sich nicht in die Gegend, wo Ruth wohnte, abends aber schlich er wie ein Dieb um das Haus der Familie Morse, warf verstohlene Blicke zu den Fenstern hinauf und liebte selbst die Mauern, die SIE schützten. Einige Male wäre er beinahe von ihren Brüdern entdeckt worden, und einmal folgte er ihrem Vater bis in die Stadt, studierte dessen Gesicht im Schein der Straßenlaternen und wünschte sich, daß er überraschend in irgendeine Todesgefahr geriete, so daß er hinzuspringen und ihn retten könnte. Wieder an einem Abend wurde seine Ausdauer dadurch belohnt, daß er an einem Fenster im zweiten Stock einen Schimmer von Ruth erblickte. Er sah nur ihren Kopf, ihre Schultern und die Arme, die sie hob, um ihr Haar vor einem Spiegel zu ordnen. Es dauerte nur einen Augenblick. Aber ihm schien es eine Ewigkeit, in der sein Blut zu Wein wurde und singend durch seine Adern brauste. Dann ließ sie die Gardine herab. Aber nun wußte er, welches ihr Zimmer war, und von jetzt an stand er oft hier auf der andern Seite der Straße im Schatten eines Baumes und rauchte unzählige Zigaretten. Eines Nachmittags sah er ihre Mutter aus einer Bank kommen, und das machte ihm von neuem den ungeheuren Abstand klar, der Ruth von ihm schied.

Sie gehörte der Klasse an, die mit Banken zu tun hatte. Er war in seinem ganzen Leben noch nie in einer Bank gewesen

Tellyram@Shakerbibliothek

und stellte sich vor, daß diese Institute nur die ganz Reichen und Mächtigen besuchten.

In gewisser Weise war eine moralische Umwälzung in ihm vorgegangen. Ihre körperliche und geistige Reinheit hatte ihre Wirkung auf ihn ausgeübt, und er fühlte einen heißen Drang, selbst rein zu sein. Er mußte es sein, wenn er je würdig werden wollte, dieselbe Luft wie sie zu atmen. Er putzte sich die Zähne und schrubbte sich die Hände mit einer Scheuerbürste, bis er einmal im Schaufenster eines Drogisten eine Nagelbürste sah und ihren Zweck erriet. Er ging hinein, kaufte sie, und der Kommis, der seine Nägel sah, empfahl ihm auch eine Nagelfeile. So wurde er Besitzer eines weiteren Toilettengegenstandes. Zufällig stieß er in der Bibliothek auf ein Buch über Körperpflege, und sofort entwickelte sich bei ihm eine Neigung für ein tägliches kaltes Morgenbad, zum großen Erstaunen Jims und zum Ärger Bernard Higginbothams, der für derartige vornehme Übergeschnapptheiten nichts übrig hatte und ernsthaft überlegte, ob er Martin nicht für das Wasser extra zahlen lassen sollte. Ein weiterer Fortschritt waren Bügelfalten in seinen Hosen. Nun, da Martins Interesse für derartige Dinge einmal geweckt war, bemerkte er schnell den Unterschied zwischen den ausgebeutelten Knien in den Hosen der arbeitenden Klasse und der geraden Linie vom Knie bis zum Fuß, die er bei Männern besserer Herkunft sah. Er lernte auch, wie man dazu kam, und drang in die Küche seiner Schwester ein, um Bügeleisen und Plättbrett zu finden. Das erstemal hatte er Pech und versengte eine Hose so hoffnungslos, daß er sich eine neue kaufen mußte – eine Ausgabe, die wiederum den Tag seiner Abreise näherrückte.

Aber die Veränderung seiner Persönlichkeit beschränkte sich nicht nur auf seine äußere Erscheinung. Zwar rauchte er immer noch, aber er trank nicht mehr. Bisher hatte er Trinken für eine

Telegram@shahrsabzbridge

sehr angemessene Beschäftigung für Männer gehalten und war stolz auf seine starke Konstitution gewesen, die ihn befähigt hatte, die meisten Männer unter den Tisch zu trinken. Sooft er einen alten Schiffskameraden traf – und es gab viele in San Franzisko –, lud er ihn wie in alten Tagen ein und wurde wieder eingeladen, aber er bestellte für sich nur Ingwer- oder Kräuterbier und ließ sich alle Neckereien gutmütig gefallen. Und wenn sie dann allmählich betrunken wurden, beobachtete er sie und sah, wie das Tier in ihnen erwachte und sie übermannte, und er dankte Gott, daß er jetzt anders war als sie. Sie mußten ihre Grenzen vergessen, und wenn sie berauscht waren, wurden ihre trüben, stumpfen Geister Göttern gleich, und jeder einzelne herrschte in dem Himmel seiner berauschten Wünsche. Martins Drang nach starken Getränken war verschwunden. Er war auf eine neue und tiefere Art berauscht – berauscht von Ruth, die die Flamme der Liebe in ihm entzündet und ihm einen Funken höheren, ewigen Lebens gezeigt hatte; berauscht von Büchern, die ein Ameisenkribbeln von Sehnen und Verlangen in seinem Hirn geweckt hatten; berauscht von dem Gefühl persönlicher Reinheit, die er erstrebte, die ihn noch gesunder und kräftiger machte, als er früher gewesen war, und die seinen ganzen Körper mit einem Gefühl physischen Wohlbehagens erfüllte.

Eines Abends ging er in der vagen Hoffnung, sie vielleicht zu sehen, ins Theater, und von der Galerie aus sah er sie auch wirklich. Er sah sie durch den Mittelweg gehen mit Arthur und einem fremden jungen Mann mit mächtigem Haarbusch und einer Brille, dessen Anblick augenblicklich Argwohn und Eifersucht in ihm weckte. Er sah, wie sie ihren Orchesterplatz einnahm, und viel mehr sah er an diesem Abend nicht – nur undeutlich, aus der Ferne, ihre feinen weißen Schultern und einen Schwall blaßgoldenen Haares. Aber andere hatten auch Augen, und jedesmal, wenn er den Blick über die Umsitzenden

Testexemplar@Strandbibliothek

gleiten ließ, bemerkte er einige Plätze weiter in der Reihe vor sich zwei junge Mädchen, die sich umdrehten und ihm mit dreisten Augen zulächelten. Er war immer leichtsinnig gewesen. Von Natur war er durchaus nicht abweisend. In alten Tagen hätte er zurückgelächelt und sie dadurch noch ermutigt. Jetzt aber war es anders. Er lächelte zwar, wandte aber den Kopf ab und sah absichtlich nicht mehr hin. Mehrmals jedoch, wenn er die beiden jungen Mädchen ganz vergessen hatte, wurde sein Blick von ihrem Lächeln gefangen. Er konnte sich weder an einem Tage verändern noch seine angeborene Gutmütigkeit vergewaltigen, und so lächelte er in diesen Augenblicken den beiden jungen Mädchen zu, nur aus reiner, warmer Menschenfreundlichkeit. Es war ihm nichts Neues. Er wußte, daß sie ihre Hände nach ihm ausstreckten. Aber jetzt war es etwas anderes. Unten im Parkett saß die Einzige in der ganzen Welt, so anders – so erschreckend anders – als diese beiden jungen Mädchen seiner eigenen Klasse, daß er für die nur Mitleid und Sorge fühlte. Er wünschte von Herzen, daß sie einen geringen Bruchteil IHRER Güte und Herrlichkeit erlangen könnten. Und um keinen Preis konnte er sie kränken, weil sie die Hände nach ihm ausstreckten. Er fühlte sich nicht dadurch geschmeichelt, im Gegenteil, eher ein wenig beschämt, daß seine eigene Niedrigkeit es ihnen erlaubte. Hätte er Ruths Kreisen angehört, so hätten diese jungen Mädchen, das wußte er, keine Annäherung versucht. Und bei jedem Blick, den sie ihm zuwarfen, war ihm, als ob die Hände seiner Klasse nach ihm griffen, um ihn niederzuhalten.

Er verließ seinen Platz, ehe der Vorhang nach dem letzten Akt gefallen war, denn er wollte sie sehen, wenn sie herauskam. Es standen immer viele Männer vor dem Theater, und er brauchte nur die Mütze in die Stirn zu ziehen und sich hinter einem andern Mann zu verstecken, damit sie ihn nicht bemerkte. Er war einer der ersten, der das Theater verließ, aber

Telegramm-Gesellschaft Berlin Druck

kaum hatte er sich auf den Bürgersteig gestellt, als auch schon die beiden jungen Mädchen herauskamen. Er wußte gut, daß sie es auf ihn abgesehen hatten, und in diesem Augenblick hätte er seine Anziehungskraft auf Frauen verfluchen können. Er merkte, daß sie ihn gesehen hatten, denn sie gingen, gleichsam zufällig, schräg über die Straße, um in seine Nähe zu gelangen. Dann gingen sie langsamer, tauchten mitten im dichtesten Gewühl neben ihm auf, die eine von ihnen streifte ihn und tat, als ob sie ihn zum erstenmal bemerkte. Sie war ein schlankes, dunkles Mädchen mit schwarzen, spöttischen Augen. Doch ihm lächelten sie zu, und er lächelte zurück.

»Hallo!« sagte er.

Das geschah rein mechanisch; er hatte dasselbe so oft unter ähnlichen Umständen bei einer ersten Begegnung gesagt. Weniger konnte er ja auch nicht tun. Bei der großen Nachsicht und Freundlichkeit seines Wesens konnte er wirklich nicht weniger tun. Das schwarzäugige junge Mädchen lächelte heiter und einladend und machte Miene, stehenzubleiben, ebenso wie die kichernde Freundin, die Arm in Arm mit ihr ging. Er überlegte schnell. Es wäre nicht gut, wenn SIE jetzt herauskommen und ihn hier stehen und mit den beiden reden sehen würde. Als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, trat er neben die Dunkeläugige und ging mit ihr weiter. Hier kannte er keine Verlegenheit, kein benommenes Schweigen. Hier war er zu Hause, und er war ein Meister in dem schäkernden Geplauder voller Slang und Sticheleien, das stets der erste Schritt bei der Anknüpfung solcher schnell fortschreitenden Bekanntschaft war. An der Ecke, wo der Hauptstrom der Passanten in derselben Richtung weiterfloß, wollte er in die Querstraße abbiegen. Aber das junge Mädchen mit den schwarzen Augen packte ihn am Arm, folgte ihm, ihre Begleiterin mit sich ziehend, und rief gleichzeitig:

Telegram@gerhards_bibliothek

»Halt, Bill! Warum so eilig? Meinst du, daß du uns gleich wieder loswerden kannst?«

Er blieb lachend stehen und wandte sich ihnen zu. Über ihre Schultern hinweg konnte er die Menge sehen, die sich im Schein der Straßenlaternen vorüberdrängte. Hier war es weniger hell, und er konnte sie unbemerkt sehen, wenn sie vorbeikam. Sie mußte vorbeikommen, denn der Weg führte zu ihrem Hause. »Wie heißt sie?« fragte er das kichernde junge Mädchen und machte eine Kopfbewegung nach der Dunkeläugigen.

»Frag sie selbst«, lautete die Antwort, die fast von Lachen erstickt wurde.

»Na also, wie heißt du denn?« fragte er und wandte sich zu der andern.

»Du hast mir ja auch nicht erzählt, wie du heißt«, antwortete sie.

»Du hast mich ja auch nicht danach gefragt«, antwortete er lächelnd. »Übrigens hast du es gleich erraten, Bill, jawohl.«

»Ach geh!« Sie sah ihm mit einem brennenden, einladenden Blick in die Augen. »Wie heißt du – aber wirklich!«

Wieder sah sie ihn an. Alle Jahrhunderte des Weibes von Anbeginn des Geschlechts sprachen aus ihren Augen. Und er maß sie mit einem gleichgültigen Blick und wußte, wenn er sie, die jetzt so dreist war, verfolgte, würde sie sofort schamhaft und vorsichtig den Rückzug antreten, stets bereit, den Spieß umzukehren, sobald sein Eifer nachließe. Aber auch er war nur ein Mensch, und er spürte ihre Anziehungskraft und fühlte sich unbewußt von ihrer Freundlichkeit geschmeichelt. Oh, er kannte ja dies alles, kannte diese Mädchen in- und auswendig. Gute Mädchen, was man in ihrem Stande »gut« nannte, Mädchen, die um geringen Lohn schwer arbeiteten und sich für zu gut hielten, als daß sie sich für ein angenehmeres Leben verkauft hätten; Mädchen, die erfüllt waren von einem

Telegram@schaborsbibliothek

fieberhaften Drang nach einem ganz klein wenig Glück in der Wüste des Daseins – eine Zukunft vor Augen, die zwischen dem Elend ewiger Plackerei und dem noch scheußlicheren Elend schwankte, zu dem der Weg kürzer, wenn auch besser bezahlt war.

»Bill«, antwortete er nickend. »Wahrhaftig, Bill Pete und nicht anders.«

»Kein Spaß?« fragte sie.

»Er heißt gar nicht Bill«, mischte sich das andere Mädchen ein.

»Woher weißt du das?« fragte er. »Du hast mich doch noch nie gesehen.«

»Das ist auch gar nicht nötig, um zu merken, daß du lügst«, lautete die Antwort.

»Sag ehrlich, wie du heißt, Bill«, drängte das erste junge Mädchen.

»Bill ist wohl ebensogut wie jeder andere Name«, sagte er.

Sie griff seinen Arm und schüttelte ihn scherzhaft.

»Ich wußte, daß du lügst, aber deshalb gefällst du mir doch.«

Er nahm die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und fühlte auf der Handfläche vertraute Zeichen und Narben.

»Wann hast du in der Konservenfabrik aufgehört?« fragte er.

»Woher weißt du?« und »Gott, er ist wohl Gedankenleser!« riefen die jungen Mädchen im Chor.

Und während er törichte Worte mit ihnen wechselte, wie sie für törichte Seelen paßten, erhoben sich vor seinen inneren Augen die Bücherregale der Bibliothek, voll von der Weisheit der Jahrhunderte. Er lächelte bitter über den Gegensatz in alledem, und Zweifel stiegen in ihm auf. Aber zwischen seinen inneren Gesichten und äußerer Heiterkeit fand er doch Zeit, die Menge zu beobachten, die aus dem Theater strömte. Und da sah er sie im Schein der Laternen, zwischen ihrem Bruder und dem fremden jungen Mann mit der Brille, und ihm war, als ob

Telegram@strabarsbibliothek

sein Herz stillstände. Lange hatte er auf diesen Augenblick gewartet. Er konnte eben das spinnwebfeine Tuch, das den stolzen Kopf verbarg, die schönen Linien der schlanken Gestalt, die anmutige Haltung und die Hand, die die Röcke hielt, bemerken, dann war sie verschwunden; und er stand da und starrte auf die beiden Mädels aus der Konservenfabrik, ihre armseligen Kleider, in denen sie schön auszusehen versuchten, ihre tragischen Bemühungen, schmuck und sauber zu erscheinen, den billigen Stoff, die billigen Bänder und die billigen Ringe an ihren Fingern. Er fühlte, wie die eine ihn am Arm zog, und hörte eine Stimme:

»Wach auf, Bill! Was ist los mit dir?«

»Was sagst du?« fragte er.

»Ach nichts«, antwortete das dunkle junge Mädchen und warf den Kopf zurück. »Ich wollte nur…«

»Was?«

»Na, ich meinte nur, es wäre eine gute Idee, wenn du einen Freund auftreiben könntest… für sie« (sie zeigte auf ihre Freundin), »dann könnten wir Eis essen oder eine Tasse Kaffee trinken gehen.«

Ein plötzliches Gefühl seelischer Übelkeit überkam ihn. Der Übergang von Ruth zu diesem hier war zu plötzlich gewesen. Neben den kecken, spöttischen Augen des jungen Mädchens sah er die klaren, strahlenden Ruths, Augen wie die einer Heiligen, die ihn aus unlotbaren Tiefen von Reinheit anblickten. Und plötzlich hatte er ein Gefühl von Macht. Er war besser als die andern. Das Leben bedeutete ihm mehr als diesen beiden jungen Mädchen, die nicht weiter dachten als bis zu einem Eis und einem »Freund«. Er erinnerte sich, daß er in Gedanken stets ein geheimes Leben gelebt hatte. Er hatte versucht, seine Gedanken mit andern zu teilen, aber noch nie hatte er eine Frau gefunden, die imstande gewesen war, ihn zu verstehen – und auch nie einen Mann. Er hatte es zuweilen

Telegram@schabarsbibliothek

versucht, hatte aber dabei seine Zuhörer nur verwirrt. Und da seine Gedanken höher flogen als die ihrigen, so argumentierte er jetzt, müßte er auch höher stehen als sie. Er fühlte Macht in sich und ballte die Fäuste. Wenn das Leben ihm mehr bedeutete, dann durfte er auch mehr vom Leben fordern; aber eine Gesellschaft wie diese konnte ihm nicht mehr geben. Diese dreisten, schwarzen Augen hatten nichts zu bieten. Er kannte die Gedanken, die hinter ihnen lagen – Gedanken an Eiskrem und etwas mehr. Aber die heiligen Augen neben ihnen – die boten ihm alles, was er kannte, und mehr als er ahnen konnte. Sie boten ihm Bücher und Gemälde, Schönheit und Ruhe und die ganze Feinheit und Auserlesenheit eines höheren Daseins. Er kannte jeden Gedankengang hinter den schwarzen Augen. Das war wie ein Uhrwerk. Er konnte alle Räder sich drehen sehen. Was sie ihm boten, waren niedrige Genüsse, eng wie das Grab, Genüsse, die man satt bekam; und das Ende von allem war das Grab. Was aber die heiligen Augen ihm boten, war Mysterium, war das unergründliche Wunder und das ewige Leben. Er hatte einen Schimmer ihrer Seele darin gesehen, und dazu einen Schimmer seiner eigenen Seele.

»Das Problem hat nur einen Haken«, sagte er laut. »Ich hab heute schon eine Verabredung.«

Die Augen des Mädchens zeigten ihre Enttäuschung.

»Wohl bei einem kranken Freund wachen, was?« spottete sie.

»Nein, eine wirkliche Verabredung mit – «, er stotterte, »mit einem Mädchen.«

»Du führst mich nicht an?« fragte sie ernst.

Er sah ihr in die Augen und antwortete. »Es stimmt schon. Aber warum können wir uns nicht ein andermal treffen? Du hast mir noch nicht gesagt, wie du heißt und wo du wohnst.«

»Lizzie«, erwiderte sie, sofort besänftigt, und ihre Hand preßte seinen Arm, während sie sich an ihn lehnte. »Lizzie

Textgemeinde Schlüchtern

Connolly. Und ich wohne an der Ecke der Fünften und der Market.«

Er unterhielt sich noch einige Minuten mit den beiden und sagte ihnen dann gute Nacht. Er ging nicht gleich heim, sondern blieb unter dem Baum stehen, wo er so manche Nacht stand, und murmelte: »Die Verabredung war mit dir, Ruth. Um deinetwillen habe ich sie gehalten.«

Telegram@shabarsbibliothek

Siebentes Kapitel

Eine Woche eifrigsten Lesens war vergangen, seit er Ruth Morse zum ersten Male gesehen hatte, und noch wagte er nicht, sie zu besuchen. Immer wieder sprach er sich Mut zu, dann aber erhoben sich wieder Zweifel und erstickten seine Entschlossenheit. Er kannte nicht die passende Besuchszeit, es gab keinen, der sie ihm sagte, und so fürchtete er, einen nicht wiedergutzumachenden Fehler zu begehen. Da er aber seine alten Gefährten und seine alte Lebensweise abgeschüttelt und keine neuen Gefährten gefunden hatte, konnte er nichts als lesen. Die langen Stunden, die er dieser Beschäftigung opferte, hätten ein Dutzend Paar gewöhnlicher Augen verdorben. Aber seine Augen waren stark, und ein wunderbar kräftiger Körper half ihnen. Dazu war sein Geist aufnahmebereit. In bezug auf Bücherweisheit hatte er sein ganzes Leben brachgelegen, und jetzt war er reif zur Aussaat. Er, den noch nie ein Studium überanstrengt hatte, verbiß sich jetzt in das Wissen, das er in den Büchern fand, verbiß sich mit scharfen Zähnen, die nicht locker lassen wollten.

Am Ende der Woche schien es ihm, als ob er Jahrhunderte gelebt hätte, so weit war er über sein altes Leben und seine alten Gesichtspunkte hinausgelangt. Er wurde jedoch durch seinen Mangel an Vorbildung genarrt. Er versuchte Bücher zu lesen, die ein jahrelanges Spezialstudium erfordert hätten. Den einen Tag las er ein Buch über alte Philosophie und am nächsten Tage ein hypermodernes, so daß ihm von dem Widerspruch und dem Streit der Ideen der Kopf wirbelte. Und ebenso ging es ihm mit der Nationalökonomie. Auf ein und demselben Regal in der Bibliothek fand er Karl Marx, Ricardo,

Telegram@stalkerbibliothek

Adam Smith und Mill, und die schwerverständlichen Formulierungen des einen ließen ihn nicht ahnen, daß die Vorstellungen des andern veraltet waren. Er war verwirrt und wollte dennoch Bescheid wissen. An einem einzigen Tage hatte ihn das Interesse für Ökonomie, Industrie und Politik gepackt. Auf dem Wege durch den Rathauspark hatte er eine Menschenansammlung bemerkt, in deren Mitte fünf oder sechs Männer standen, die mit roten Gesichtern laut und ernsthaft diskutierten. Er schloß sich den Zuhörern an und vernahm jetzt eine neue, fremde Sprache, wie diese Philosophen des Volkes sie redeten. Der eine war ein Vagabund, ein anderer ein Arbeiteragitator, ein dritter Student der Jurisprudenz, und die übrigen waren redegewandte Arbeiter. Zum ersten Male hörte er etwas von Sozialismus, Anarchismus und Einzelbesteuerung und erfuhr, daß es einander widersprechende sozialphilosophische Systeme gab. Er hörte Hunderte von technischen Ausdrücken, die ihm neu waren, weil sie Gedankengebieten angehörten, mit denen er bei seinem bißchen Lesen noch nicht in Berührung gekommen war. Daher konnte er den Beweisgründen nicht recht folgen und die Ideen nur ahnen und erraten, die in all diese fremden Ausdrücke verkleidet auftraten. Dann kam ein schwarzäugiger Kellner, der Theosoph, ein gewerkschaftlich organisierter Bäcker, der Agnostiker war, ein alter Mann, der sie alle mit der merkwürdigen Philosophie verspottete, daß alles, was ist, richtig ist, und ein anderer alter Mann, der endlos über Weltall, Vateratom und Mutteratom schwatzte.

Martin Edens Kopf befand sich in einem Zustand völliger Verwirrung, als er nach mehreren Stunden den Park verließ und in die Bibliothek eilte, um die Bedeutung von einem Dutzend Fremdwörtern nachzuschlagen. Und als er die Bibliothek verließ, hatte er vier Bände unter dem Arm: Madame Blavatskys ›Geheimlehre‹, ›Fortschritt und Armut‹,

Telegram@Schabarschbibliothek

›Die Quintessenz des Sozialismus‹, und ›Krieg zwischen Religion und Wissen‹. Unglücklicherweise begann er mit der ›Geheimlehre‹; jede Zeile wimmelte von vielsilbigen Wörtern, die er nicht verstand. Er setzte sich im Bett auf und las mehr im Wörterbuch als in dem Werke selbst. So viele neue Wörter schlug er nach, daß er, wenn sie wieder auftauchten, ihre Bedeutung schon vergessen hatte und noch einmal nachschlagen mußte. Dann kam er auf den Einfall, die Bedeutung in ein Notizbuch niederzuschreiben, und er füllte Seite auf Seite damit. Aber den Sinn verstand er immer noch nicht. Er las bis drei Uhr morgens, und sein Hirn war ganz in Aufruhr, aber er hatte nicht einen einzigen tragenden Gedanken des Textes erfaßt. Er blickte auf, und es kam ihm vor, als ob die Stube sich hob und senkte wie ein Schiff im Sturm. Da schleuderte er die ›Geheimlehre‹ fluchend in die Ecke, drehte das Gas aus und legte sich schlafen. Mit den andern drei Büchern hatte er auch nicht viel mehr Glück. Nicht, daß sein Hirn schwach oder untauglich gewesen wäre, es hätte diese Gedanken gut fassen können, aber ihm fehlten die Übung im Denken und die Werkzeuge dazu. Er sah es selber ein und ging eine Zeitlang mit der Absicht um, nichts als das Wörterbuch zu lesen, bis er jedes Wort, das darin stand, auswendig wußte.

Aber sein Trost war die Poesie. Und er las viel und fand die größte Freude an den einfacheren Dichtern, die am verständlichsten waren. Er liebte Schönheit, und hier fand er Schönheit. Poesie machte wie Musik einen tiefen Eindruck auf ihn, und obwohl er es selbst nicht wußte, bereitete er seinen Kopf dadurch für die mühseligere Arbeit vor, die kommen sollte. Sein Gehirn war wie ein Buch mit unbeschriebenen Seiten, viele der Dinge, die er las und die ihm gefielen, druckten sich ohne Anstrengung Strophe um Strophe auf diesen unbeschriebenen Seiten ab, und bald hatte er die große

Telegram@Standardbibliothek

Freude, sich laut oder ganz leise all die Musik und Schönheit aufsagen zu können, die aus den gelesenen Druckzeilen sprach. Dann stieß er auf Gayleys ›Klassische Sagen‹ und Bullfinchs ›Zeitalter der Fabel‹, die nebeneinander in der Bibliothek standen. Das war eine Erleuchtung, ein heller Strahl in der Finsternis seiner Unwissenheit, und jetzt las er Dichtung mit größerer Gier als je zuvor.

Der Mann in der Bibliothek hatte Martin so oft dort gesehen, daß er ihn beim Eintreten freundschaftlich mit Lächeln und Nicken begrüßte. Das ermutigte Martin eines Tages zu einem kühnen Entschluß. Als er sich einige Bücher ausliefern ließ und der Mann die Karten abstempelte, sagte er plötzlich:

»Hören Sie, ich möchte Sie gern etwas fragen.«

Der Mann blickte lächelnd auf.

»Wenn man eine junge Dame kennenlernt und sie einen auffordert, sie zu besuchen, wie bald kann man dann kommen?«

Martin fühlte, wie sein Hemd sich schweißnaß an seine Schultern klebte.

»Na, eigentlich jederzeit«, antwortete der Mann.

»Ja, aber die Sache ist ein bißchen anders«, wandte Martin ein. »Sie… ich… also, sehen Sie, es ist so: Vielleicht ist sie nicht zu Hause. Sie besucht die Universität.«

»Dann müssen Sie eben ein andermal wiederkommen.«

»Das meinte ich nicht«, gestand Martin stockend und entschloß sich dann, sich der Gnade des anderen auszuliefern. »Ich bin nur ein einfacher Bursche, und ich habe nie etwas von gesellschaftlichem Leben gesehen. Das junge Mädchen ist nicht wie ich, und ich bin nichts ihr gegenüber. Sie denken doch wohl nicht, daß ich mich zum Narren mache?« fragte er plötzlich.

Tenbrann@shahersbibliothek

»Nein, nein, durchaus nicht«, protestierte der andere. »Ihre Frage fällt nicht gerade in mein Ressort hier in der Bibliothek, aber es wird mir eine Freude sein, Ihnen zu helfen.«

Martin sah ihn bewundernd an. »Ja, wenn ich so quasseln könnte, dann wäre alles in Ordnung«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Ich meine, wenn ich so leicht und gebildet reden könnte und – «

»Ach so!« sagte der andere verständnisvoll.

»Welches ist die beste Besuchszeit? Nachmittags – nicht zu kurz vor der Essenszeit? Oder abends? Oder auch sonntags?«

»Ich will Ihnen was sagen«, meinte der Bibliothekar, und sein Antlitz erhellte sich. »Rufen Sie sie an und fragen Sie sie.«

»Das will ich tun«, sagte er, nahm die Bücher und wandte sich zur Tür. Aber er kehrte noch einmal um und fragte:

»Wenn man mit einer jungen Dame spricht – sagen wir, sie heißt Lizzie Smith –, sagt man dann ›Fräulein Lizzie‹ oder ›Fräulein Smith‹?«

»Sagen Sie ›Fräulein Smith‹«, entschied der Bibliothekar. »Sie müssen immer Fräulein Smith sagen, bis Sie sie besser kennenlernen.«

Und so löste Martin denn das Problem.

»Kommen Sie, wann Sie wollen; ich bin den ganzen Nachmittag zu Hause«, beantwortete Ruth seine hervorgestammelte Frage, wann er ihr die geliehenen Bücher zurückbringen könnte.

Sie empfing ihn selbst an der Tür, und ihr weiblicher Blick sah sofort die Bügelfalte und die entschiedene, wenn auch unbestimmbare leichte Veränderung zum Besseren, die mit ihm vorgegangen war. Auch sein Gesicht überraschte sie. Seine Gesundheit wirkte fast überwältigend und schien mit starken Wogen von ihm zu ihr überzuströmen. Wieder fühlte sie den Drang, sich an ihn zu lehnen, um Wärme zu

Telegram@shabbirschbibliothek

empfangen, und wieder wunderte sie sich über die Wirkung, die seine Gegenwart auf sie ausübte, während er seinerseits bei der Berührung ihrer Hände wieder von einer schwindelnden Seligkeit durchbebt wurde. Der Unterschied zwischen ihnen war, daß sie ruhig und selbstbeherrscht blieb, während er bis zu den Haarwurzeln errötete. Er stolperte so linkisch wie beim ersten Besuch hinter ihr her, und seine Schultern schwangen gefährlich weit aus.

Sobald sie im Wohnzimmer saßen, benahm er sich freier – weit freier, als er selbst gedacht hatte. Sie erleichterte es ihm, und die Liebenswürdigkeit, mit der sie es tat, machte ihn verliebter denn je. Zuerst sprachen sie über die geliehenen Bücher, über Swinburne, auf den er schwor, und über Browning, den er nicht verstand; dann brachte sie das Gespräch auf andere Gegenstände, während sie darüber nachdachte, wie sie ihm helfen könnte. Seit ihrer ersten Begegnung war dieser Gedanke ihr so oft gekommen. Sie wollte ihm gern helfen. Er rief ihr Mitleid und ihre Zärtlichkeit in einer Weise wach, wie es noch keiner je getan, und ihr Mitleid war weniger Überlegenheit als Mütterlichkeit. Es konnte kein gewöhnliches Mitleid sein, wenn der, der es hervorrief, so sehr Mann war, daß er ihr ein Gefühl jungfräulicher Angst einflößte und ihre Seele und ihren Körper vor unerklärlichen Gedanken und Gefühlen beben ließ. Wieder fühlte sie den alten Zauber, den sein Hals gleich am ersten Tage auf sie ausgeübt hatte, und der Gedanke, ihren Arm um ihn zu schlingen, war süß. Es erschien ihr immer noch als eine ungebührliche Regung, aber sie hatte sich schon mehr daran gewöhnt. Sie ließ sich nicht träumen, daß unter solcher Verkleidung ihre neugeborene Liebe sich verbarg. Sie ließ sich auch nicht träumen, daß das Gefühl, das er in ihr erregte, Liebe war. Sie glaubte lediglich, daß sie sich für ihn als für einen ungewöhnlichen Menschen interessierte, der große

Telegram@strahlersbuchtipp

Entwicklungsmöglichkeiten besaß, und sie fühlte sich ihm gegenüber als Philanthropin.

Sie wußte nicht, daß sie sich nach ihm sehnte; ihm aber erging es anders. Er wußte, daß er sie liebte, und er sehnte sich nach ihr, wie er sich noch nie im Leben nach etwas gesehnt hatte. Er hatte die Poesie um der Schönheit willen geliebt; aber seit er sie getroffen, waren die Tore zu dem ungeheuren Feld der Liebesdichtung weit geöffnet. Sie hatte ihm mehr Verständnis geschenkt als Bullfinch und Gayley. Es gab eine Zeile, der er vor einer Woche noch keinen Gedanken geschenkt haben würde: »Gottes erkorener, wahnsinngeschlagener Liebender, der stirbt für einen Kuß«; jetzt aber lag sie ihm ständig im Sinn. Er grübelte darüber, wie wunderbar und wahr diese Zeile war, und als er sie ansah, wußte er, daß er mit Freuden für einen Kuß sterben könnte. Er fühlte sich selbst als Gottes erkorener, wahnsinngeschlagener Liebender, und kein Ritterschlag hätte ihn mit größerem Stolz erfüllen können. Jetzt endlich kannte er den Sinn des Lebens und wußte, warum er geboren war.

Während er sie ansah und lauschte, wurden seine Gedanken kühner. Wieder erlebte er das wilde Entzücken, das ihn durchbebt hatte, als sie ihm an der Tür die Hand drückte, und er sehnte sich danach, sie nochmals in der seinigen zu fühlen. Sein Blick wanderte oft zu ihren Lippen, und ihn hungerte nach ihnen. Aber es war nichts grob Irdisches in diesem Verlangen. Es machte ihm eine unsagbare Freude, jede Bewegung und jedes Spiel dieser Lippen beim Sprechen zu beobachten, und gleichwohl waren es nicht gewöhnliche irdische Lippen, wie alle andern Männer und Frauen sie hatten. Sie waren nicht aus Erdenstaub geformt. Es waren Lippen aus reinem Geist, und sein Verlangen nach ihnen schien völlig verschieden von dem, das er nach andern Frauenlippen gehabt hatte. Er hätte ihre Lippen küssen, seine Lippen aus Fleisch

Telegrambotschafter Bibliothek

und Blut auf sie drücken können, und doch wäre es mit der gleichen Ehrfurcht und erhabenen Leidenschaft geschehen, mit der der wahrhaft Gläubige das Gewand Gottes küssen würde. Er war sich nicht bewußt, welch eine Verschiebung von Werten in ihm stattgefunden hatte, und er ahnte nicht, daß das Licht in seinen Augen, wenn er sie ansah, eben das war, das in den Augen aller Menschen leuchtet, wenn das Verlangen nach Liebe in ihren Herzen erwacht. Er ließ sich nicht träumen, wie feurig und männlich sein Blick war, und ebensowenig, daß die Flamme darin ihre Seele ergriff. Ihre rührende Jungfräulichkeit erhöhte und verbarg seine eigenen Gefühle, indem sie seine Gedanken zu sternenkalter Keuschheit erhob. Es würde ihn erschreckt haben, hätte man ihm erzählt, daß in seinen Augen ein Licht brannte, das sie wie warme Wogen durchströmte und eine ähnliche Wärme in ihr entzündete. Sie wurde leicht verwirrt dadurch, und obwohl sie den Grund nicht kannte, durchbrach es immer wieder mit einer wundersam berauschenden Macht ihren Gedankengang und zwang sie, nach Worten zu suchen, um den begonnenen Satz zu beenden. Die Sprache war ihr sonst stets leicht von den Lippen geflossen, und diese Unterbrechungen hätten sie verwirrt, wäre sie nicht zu dem Ergebnis gelangt, daß es daher kam, weil er ein so eigentümlicher Mensch war. Sie war für Eindrücke sehr empfänglich, und alles in allem war es nicht so merkwürdig, daß dieser Wanderer aus einer andern Welt durch seine fremde Atmosphäre derartig auf sie wirkte.

Im Hintergrund ihres Bewußtseins lag das Problem, wie sie ihm helfen könnte, und sie lenkte die Unterhaltung in diese Richtung; aber es war Martin, der das erste Wort sprach.

»Ich möchte so gern einen Rat von Ihnen haben«, begann er, und sie ging sofort bereitwillig darauf ein, daß sein Herz einen Sprung tat. »Sie erinnern sich vielleicht, daß ich neulich sagte, ich könnte nicht über Bücher und dergleichen reden, weil ich

Telegram@shahrdabbook

nicht wüßte, wie. Nun, seitdem hab ich ein ganz Teil darüber nachgedacht. Ich bin viel in der Bibliothek gewesen; aber die meisten Bücher, mit denen ich mich abgegeben habe, waren mir zu hoch. Es wäre vielleicht am besten, wenn ich ganz von vorn anfinge. Ich habe nie etwas Ordentliches gelernt, von Kind an habe ich ziemlich schwer gearbeitet, und nachdem ich in der Bibliothek gewesen bin und die Bücher mit andern Augen angesehen habe – ja, auch neue Bücher gesehen habe –, ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß ich nicht die richtigen gelesen habe. Sehen Sie, die Bücher, die man auf einer Viehranch oder in der Back findet, sind nicht dieselben, die Sie zum Beispiel hier im Hause haben. Und solche Art Bücher war ich eben gewohnt. Und doch – und ich will damit jetzt nicht prahlen – bin ich anders gewesen als die Leute, mit denen ich zusammen Vieh hütete. Nicht daß ich etwas Besseres bin als die Matrosen und die Viehhirten, mit denen ich zusammen lebte – ich bin eine Zeitlang Viehhirt gewesen, wissen Sie –, aber ich habe immer Bücher geliebt und alles gelesen, was ich in die Finger kriegen konnte, und… ja, ich glaube, ich denke anders als die meisten von ihnen.

Aber was ich sagen wollte: Ich bin noch nie in einem Hause wie diesem gewesen. Als ich vor einer Woche herkam und Sie und Ihre Mutter und Ihre Brüder und alles andere sah, da – ja, es gefiel mir. Ich hatte von solchen Dingen gehört und in Büchern darüber gelesen, und als ich mich in Ihrem Hause umsah, da war es gerade wie in den Büchern. Aber was ich sagen wollte: es gefiel mir. Ich hätte es gern selbst so gehabt. Ich möchte es gern jetzt so haben. Ich möchte, daß die Luft, die ich atme, so ist wie in diesem Hause – eine Luft, die von Büchern, Bildern und schönen Dingen erfüllt ist, in der die Leute leise reden, rein sind und rein denken. Die Luft, die ich bisher geatmet habe, war immer vermischt mit Essen und Miete und Kneipen und Schlägereien, und das war auch alles,

Telegram@shanasubliminal

worüber man redete. Sehen Sie, als Sie durchs Zimmer gingen und Ihre Mutter küßten, dachte ich, das ist das Schönste, was ich je gesehen habe. Ich habe allerhand in meinem Leben gesehen, und auf eine Art habe ich eine Masse mehr dabei erlebt als die meisten, mit denen ich zusammen war. Ich will sehen, und ich möchte gern mehr sehen und es auch anders sehen.

Aber ich bin noch nicht zur Hauptsache gekommen, und die ist: Ich will versuchen, es dahin zu bringen, daß ich ein Leben führen kann, wie Sie es hier im Hause leben. Es gibt anderes und Besseres im Leben als schwere Arbeit und Kneipen und sich herumtreiben. Aber wie soll ich das erreichen? Wo soll ich anfangen? Ich will dafür arbeiten, wissen Sie, und ich kann es mit den meisten aufnehmen, wenn es schwere Arbeit gilt. Wenn ich erst einmal angefangen habe, werde ich Tag und Nacht arbeiten. Vielleicht finden Sie es komisch, daß ich Sie nach alledem frage, ich weiß, Sie sind die letzte auf der Welt, die ich fragen sollte, aber ich kenne sonst niemand, den ich fragen könnte… außer Arthur. Vielleicht sollte ich lieber ihn fragen. Denn ich…«

Seine Stimme versagte. Die feste Entschlossenheit, die ihn bisher getrieben hatte, verschwand bei dem furchtbaren Gedanken, daß er Arthur hätte fragen sollen und daß er sich lächerlich gemacht habe. Ruth antwortete nicht gleich. Sie war zu sehr damit beschäftigt, seine stammelnde, unbeholfene Sprache und seinen einfachen Gedankengang mit seinem Gesichtsausdruck in Einklang zu bringen. Noch nie hatte sie in Augen geblickt, die eine solche Kraft ausstrahlten. Hier war ein Mann, der alles vermochte, so lautete die Botschaft, die sie in ihnen las, und die klang schlecht mit dieser mangelhaften Fähigkeit zusammen, seine Gedanken auszudrücken. Im übrigen war ihr eigenes Denken so kompliziert und schnell, daß sie Einfachheit nicht richtig zu würdigen vermochte; aber

Textarchiv@Stadtbibliothek

dennoch empfand sie, welche Kraft selbst in diesem Tasten seines Geistes lag. Er war ihr wie ein gefesselter Riese vorgekommen, der an seinen Banden riß und zerrte. Und als sie endlich sprach, drückte ihr Gesicht unendliches Mitgefühl aus.

»Sie wissen ja selbst sehr gut, was Sie brauchen: systematische Ausbildung. Sie sollten zuerst die Elementarschule beenden und dann die höhere Schule und die Universität besuchen.«

»Aber das kostet Geld«, warf er ein.

»Oh!« rief sie. »Daran hatte ich nicht gedacht. Aber Sie müssen doch Verwandte haben – irgend jemand, der Ihnen helfen könnte?«

Er schüttelte den Kopf.

»Mein Vater und meine Mutter sind tot. Ich habe zwei Schwestern, die eine ist verheiratet, und die andere wird wohl bald heiraten. Dann habe ich noch ein ganzes Schock Brüder – ich bin der Jüngste –, aber die haben noch nie jemand geholfen. Die treiben sich in der ganzen Welt herum und haben genug mit sich selbst zu tun. Der Älteste starb in Indien. Zwei sind jetzt in Südafrika, einer ist auf Walfang, und einer zieht mit einem Zirkus herum – er arbeitet am Trapez. Und mir geht es ganz wie ihnen. Seit meinem elften Jahr – als meine Mutter starb – habe ich selbst für mich gesorgt. Ich werde auch wohl auf eigene Faust studieren müssen, und was ich wissen möchte, ist eben, wo ich anfangen soll.«

»Zuallererst sollten Sie sich eine Grammatik anschaffen. Ihr Satzbau ist…« Sie hatte »schrecklich« sagen wollen, änderte es aber in »nicht besonders gut«.

Er errötete und schwitzte.

»Ich weiß, daß ich eine Menge Slang und Wörter rede, die Sie nicht verstehen. Aber das sind eben die einzigen, von denen ich weiß, wie ich sie aussprechen soll. Ich habe andere

Telegrammgsfamilienbibliothek

Wörter im Kopf – Wörter, die ich in Büchern gelesen habe, aber ich kann sie nicht aussprechen, und deshalb gebrauche ich sie nicht.«

»Es ist weniger was, als wie Sie es sagen. Sie brauchen nur etwas mehr Grammatik. Jetzt werde ich Ihnen ein Buch holen und zeigen, wie Sie anfangen sollen.« Als sie aufstand, fiel ihm etwas ein, das er in den Büchern über den guten Ton gelesen hatte, und er erhob sich linkisch, in schrecklicher Angst, daß es doch nicht richtig sei und daß sie es als Zeichen seines Aufbruchs ansehen könnte.

Als sie mit der Grammatik wiederkam, schob sie einen Stuhl neben den seinen – er dachte darüber nach, ob er ihr hätte helfen sollen – und setzte sich neben ihn. Sie blätterte in der Grammatik, und ihre Köpfe näherten sich einander. Er hatte Mühe, ihr, als sie ihm jetzt einen Arbeitsplan machte, zu folgen, so benommen war er von ihrer köstlichen Nähe. Als sie ihm aber die Bedeutung der Konjugation zu erklären begann, vergaß er sie über seiner Arbeit. Er hatte nie von diesen Dingen gehört und war vollkommen bezaubert von dem Einblick in das Knochengerüst der Sprache. Er beugte sich tiefer über das Buch, und ihr Haar berührte seine Wange. Er war nur einmal in seinem Leben ohnmächtig geworden, aber in diesem Augenblick fühlte er sich wieder einer Ohnmacht nahe. Er konnte kaum atmen, und sein Herz preßte ihm das Blut in die Kehle, daß er fast erstickte. Nie war sie ihm so erreichbar erschienen wie jetzt. Für den Augenblick war der Abgrund zwischen ihnen überbrückt. Aber sein Gefühl für sie war deshalb nicht weniger erhaben. Sie war nicht zu ihm herabgestiegen. Er war es, der in die Wolken gehoben und zu ihr getragen wurde. Die Verehrung, die er in diesem Augenblick für sie hegte, glich religiöser Ehrfurcht und Inbrunst. Ihm war, als sei er ins Allerheiligste eingedrungen, und langsam und vorsichtig entzog er seinen Kopf der

Telegram@shahrbanobibliotheek

Berührung, die auf ihn wie ein elektrischer Schlag gewirkt und die sie gar nicht bemerkt hatte.

Telegram@shabarsbibliothek

Achtes Kapitel

Mehrere Wochen vergingen, in denen Martin Eden seine Grammatik studierte, die Bücher über den guten Ton wieder vornahm und alle Werke verschlang, die sein Interesse erregten. Von seinen Klassengenossen sah er niemand. Die jungen Mädchen im Lotus-Klub wunderten sich, daß er verschwunden war, und quälten Jim mit Fragen, und einige der jungen Leute, die sich an den Boxkämpfen bei Riley zu beteiligen pflegten, freuten sich, daß Martin nicht mehr dorthin kam. Er machte eine neue Entdeckung unter den Schätzen der Bibliothek. Wie die Grammatik ihm das Gerüst der Sprache gezeigt hatte, so zeigte dieses Buch ihm das Gerüst der Poesie; er begann Versmaß, Konstruktion und Form der von ihm so geliebten Schönheit zu erkennen und begriff ihre Gesetze. Noch ein modernes Werk fiel ihm in die Hände, das die Poesie als darstellende Kunst behandelte – sie erschöpfend behandelte mit vielen Beispielen aus dem Besten der Literatur. Nie hatte er einen Roman mit so großer Begeisterung gelesen, wie er dieses Werk studierte. Und sein unbelasteter, frischer, zwanzigjähriger Geist, angespornt durch sein drängendes Verlangen, erfaßte alles, was er las, mit einer ganz ungewöhnlichen männlichen Kraft.

Wenn er jetzt von seiner höheren Warte aus zurückblickte, so erschien ihm seine frühere Welt – diese Welt von Erde, Meer und Schiffen, mit Seeleuten und schlechten Frauenzimmern – sehr klein; und doch mischte sie sich mit seiner neuen Welt und erweiterte sie. Sein Geist strebte nach Einheit, und er war überrascht, als er die ersten Berührungspunkte zwischen den beiden Welten erblickte. Zudem verwandelten ihn die

Telegram@Shabarshbibliothek

erhabenen Gedanken und die Schönheit, die er in den Büchern fand. Immer unerschütterlicher wurde sein Glaube, daß jeder, der sozial über ihm stand wie Ruth und ihre Familie, diese Gedanken dachte und nach ihnen lebte. Er lebte in der Niederung und hatte nur den einen Wunsch, sich von dem Schmutz, der sein ganzes Leben lang an ihm geklebt hatte, zu reinigen und sich in die höheren Regionen der oberen Klassen zu erheben. Während seiner ganzen Kindheit und Jugend hatte er unter einer Unrast gelitten; was er wünschte, hatte er nie gewußt, und er hatte vergebens gesucht, bis er Ruth traf. Und jetzt war diese Unrast qualvoll geworden, und er wußte endlich klar und sicher, daß es Schönheit, Wissen und Liebe waren, die er suchte.

In diesen Wochen sah er Ruth einhalbdutzendmal, und jedes Mal war es ihm eine neue Inspiration. Sie half ihm bei seinem Sprachstudium, berichtigte seine Aussprache und weihte ihn in die Arithmetik ein. Aber ihr Gedankenaustausch galt nicht allein dem Elementarstudium. Er hatte zuviel vom Leben gesehen und sein Geist war zu reif, um sich mit Brüchen, Kubikwurzeln, Satzbau und Analyse zufriedenzugeben; es kamen Stunden, in denen sie von ganz andern Dingen sprachen – von den letzten Dichtungen, die er gelesen, und den letzten Dichtern, die sie studiert hatte. Und wenn sie ihm ihre Lieblingsdichter vorlas, dann war der Gipfel alles Entzückens für ihn erreicht. Keine von all den Frauen, die er je sprechen gehört, hatte eine Stimme wie die ihre gehabt. Ihr leisester Ton war ein Sporn für seine Liebe, und jedes Wort, das sie aussprach, erfüllte ihn mit Freude und Entzücken. Es war der Wohlklang darin, die Ruhe und harmonische Modulation, dieses weiche, volle, unbestimmbare Produkt der Kultur und einer sanften, liebevollen Seele. Wenn er ihr lauschte, klangen in seiner Erinnerung die rauhen Schreie barbarischer Weiber wider und – wenn auch weniger rauh – die schrillen Stimmen

Tehgyan@shabbsbibliothek

der Mädchen seiner eigenen Klasse. Dann begann die Werkstatt der Bilder in ihm zu arbeiten und ließ sie vor seinem inneren Auge aufmarschieren und die Herrlichkeit Ruths durch den Gegensatz noch erhöhen. Was aber sein Glück noch vollkommener machte, war das Bewußtsein, daß ihre Seele mit dem Gelesenen übereinstimmte und vor Entzücken über die Schönheit des geschriebenen Gedankens bebte. Sie las ihm ein großes Stück aus ›Die Prinzessin‹ vor, und oft sah er Tränen in ihren Augen, so fein war ihr ästhetisches Empfinden. In solchen Augenblicken entrückte ihn ihre Bewegung über den Alltag hinaus, bis er sich wie ein Gott fühlte, und wenn er sie anschaute und ihr lauschte, schien ihm, als sähe er das Antlitz des Lebens und läse darin die tiefsten Geheimnisse. Und wenn ihm dann bewußt wurde, wie wunderbar seine Empfänglichkeit gewachsen war, sagte er sich, daß dies Liebe sei, daß Liebe das Größte in der Welt war, und durch seine Erinnerung huschten die Gemütsbewegungen und Sehnsüchte, die er früher gekannt hatte – Weinrausch, Liebkosungen von Frauen, Boxkämpfe mit ihrem rohen Geben und Nehmen –, und alles erschien ihm gleichgültig und häßlich im Vergleich mit der erhabenen Leidenschaft, die er jetzt fühlte.

Ruth durchschaute die Situation nicht. Sie hatte keine Herzenserfahrungen. Ihr einziges Wissen in dieser Beziehung stammte aus Büchern, in denen die Geschehnisse des täglichen Lebens durch die Phantasie in das Feenreich der Unwirklichkeit verpflanzt waren. Und sie ahnte nicht, daß dieser rauhe Seemann sich allmählich in ihr Herz schlich und schlummernde Kräfte in ihr weckte, die eines Tages losbrechen und sie wie Feuerflammen durchlodern würden. Sie kannte nicht den Feuerbrand der Liebe. Ihr Wissen um die Liebe war rein theoretisch, und sie dachte sie sich als ein zahmes Flämmchen, sanft wie fallender Tau oder wie das Kräuseln eines stillen Wassers und so mild wie die samtweiche

Terry and Sharon's Library

Dunkelheit der Sommernächte. Sie dachte sich die Liebe als eine ruhige, freundschaftliche Zuneigung, die dem Geliebten in einer blumengesättigten, dämmrigen Atmosphäre ätherischer Ruhe dient. Sie ahnte nichts von den vulkanischen Ausbrüchen der Liebe, ihrer sengenden, glühenden Hitze und den verheerten Wüsten voll ausgebrannter Asche. Sie kannte weder ihre eigene Macht noch die der Welt, und die Tiefen des Lebens waren für sie ein Meer von Illusionen. Die eheliche Neigung zwischen ihren Eltern war für sie das Ideal der Liebe zwischen Mann und Weib; und sie erwartete, ohne schroffen Übergang oder starke Reibungen selbst eines Tages mit einem geliebten Manne in dasselbe ruhige, angenehme Dasein hinüberzugleiten.

So kam es, daß sie in Martin Eden etwas Neues, ein fremdartiges Wesen sah und daß sie sich die Wirkung, die er auf sie ausübte, mit diesem Neuen, Fremdartigen erklärte. Das war nur natürlich. Ähnliche ungewohnte Gefühle hatte sie beim Anblick wilder Tiere in der Menagerie, bei heftigem Sturm oder beim Anblick eines Blitzes und seines blendenden Zickzacks erlebt. Es war darin etwas vom ungeheuren Weltall, und etwas vom ungeheuren Weltall war auch in ihm. Er kam zu ihr mit einem Hauch der großen Stürme und der unendlichen Räume. Die Glut der Tropensonne leuchtete auf seinem Gesicht, und in seinen schwellenden, geschmeidigen Muskeln war die Lebenskraft der Urzeit. Er trug Narben und Zeichen der geheimnisvollen Welt roher Männer und noch roherer Taten, deren Vorposten jenseits ihres Horizontes begannen. Er war ungezähmt, wild, und im geheimen schmeichelte es ihrer Eitelkeit, daß er wie Wachs in ihren Händen war. Dazu trieb sie der unwillkürliche Wunsch, das Wilde zu zähmen. Das war ganz unbewußt. Und am allerwenigsten wußte sie, daß sie ihn nach dem Bilde ihres Vaters umzuschaffen wünschte, dem Bilde, das sie für das

Telegramm-Schmuckbibliothek

edelste der Welt hielt. Und sie konnte in ihrer Unerfahrenheit nicht erkennen, daß das kosmische Gefühl, das er in ihr erweckte, das mächtigste des Weltalls war, die Liebe, die mit gleicher Gewalt in der ganzen Welt Mann und Weib zueinander zog, die Hirsche in der Brunstzeit zwang, einander zu töten.

Seine schnelle Entwicklung war ihr eine Quelle der Überraschung und des Interesses. Sie entdeckte ungeahnte Feinheiten in ihm, die sich Tag für Tag, wie Blumen in gutem Boden, zu entfalten schienen. Sie las ihm Browning vor und war oft erstaunt, wie eigenartig er strittige Stellen erklärte. Sie begriff nicht, daß seine auf Menschenkenntnis und Lebenserfahrung beruhende Deutung im Gegensatz zu der ihrigen meist die richtige war. Seine Auffassungen erschienen ihr naiv, obwohl sie sich oft vom kühnen Fluge seiner Erkenntnis mitreißen ließ, der seine Bahn hoch zu den Sternen nahm, wohin sie nicht zu folgen vermochte. Sie konnte nur erschauern unter dem Gefühl einer ungeahnten Macht. Dann spielte sie für ihn – nicht mehr gegen ihn – und prüfte sein musikalisches Gefühl, das weit tiefer ging, als sie mit dem ihren loten konnte. Sein Wesen öffnete sich der Musik wie eine Blume der Sonne, und er fand rasch von der Tanzmusik der Arbeiter zu den klassischen Prunkstücken, die sie fast auswendig konnte. Doch verriet er eine demokratische Vorliebe für Wagner, und als sie ihm erst den Schlüssel zum Verständnis der ›Tannhäuser-Ouvertüre‹ gegeben hatte, machte dieses Stück auf ihn einen Eindruck wie keines sonst, das sie spielte. Es schien ganz unmittelbar seinem eigenen Leben zu entsprechen. Seine ganze Vergangenheit war das Venusbergmotiv, während sie ihn mit dem Pilgerchormotiv verschmolz, und aus der ekstatischen Stimmung, in die ihn dies hob, schwebte er immer höher in das mächtige

Telegrafenschiffahrtsbibliothek

Schattenreich des suchenden Menschengeistes, wo Gut und Böse ewig streiten.

Zuweilen stellte er Fragen, die vorübergehend in ihrer Seele Zweifel erregten, ob ihre Deutung und Auffassung der Musik auch richtig war. Nie aber stellte er Fragen über ihren Gesang. Der war zu sehr sie selber, und er war immer wieder bezaubert von dem göttlichen Klang ihres reinen Soprans. Er konnte es nicht lassen, ihn mit den schwachen Stimmen und dem schrillen Trällern der schlechtgenährten, ungeübten Fabrikarbeiterinnen oder mit dem heiseren Kreischen aus den branntweinrauhen Kehlen der Weiber in den Hafenstädten zu vergleichen. Sie freute sich, wenn sie ihm vorspielen und vorsingen konnte. Es war tatsächlich das erstemal, daß sie Gelegenheit hatte, auf eine Menschenseele zu wirken, und sie arbeitete mit Entzücken in dem weichen Ton, denn sie glaubte, sie forme ihn, und meinte es gut. Im übrigen war das Zusammensein mit ihm beglückend für sie. Er stieß sie nicht ab. Jenes erste Zurückschrecken war in Wirklichkeit nur die Angst vor ihrem eigenen, bisher unbekannten Ich gewesen, und diese Furcht hatte sich jetzt gelegt. Obwohl sie sich dessen nicht bewußt war, enthielt ihr Gefühl für ihn eine Art Besitzerfreude. Dazu übte er eine belebende Wirkung auf sie aus. Ihr Studium war sehr anstrengend, und ihr war gleichsam, als ob sie neue Kräfte erhielte, wenn sie die staubigen Bücher beiseite schob und sich von der frischen Seeluft seines Wesens anwehen ließ. Kraft!

Kraft war es, was sie brauchte, und die gab er ihr in reichem Maße. In die Stube zu treten, wo er sich befand, ihm in der Tür zu begegnen, hieß für sie Erhöhung des Lebensmuts. Und wenn er gegangen war, kehrte sie mit größerem Eifer und frischer Energie an ihre Bücher zurück. Sie kannte zwar ihren Browning, hatte aber nie begriffen, daß es gefährlich ist, mit

Telegram@schabarschlinothek

Seelen zu spielen. Als ihr Interesse für Martin wuchs, wurde es ihr zur Leidenschaft, sein Leben umzuformen.

»Sehen Sie Herrn Butler«, sagte sie eines Nachmittags, als sie mit Grammatik, Arithmetik und Poesie fertig waren. »Seine Chancen für ein Vorwärtskommen waren anfangs verhältnismäßig schlecht. Sein Vater war Bankkassierer gewesen, mußte aber viele Jahre wegen eines Lungenleidens in Arizona leben, und als er starb, stand Herr Butler – Charles Butler heißt er – allein in der Welt. Sein Vater war aus Australien gekommen, und er hatte daher keine Verwandten in Kalifornien. Er begann, in einer Druckerei zu arbeiten – das habe ich ihn oft erzählen hören – und bekam anfangs drei Dollar die Woche. Jetzt hat er ein jährliches Einkommen von mindestens dreißigtausend. Wie er das machte? Er war ehrlich, treu, fleißig und sparsam. Er versagte sich die Freuden, die die meisten Knaben haben. Er machte es sich zur Regel, jede Woche soundsoviel beiseite zu legen, einerlei, was er deswegen entbehren mußte. Natürlich verdiente er bald mehr als drei Dollar wöchentlich, und je größer sein Lohn wurde, desto mehr sparte er.

Er arbeitete am Tage, und abends ging er in die Abendschule. Er hatte den Blick stets auf die Zukunft gerichtet. Später besuchte er die Abendhochschule. Mit siebzehn Jahren verdiente er ausgezeichnet als Setzer, aber er war ehrgeizig. Er wollte Karriere machen, nicht nur sein tägliches Brot verdienen, und er fürchtete sich nicht davor, im Augenblick Opfer zu bringen, um am Ende zu gewinnen. Er entschloß sich für Jura und kam als Bote – denken Sie nur – in Vaters Büro, für einen Wochenlohn von nur vier Dollar. Aber er hatte gelernt, sparsam zu sein, und von den vier Dollar sparte er weiter.«

Sie hielt inne, um Atem zu schöpfen und die Wirkung auf Martin zu beobachten. Er hörte mit großem Interesse diese

Telegram@stahlbibliothek

Geschichte von den Schwierigkeiten, mit denen Herr Butler in seiner Jugend zu kämpfen gehabt hatte, aber irgend etwas darin erregte seinen Unwillen.

»Es muß natürlich schwer für so einen jungen Kerl gewesen sein«, bemerkte er. »Vier Dollar wöchentlich – wie konnte er denn davon leben? Sie können sich darauf verlassen, daß er keine großen Sprünge machen konnte. Ich selbst bezahle fünf Dollar wöchentlich für Kost und Logis, und Sie können mir glauben, daß beides nicht sehr großartig ist. Er muß ja gelebt haben wie ein Hund. Sein Essen – «

»Er kochte selbst«, unterbrach sie ihn, »auf einem kleinen Petroleumkocher.«

»Sein Essen muß schlimmer gewesen sein als das, was die Leute auf dem ärgsten Hochseeschiff kriegen; kaum auszudenken.«

»Aber sehen Sie sich ihn jetzt an!« rief sie begeistert. »Denken Sie, was er sich bei seinem Einkommen leisten kann! Jetzt hat er ja tausendfach Ersatz für seine früheren Entbehrungen.«

Martin sah sie scharf an.

»Auf eines möchte ich schwören«, sagte er, »nämlich, daß Herr Butler jetzt in seinen fetten Jahren nicht besonders heiter ist. Wenn er seinen Jungenmagen jahrein, jahraus mit solcher Kost gefüttert hat, so möchte ich wetten, daß sein Magen jetzt nicht mehr besonders gut ist.«

Unter seinem forschenden Blick schlug sie die Augen nieder.

»Ich möchte wetten, daß er jetzt einen ganz schlechten Magen hat!« sagte Martin herausfordernd.

»Ja, das hat er«, räumte sie ein. »Aber – «

»Und ich möchte wetten«, fuhr Martin fort, »daß er feierlich und ernst wie eine alte Eule ist und sich aus keinem Vergnügen was macht trotz seiner Dreißigtausend jährlich. Und ich

Telegram@shaharsbibliothek

möchte wetten, daß er sich auch nicht freut, wenn er sieht, wie sich andere amüsieren. Habe ich recht?«

Sie nickte zustimmend und erklärte schnell weiter:

»Aber er ist eben ein ganz anderer Mensch. Er ist von Natur aus schüchtern und ernst. So war er immer.«

»Ja, sicher!« stellte Martin fest. »Drei Dollar wöchentlich, vier Dollar wöchentlich, ein junger Bengel, der sich sein Essen selbst auf einem Petroleumkocher macht und Geld spart, den ganzen Tag arbeitet, den ganzen Abend studiert – nur arbeitet, nie spielt oder mal über die Stränge schlägt – da kommen die Dreißigtausend natürlich zu spät.«

Seine einfühlende Phantasie ließ sofort die Tausende von Einzelheiten im Dasein dieses Jungen und seine enge geistige Entwicklung zu einem Mann mit dreißigtausend Dollar jährlich vor seinem inneren Auge aufblitzen. Mit der Schnelligkeit und Weite eines umfassenden Denkens erblickte er Charles Butlers ganzes Leben in dieser Vision.

»Wissen Sie«, fügte er hinzu, »mir tut Herr Butler leid. Er war zu jung, um es besser zu wissen, aber er hat sich selbst um sein Leben betrogen, für dreißigtausend Dollar jährlich, die ihm jetzt auch nichts mehr nützen. Heute können ihm selbst die dreißigtausend nicht mehr das geben, was die zehn Cent, die er beiseite legte, ihm hätten geben können, als er noch jung war – in Form von Bonbons, Erdnüssen oder einem Billett für die Galerie.«

Diese selbständigen Gesichtspunkte waren es gerade, die Ruth erschreckten. Nicht nur, daß sie ihr neu waren und ihren Anschauungen widersprachen, sie fühlte auch stets den wahren Kern darin, und das drohte ihre eigenen Überzeugungen zu verändern oder gar umzustürzen. Wäre sie vierzehn Jahre alt gewesen statt vierundzwanzig, so hätte sie dadurch vielleicht gewandelt werden können. Aber sie war vierundzwanzig Jahre alt, konservativ von Temperament und Erziehung und schon

Telegrafenschreiberbibliothek

erstarrt in der Lebensform, in der sie geboren und gebildet worden war. Allerdings beunruhigten seine bizarren Urteile sie im ersten Augenblick, aber sie schrieb sie dem Umstand zu, daß er ein ungewöhnlicher Typ war und ein sonderbares Leben geführt hatte, und sie vergaß es bald wieder. Und wenn sie seine Urteile mißbilligte, war doch gleichzeitig in der Kraft, mit der er sie vorbrachte, in seinen blitzenden Augen und seinen ernsten Zügen etwas, das sie tief bewegte und anzog. Nie hätte sie für möglich gehalten, daß dieser Mann, der aus einer Welt ganz außerhalb ihres Lebenskreises kam, in solchen Augenblicken mit seiner tieferen und weiteren Auffassung sich über ihren Horizont erhob. Ihre Grenzen waren die Grenzen ihres Horizonts, aber begrenzte Geister können die Begrenzung nur bei anderen erkennen. Und daher fand sie ihren eigenen Blick sehr weit, und wo seine Anschauungen den ihren widersprachen, war es ihr nur ein Beweis seiner Begrenzung. Und sie träumte davon, ihn zu lehren, daß er mit ihren Augen sah, und seinen Horizont zu erweitern, bis er dem ihren gleich wurde.

»Aber meine Geschichte ist noch nicht zu Ende«, sagte sie. »Mein Vater erzählt, daß Herr Butler wie kein anderer seiner Büroboten je gearbeitet hat. Er war aufs Arbeiten versessen. Er kam nie zu spät und war meistens schon einige Minuten vor der Bürozeit da. Und dennoch war er sparsam mit seiner Zeit. Jede freie Minute benutzte er, um zu studieren. Er lernte Buchhaltung und Maschineschreiben, er nahm Stenographieunterricht und bezahlte ihn, indem er nachts einem Gerichtsreporter diktierte, der Übung brauchte. Er wurde bald Schreiber und machte sich ganz unentbehrlich. Mein Vater schätzte ihn sehr und sah, daß er Karriere machen würde. Auf Vaters Anregung studierte er Jura. Er wurde Rechtsanwalt, und kaum war er wieder im Büro, da nahm Vater ihn als jüngeren Teilhaber auf. Er ist ein großer Mann.

Telegram@shabalabibliothek

Er hat mehrmals die Wahl in den Senat der Vereinigten Staaten abgelehnt, und Vater sagt, daß er Mitglied des Obersten Gerichtshofs werden kann, sobald ein Platz frei wird – und wenn er will. Ein solches Leben ist ein Ansporn für uns alle. Es zeigt uns, daß ein Mann sich hoch über seine Umgebung erheben kann.«

»Ja, er ist ein großer Mann«, sagte Martin ernst.

Aber ihm schien, etwas an der Geschichte beleidigte sein Gefühl für Schönheit und Leben. Er konnte kein Motiv in dem Leben des Herrn Butler finden, das sein Darben und Sparen gerechtfertigt hätte. Wäre Liebe oder Schönheitsdrang der Grund gewesen, so hätte Martin es verstanden. »Gottes erkorener, wahnsinngeschlagener Liebender« durfte alles tun für einen Kuß, aber nicht für dreißigtausend Dollar jährlich. Der Aufstieg Butlers befriedigte ihn nicht. Es war, trotz allem, etwas Jämmerliches daran. Dreißigtausend Dollar jährlich mochten ganz schön sein, aber ein schwacher Magen und die Unfähigkeit, froh zu sein wie andere Menschen, raubten solchem fürstlichen Einkommen doch allen Wert.

Vieles hiervon versuchte er Ruth zu erklären, doch verletzte er sie dadurch nur und zeigte ihr deutlich, daß er weiterer Ummodlung bedurfte. Sie besaß die weit verbreitete Kurzsichtigkeit, die die Menschen glauben läßt, daß ihre Farbe, ihr Glaube und die Politik, die sie für richtig halten, die alleinseligmachenden sind, und daß die anderen über die Welt verstreuten menschlichen Geschöpfe weniger glücklich daran sind als sie selber.

Es war dieselbe Beschränktheit, die jenen alten Juden Gott danken ließ, daß er nicht als Weib geboren war, und die den modernen Missionar zu den äußersten Grenzen der Welt schickt, um Gott zu vertreten; und sie gab auch Ruth den Wunsch ein, diesen Mann, der aus ganz anderen

Telegram@shamela_bibliothek

Lebensbereichen kam, so umzubilden, daß er einem Mann ihrer eignen Schicht glich.

Telegram@shabarsbibliothek

Neuntes Kapitel

Martin Eden kam von See nach Kalifornien zurück mit der Sehnsucht eines Liebenden. Als sein Geld verbraucht war, hatte, er als Matrose auf dem Schatzsucherschiff angeheuert. Auf den Salomoninseln hatte sich dann die Expedition aufgelöst, nachdem sie acht Monate vergeblich nach dem Schatz gesucht hatte. Die Mannschaft war in Australien abgemustert worden, und Martin hatte sofort wieder auf einem Hochseedampfer nach San Franzisko angeheuert. In diesen acht Monaten hatte er nicht nur soviel Geld zurückgelegt, daß er viele Wochen an Land bleiben konnte, sondern auch Gelegenheit gehabt, eine ganze Menge zu lesen und zu studieren.

Er war begabt, und hinter seiner Begabung standen seine unbezwingliche Natur und seine Liebe zu Ruth. Die mitgenommene Grammatik arbeitete er immer wieder durch, bis sein unverbrauchtes Hirn sie völlig beherrschte. Er bemerkte die grammatikalisch falsche Satzbildung seiner Kameraden und verbesserte in Gedanken ihre Sprachschnitzer. Zu seiner großen Freude entdeckte er, daß sein Ohr anfing, für Aussprache und Satzbau empfindlich zu werden, und daß er allmählich reiner und besser sprach als selbst die Schiffsoffiziere und die Gentleman-Abenteurer in der Kajüte, die die Expedition finanziert hatten.

Der Kapitän war ein fischäugiger Norweger, dem irgendwie eine vollständige Shakespeare-Ausgabe in die Hände gefallen war, die er niemals las, und wenn Martin ihm sein Zeug gewaschen hatte, lieh er ihm dafür die teuren Bücher. Eine Zeitlang hatten ihn die Dramen und die vielen Verse, die sich

Telegram@shabarshidlekk

ihm fast ohne Anstrengung einprägten, so begeistert, daß ihm die ganze Welt fast wie eine elisabethanische Tragödie oder Komödie erschien und er sogar in Jamben dachte. Das übte sein Ohr und gab ihm ein feines Gefühl für schönes Englisch, während er gleichzeitig viele altertümliche und nicht mehr gebräuchliche Worte und Wendungen in seinen Sprachschatz aufnahm.

Er hatte die acht Monate gut angewandt, und außer korrektem Sprechen und hohen Gedanken hatte er auch sich selbst kennengelernt. Gleichzeitig mit der Scham über sein geringes Wissen stellte sich bei ihm ein gewisses Selbstbewußtsein ein. Er fühlte einen bedeutenden Unterschied zwischen sich und seinen Kameraden und war klug genug zu erkennen, daß dieser Unterschied eher in der Möglichkeit als in der Tat bestand. Was er jetzt leistete, konnten sie auch leisten, aber in seinem Innern lebte ein wirres, gärendes Gefühl, daß mehr in ihm steckte, als er bisher gezeigt hatte. Ihn peinigte die wunderbare Schönheit der Welt, und er wünschte, daß Ruth bei ihm gewesen wäre, um sie mit ihm zu teilen. Er beschloß, ihr die Schönheit der Südsee zu beschreiben. Der schöpferische Geist in ihm flammte bei diesem Gedanken auf und spornte ihn an, all diese Schönheit vor einem größeren Kreise als Ruth allein wiedererstehen zu lassen. Und da kam, in Glanz und Pracht, der große Gedanke. Er wollte schreiben. Er wollte eines der Augen werden, durch die die Welt sah, eines der Ohren, durch die sie hörte, eines der Herzen, durch die sie fühlte. Er wollte schreiben – alles – Poesie, Prosa, Romane, Beschreibungen und Dramen, wie Shakespeare sie geschrieben hatte. Das war Aufstieg und der Weg, Ruth zu gewinnen. Die Männer, die Bücher schrieben, waren die Großen der Welt, und er hatte das Gefühl, daß sie weit größer waren als ein Herr Butler und seinesgleichen, die dreißigtausend Dollar jährlich verdienten

Telegram@shakespearebibliothek

und, wenn sie wollten, Mitglieder des Obersten Gerichtshofs werden konnten.

Als der Gedanke erst geboren war, beherrschte er ihn völlig, und die Rückreise nach San Franzisko glich einem Traum. Er war von einer ungeahnten Kraft berauscht und fühlte, daß er alles, was es auch sei, tun konnte. Mitten auf dem großen, einsamen Meer gewann er den Überblick über die Dinge. Zum erstenmal sah er Ruth und ihre Welt klar und deutlich. In seinem Geist wurde alles gegenwärtig wie etwas Greifbares, etwas, das er in beide Hände nehmen, drehen und wenden und untersuchen konnte. Es gab viel Unklares, Verschleiertes in jener Welt, aber er sah sie als ein Ganzes, nicht in Einzelheiten, und er sah auch, wie er ihrer Herr werden konnte. Schreiben! Der Gedanke brannte wie Feuer in ihm. Gleich nach seiner Rückkehr wollte er anfangen. Das erste sollte eine Schilderung der Schatzsucherreise sein. Er wollte die Beschreibung an eine der San-Franziskoer Zeitungen verkaufen, er wollte Ruth nichts davon sagen, und sie sollte freudig überrascht werden, wenn sie seinen Namen gedruckt las. Während er schrieb, wollte er seine Studien fortsetzen. Jeder Tag hatte vierundzwanzig Stunden. Er war unüberwindlich. Er wußte, wie er arbeiten mußte, und die stärksten Festungen sollten vor ihm in den Staub sinken. Er brauchte nie mehr zur See zu gehen, jedenfalls nicht mehr als Matrose, und im Augenblick träumte er sogar von einer Dampfjacht. Es gab Schriftsteller, die Dampfjachten besaßen. Natürlich, das sagte er sich warnend, würde er nicht so schnell Erfolg haben und im Anfang froh sein, wenn er durch seine schriftstellerische Tätigkeit Geld genug verdiente, um sein Studium fortzusetzen. Und wenn er nach einiger Zeit – der Begriff war sehr dehnbar – genug gelernt und sich vorbereitet hatte, dann wollte er das wirklich Große schreiben, und sein Name sollte auf aller Lippen sein. Weit größer, unendlich

Telegram@shamrockbibliothek

größer, ja, das größte von allem war, daß er sich dann Ruths würdig gezeigt hatte. Ruhm mochte ganz schön sein, aber es war Ruths wegen, daß er seine strahlenden Träume träumte. Er war kein Ruhmsüchtiger, er war nur einer von Gottes erkorenen, wahnsinngeschlagenen Liebenden.

Mit einem netten Sümmchen in der Tasche ging er wieder nach Oakland, bezog sein altes Zimmer bei Bernard Higginbotham und begann zu arbeiten. Er ließ nicht einmal Ruth wissen, daß er wiedergekommen war. Er wollte sie erst besuchen, wenn der Bericht über die Schatzsucher fertig war. Es wurde ihm nicht einmal schwer, nicht zu ihr zu gehen, denn die mächtige Flamme des schöpferischen Fiebers brannte in ihm. Dazu würde ja der Artikel, den er schrieb, sie ihm näherbringen. Er wußte nicht, wie lang er sein durfte, aber er zählte die Wörter eines doppelseitigen Artikels in der Sonntagsbeilage ›San Francisco Examiner‹ und richtete sich danach. Drei Tage arbeitete er in wilder Erregung an seinem Bericht, schrieb ihn sorgfältig mit großen, ungeschickten, leicht lesbaren Buchstaben ins reine. Als er den Artikel zum zweitenmal abgeschrieben und sorgfältig zusammengerollt hatte, las er in einer Zeitung einige »Winke für Anfänger« und lernte das eiserne Gesetz, daß ein Manuskript nie zusammengerollt und daß es nur einseitig beschrieben werden darf. Er hatte das Gesetz in beiden Punkten übertreten. Aus derselben Notiz erfuhr er ferner, daß erstklassige Zeitungen mindestens zehn Dollar die Spalte bezahlten, und so tröstete er sich, während er das Manuskript zum drittenmal abschrieb, indem er zehn Spalten mit zehn Dollar multiplizierte. Das Ergebnis war immer dasselbe – hundert Dollar –, und er entschied sich, daß das besser war, als zur See zu fahren. Wenn er nicht diesen Fehler gemacht hätte, würde er den Aufsatz in drei Tagen fertiggeschrieben haben. Hundert Dollar in drei Tagen! Auf See hätte er drei Monate und länger gebraucht, um

Telegram@Stadtbibliothek

eine solche Summe zu verdienen. Man mußte ein Narr sein, um zur See zu gehen, wenn man schreiben konnte, entschied er, obwohl das Geld an und für sich ihm nichts bedeutete. Wert hatte in seinen Augen nur die Freiheit, die es ihm verschaffen, die gute Kleidung, die er sich dafür kaufen konnte – lauter Dinge, die ihn dem schlanken, blassen jungen Mädchen näherbringen sollten, das sein Leben umgewandelt und ihn inspiriert hatte.

Da lernte er aus einem Lehrbuch, das er in der Bibliothek fand, daß es so etwas wie Absätze und Anführungszeichen gab. Er hatte noch nie an solche Dinge gedacht, und sofort setzte er sich hin und überarbeitete den Artikel noch einmal. Er zog dauernd das Lehrbuch zu Rate und lernte in einem Tag mehr über Komposition als der Durchschnittsschüler in einem Jahr.

Er legte das Manuskript in einen großen Umschlag und schickte es an den Redakteur des ›San Francisco Examiner‹. Er glaubte, daß alles, was eine Zeitung annimmt, sofort veröffentlicht würde, und da er das Manuskript am Freitag eingesandt hatte, erwartete er, seinen Artikel am folgenden Sonntag gedruckt zu sehen. Er meinte, das wäre eine hübsche Art, Ruth von seiner Rückkehr zu unterrichten. Dann wollte er am Sonntagnachmittag zu ihr gehen und sie begrüßen. Unterdessen beschäftigte ihn eine andere Idee, die, wie er glaubte, wirklich vernünftig, gesund und durchführbar war: Er wollte eine Abenteuergeschichte für Knaben schreiben und sie dem ›Jungen Kameraden‹ verkaufen. Er ging in den Lesesaal der Volksbibliothek und blätterte mehrere Jahrgänge des Jugendmagazins durch. Er sah, daß die Geschichten in dieser Wochenzeitschrift durchweg in fünf Fortsetzungen zu je etwa dreitausend Worten gedruckt waren. Er sah aber auch verschiedene, die sich über sieben Nummern erstreckten, und er beschloß, eine Erzählung von dieser Länge zu schreiben.

Telegram@shahrsabzbibliotek

Er hatte einmal eine Walfangexpedition in den arktischen Meeren mitgemacht – eine Reise, die auf drei Jahre berechnet gewesen war, aber nach einem halben Jahr durch Schiffbruch ihr Ende fand. Seine Einbildungskraft war lebhaft, zeitweise sogar phantastisch, gleichzeitig aber besaß er einen ausgeprägten Wirklichkeitssinn, der ihn nur über Dinge schreiben ließ, die er kannte. Er kannte den Walfang und begann, aus dem Material seiner tatsächlichen Erfahrung die abenteuerlichen Erlebnisse der beiden Knaben zu gestalten, die er zu Helden seiner Geschichte machen wollte. Am Sonnabend entschied er, daß es eine leichte Arbeit war. Er hatte an diesem Tage den ersten Abschnitt von dreitausend Worten beendet – was große Belustigung bei Jim und offenen Spott bei Bernard Higginbotham auslöste, der beim Essen dauernd höhnische Bemerkungen über den »Literaten« machte, den man plötzlich in der Familie entdeckt habe.

Martin tröstete sich damit, daß er sich die Überraschung seines Schwagers ausmalte, wenn er am Sonntagmorgen den ›Examiner‹ öffnete und den Artikel über die Schatzsucher sah. Am Sonntagmorgen war er ganz früh auf der Straße und überflog nervös die Seiten der dicken Zeitung. Er durchsuchte sie noch einmal sehr sorgfältig, faltete sie dann zusammen und legte sie wieder an ihren Platz zurück. Er freute sich, daß er keinem etwas von seinem Aufsatz erzählt hatte. Dann kam er zu dem Ergebnis, daß er sich geirrt hatte in bezug auf die Schnelligkeit, mit der ein Artikel in der Zeitung erscheinen konnte. Zudem war sein Aufsatz nicht eigentlich aktuell gewesen, und höchstwahrscheinlich würde der Redakteur ihm erst schreiben.

Nach dem Frühstück arbeitete er weiter an seiner Erzählung. Die Worte flossen ihm aus der Feder, obwohl er häufig innehielt, um etwas im Lexikon nachzuschlagen oder sich im Lehrbuch Rat zu holen. In diesen Pausen las er oft, mitunter

Tecbyte@Shabarsbibliothek

zweimal, ein ganzes Kapital durch und tröstete sich damit, daß er, wenn er auch nicht die großen Dinge schrieb, die er in sich fühlte, doch auf jeden Fall dabei schreiben lernte und sich übte, seine Gedanken zu formen und auszudrücken. Er arbeitete bis zum Dunkelwerden und ging dann in den Lesesaal, wo er Magazine und Wochenblätter bis zum Bibliothekschluß um zehn Uhr abends durchlas. Dieses Programm befolgte er eine ganze Woche. Täglich schrieb er dreitausend Worte, und täglich las er die Magazine und suchte herauszufinden, was für Erzählungen, Aufsätze und Gedichte die Redakteure am liebsten veröffentlichten. Eines war sicher: Was diese zahlreichen Skribenten machten, konnte er auch fertigbringen, und wenn er nur Zeit hatte, wollte er schon etwas schaffen, was sie nicht konnten. Es ermutigte ihn, daß er in einem Blatt eine Notiz fand, wie Leute, die für Magazine schrieben, bezahlt wurden – nicht, weil er sah, daß Rudyard Kipling einen Dollar für das Wort bekam, sondern weil der niedrigste Satz bei den erstrangigen Zeitschriften zwei Cent das Wort betrug. Das Jugendmagazin mußte doch ein erstrangiges Blatt sein, und bei dieser Bezahlung würden ihm die dreitausend Worte, die er an diesem Tage geschrieben hatte, sechzig Dollar einbringen – zwei Monate Heuer!

Am Freitagabend hatte er die einundzwanzigtausend Worte lange Erzählung beendet. Nach seiner Berechnung mußte sie ihm bei zwei Cent je Wort vierhundertundzwanzig Dollar einbringen – kein schlechter Wochenverdienst. Das war mehr Geld, als er je auf einmal besessen hatte. Er wußte gar nicht, was er mit all dem Geld machen sollte. Er hatte eine Goldmine entdeckt, und aus dieser Quelle konnte er immer mehr holen. Er beschloß, sich noch einige Kleidungsstücke zu kaufen, viele Zeitschriften zu halten und sich Dutzende von Handbüchern anzuschaffen, um derentwillen er jetzt in die Bibliothek gehen mußte. Aber es blieb immer noch ein gut Teil von den

Telegrafenschule Bibliothek

vierhundertundzwanzig Dollar übrig, mit dem er nichts anzufangen wußte. Das quälte ihn, bis ihm der Gedanke kam, ein Dienstmädchen für Gertrude zu engagieren und ein Fahrrad für Marian zu kaufen.

Er schickte das umfangreiche Manuskript mit der Post an das Jugendmagazin, und am Sonnabendnachmittag, nachdem er den Entwurf für einen Artikel über Perlenfischerei gemacht hatte, ging er, Ruth zu begrüßen. Er hatte sie zuvor angerufen, so daß sie ihn selbst an der Tür empfing. Der alte, wohlbekannte Hauch strahlender Gesundheit strömte ihr von ihm entgegen und traf sie wie ein Schlag. Es war, als ginge sie in ihren Körper über, schösse wie ein glühender Strom durch ihre Adern und ließe sie unter dieser neuen Kraftzufuhr erbeben. Eine warme Röte ergoß sich über sein Gesicht, als er ihre Hand ergriff und ihr in die blauen Augen sah. Aber die acht Monate Sonne hatten sein Gesicht so bronzebraun gebrannt, daß man diese Röte nicht sah, wenn man auch am Halse den roten Streifen vom steifen Kragen bemerkte. Sie sah den roten Strich mit Belustigung, die aber rasch verschwand, als sie seine Kleidung musterte. Sie paßte ihm wirklich – es war sein erster nach Maß gefertigter Anzug –, und er erschien ihr schlanker und feiner gebaut. Dazu hatte er seine Mütze mit einem weichen Filzhut vertauscht, den er auf ihren Befehl aufsetzte, worauf sie ihm Komplimente über sein Aussehen machte. Sie konnte sich nicht erinnern, je so glücklich gewesen zu sein. Die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, war ihr Werk, und sie war stolz darauf und brannte vor Ehrgeiz, ihm noch weiter zu helfen.

Aber die entscheidendste Veränderung und die, worüber sie sich am meisten freute, war der Wandel in seiner Sprache. Er sprach nicht nur korrekter, sondern auch mit größerer Leichtigkeit, und sein Wortschatz hatte sich um viele neue Ausdrücke vermehrt. Nur wenn er sich erregte und begeisterte,

Telegram@Schabarschbibliothek

konnte er wieder in das Verschleifen der Silben und Fortlassen der Endkonsonanten verfallen, und sie bemerkte auch manchmal ein verlegenes Zögern, wenn er einen der neugelernten Ausdrücke anzuwenden versuchte. Andererseits zeigte sich zugleich mit der Leichtigkeit des Ausdrucks auch eine Gewandtheit und ein Witz in seinem Gedankengang, der sie entzückte. Dieser Sinn für Humor und scherzende Plauderei war es, der ihn in seiner eigenen Klasse so beliebt gemacht hatte, aber aus Wortmangel hatte er ihr gegenüber bisher keinen Gebrauch davon machen können. Jetzt begann er eben, sich zurechtzufinden, und fühlte, daß er kein Eindringling mehr war. Aber er war sehr vorsichtig darin, wie weit er gehen durfte, ließ Ruth die Führung bei Munterkeit und Scherz, hielt mit ihr Schritt, aber wagte sich nie weiter vor als sie. Er erzählte ihr von seiner Tätigkeit und der Absicht, sich seinen Unterhalt durch Schreiben zu verdienen und daneben sein Studium fortzusetzen. Aber er war sehr enttäuscht, als sie seinen Plan nicht billigte. Sie hielt nicht viel davon.

»Sehen Sie«, sagte sie offen, »das Schreiben muß doch ein Beruf sein wie jeder andere. Nicht, daß ich etwas davon verstehe – ich bringe nur ganz allgemeine Vernunftgründe vor. Man kann kein tüchtiger Schmied werden, ohne drei Jahre – oder sind es fünf Jahre? – das Schmiedehandwerk gelernt zu haben. Nun, ein Schriftsteller wird soviel besser bezahlt als ein Schmied, daß unendlich viel mehr Menschen lieber schreiben möchten… zu schreiben versuchen.«

»Aber kann ich denn nicht vielleicht eine besondere Veranlagung zum Schreiben haben?« fragte er, im geheimen stolz darauf, wie er sich ausdrückte, und seine lebhafte Einbildungskraft ließ sofort die ganze Szene mit ihrer Atmosphäre auf einem riesigen Schirm erscheinen, neben andern Auftritten aus seinem Leben – Auftritten, die roh und grob, brutal und tierisch waren.

Telegram: Schabrsbibliothek

Die ganze vielgestaltige Vision entstand mit Blitzesschnelle, ohne das Gespräch oder sein ruhiges Denken zu unterbrechen. Auf dem Schirm seiner Phantasie sah er sich selbst und dieses schöne, liebliche junge Mädchen, sah, wie sie sich in einem Zimmer voll Stil und Kultur, mit Büchern und Bildern gegenübersaßen und in einem guten, reinen Englisch miteinander sprachen, und über dem ganzen Bild lag ein gleichmäßiges, helles, glänzendes Licht, während sich ringsum und nach dem Rand des Schirmes zu, immer blasser werdend, Auftritte ganz anderer Art gruppierten, jeder Auftritt ein Bild, das er selbst als Zuschauer nach Belieben betrachten konnte. Diese andern Szenen sah er durch treibende Dünste und trübe, wirbelnde Nebel, die von roten, grellen Lichtstrahlen zerstreut wurden. Er sah Cowboys am Schanktisch stehen und schlechten Whisky trinken, die ganze Atmosphäre geladen mit Obszönität; er sah sich selbst mit ihnen trinken und fluchen, mit den Wildesten von ihnen unter blakenden Petroleumlampen sitzen, während die Spielmarken klapperten und schepperten und die Karten ausgeteilt wurden. Er sah sich selbst, nackt bis zum Gürtel, mit bloßen Fäusten seinen großen Kampf mit Liverpool Red auf dem Vorderdeck der »Susquehanna« ausfechten, und er sah das blutige Deck der »John Rogers« an dem grauen Morgen, als die Mannschaft zu meutern versuchte und der Steuermann im Todeskampf auf der Großluke um sich trat, während der Revolver in der Hand des Alten Feuer und Rauch spie und die Leute mit wutverzerrrten, gemeinen Gesichtern, freche Gotteslästerungen ausstoßend, rings um ihn fielen – und dann kehrte er wieder zu dem Bild in der Mitte des Schirmes zurück, das ruhig und rein im klaren Lichte dastand: da saß Ruth und sprach mit ihm über Bücher und Bilder, und er sah den Flügel und hörte das Echo seiner eigenen, wohlgesetzten und korrekt ausgesprochenen Worte:

Telegram@schattenbibliothek

»Aber kann ich denn nicht vielleicht eine besondere Veranlagung zum Schreiben haben?«

»Es kann ein Mann auch die besten Anlagen zum Schmied haben«, sagte sie lächelnd, »aber ich habe noch nie gehört, daß jemand Schmied wurde, ohne erst seine Lehrzeit durchgemacht zu haben.«

»Was würden Sie mir denn raten?« fragte er. »Aber vergessen Sie nicht, daß ich die Veranlagung zum Schreiben in mir fühle – ich kann es nicht erklären, ich weiß nur, daß ich sie habe.«

»Sie brauchen eine gründliche Ausbildung«, lautete die Antwort, »ganz gleich, ob Sie schließlich Schriftsteller werden oder nicht. Diese Ausbildung ist unerläßlich, welche Laufbahn Sie auch wählen wollen, und sie darf nicht oberflächlich und lückenhaft sein. Sie sollten die höhere Schule besuchen.«

»Ja – «, begann er; aber sie unterbrach ihn, als wäre ihr noch etwas eingefallen:

»Natürlich könnten Sie auch weiter schreiben.«

»Das müßte ich wohl«, sagte er grimmig.

»Wieso?« Sie sah ihn ziemlich verblüfft an, denn der Eigensinn, mit dem er an seiner Idee festhielt, gefiel ihr nicht ganz.

»Weil es nichts mit der höheren Schule werden kann, wenn ich nicht schreibe. Ich muß leben und mir Bücher und Kleidung kaufen, wissen Sie.«

»Das hatte ich ganz vergessen«, lachte sie. »Warum sind Sie auch nicht mit einem Einkommen auf die Welt gekommen!«

»Mir sind Gesundheit und Phantasie lieber«, antwortete er. »Ein Einkommen kann ich mir schaffen, aber die beiden andern Dinge nicht, verflucht noch mal!«

»Das dürfen Sie nicht sagen«, unterbrach sie ihn mit einem reizenden Schmollen. »Das klingt schrecklich!« Er errötete und stammelte:

Telegram@shabbsbibliothek

»Sie haben recht, und ich möchte nur, daß Sie mich immer korrigieren.«

»Das… das werde ich auch gern tun«, sagte sie zögernd. »Es steckt soviel Gutes in Ihnen, daß ich Sie gerne ganz vollkommen sehen möchte.«

Sofort war er Wachs in ihren Händen und verlangte ebenso leidenschaftlich, sich von ihr umformen zu lassen, wie sie selbst wünschte, ihn zu ihrem Ideal eines Mannes umzuformen. Und als sie ihn darauf aufmerksam machte, daß der Zeitpunkt jetzt günstig sei, weil das Aufnahmeexamen für die Oberschule am folgenden Montag begann, erbot er sich sofort, die Gelegenheit wahrzunehmen.

Dann spielte und sang sie ihm vor, während er sie mit der Sehnsucht eines Hungernden anstarrte, ihre Schönheit trank und sich wunderte, daß nicht hundert Bewunderer ihr lauschten, wie er ihr lauschte.

Telegram@shabarsbibliotek

Zehntes Kapitel

An diesem Tage blieb er zum Essen, und zu Ruths großer Genugtuung machte er einen guten Eindruck auf ihren Vater. Sie sprachen über die Seefahrt als Beruf – ein Gegenstand, den Martin in- und auswendig kannte –, und Herr Morse bemerkte später, daß er ein sehr vernünftiger junger Mann zu sein schiene. Da Martin allen Slang vermeiden wollte und häufig nach den richtigen Ausdrücken suchte, war er gezwungen, langsam zu sprechen, was ihm wiederum ermöglichte, seine besten Gedanken zu finden. Er war freier als an jenem ersten Abend vor etwa einem Jahr, und seine Bescheidenheit verfehlte nicht ihre Wirkung auf Ruths Mutter, die sich über die deutliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, freute.

»Er ist der erste Mann, der je Eindruck auf Ruth gemacht hat«, sagte sie später zu ihrem Gatten. »Sie ist bisher Männern gegenüber so ungewöhnlich zurückhaltend gewesen, daß ich mir schon große Sorgen um sie gemacht habe.«

Herr Morse blickte seine Frau neugierig an.

»Und nun willst du diesen jungen Seemann dazu gebrauchen, sie zu ›erwecken‹?«

»Soweit ich dazu beitragen kann, soll sie nicht als alte Jungfer sterben«, lautete die Antwort. »Wenn der junge Eden in ihr das Interesse für Männer überhaupt erregen könnte, so wäre das gut.«

»Ausgezeichnet«, stimmte er zu. »Aber nimm an – man muß auch an so etwas denken, mein Kind –, nimm an, daß er in allzu hohem Maße ihr Interesse für sich persönlich erregt?«

Telegram @shabdsthiti_bot

»Unmöglich!« lachte Frau Morse. »Sie ist drei Jahre älter als er, und überhaupt ist das doch ganz unmöglich. Das hat keine Gefahr. Verlaß dich auf mich.«

Und so wurde Martin eine Rolle zugeteilt, während er, von Arthur und Norman angeregt, an eine große Unternehmung dachte. Sie wollten am Sonntagmorgen auf ihren Rädern in die Berge fahren, was Martin nicht interessierte, bis er hörte, daß Ruth auch mitfuhr. Er radelte zwar nicht, wenn Ruth es aber tat, wollte er auch damit anfangen, und so ging er denn auf dem Heimweg in eine Fahrradhandlung und gab vierzig Dollar für ein Fahrrad aus. Das war mehr als die mühsam verdiente Heuer eines ganzen Monats und riß ein großes Loch in seinen Geldbeutel; wenn er aber die hundert Dollar, die er vom ›Examiner‹ bekommen würde, zu den vierhundertundzwanzig Dollar legte, die das Jugendmagazin ihm als Mindestsumme zahlen mußte, so hatte er das Gefühl, auf diese Weise nur die Verlegenheit zu verringern, die ihm die ungewohnte Geldsumme bereitet hätte. Es machte auch nicht viel Eindruck auf ihn, daß er bei der Übungsfahrt nach Hause seinen neuen Anzug verdarb. Er rief am selben Abend vom Laden seines Schwagers aus den Schneider an und bestellte sich einen neuen. Dann trug er das Fahrrad die enge Treppe hinauf, die sich wie eine Feuerleiter an die Rückseite des Hauses klammerte, und als er sein Bett von der Wand abgerückt hatte, fand er, daß das kleine Stübchen gerade genügend Raum für ihn und das Fahrrad bot.

Den Sonntag hatte er eigentlich benutzen wollen, um sich für das Aufnahmeexamen vorzubereiten, aber der Artikel über die Perlenfischerei lockte ihn von der Arbeit fort, und er verbrachte den Tag in einem weißglühenden Fieber, um die Schönheit und Romantik, die in ihm brannte, in Worte zu fassen. Daß der ›Examiner‹ auch heute seinen Aufsatz über die Schatzsucher nicht brachte, verdarb seine gute Laune nicht, er

Telegramm@Strandbibliothek

war zu hochgestimmt. Und da er nicht hörte, daß er zweimal zum Essen gerufen wurde, mußte er die reichhaltige Mahlzeit entbehren, die bei Bernard Higginbotham regelmäßig dieses eine Mal in der Woche auf den Tisch kam. Für Bernard Higginbotham war ein derartiges Mittagessen der Ausdruck seines Wohlstands und Aufstiegs, und er würzte es durch kleinbürgerliche Predigten über die Einrichtungen Amerikas und die Möglichkeiten, in der Welt vorwärtszukommen, die diese Einrichtungen jedem tüchtigen Manne gaben. Dabei unterließ er es nie zu bemerken, daß er selbst es vom Krämerlehrling bis zum Inhaber von Higginbothams Bar- und Kassageschäft gebracht hatte.

Am Montagmorgen warf Martin Eden seufzend noch einen Blick auf den unvollendeten Artikel über die Perlenfischerei und fuhr dann mit der Straßenbahn nach Oakland zur Oberschule. Als er sich einige Tage später den Bescheid über den Ausfall des Examens abholte, erfuhr er, daß er in allen Fächern mit Ausnahme von Grammatik durchgefallen war.

»In Grammatik sind Sie ausgezeichnet«, sagte ihm Professor Hilton und starrte ihn durch seine großen Brillengläser an, »aber Sie wissen nichts, absolut nichts in den andern Fächern, und Ihre Unkenntnis in der Geschichte der Vereinigten Staaten ist geradezu furchtbar; es gibt kein anderes Wort dafür – furchtbar. Ich rate Ihnen…«

Professor Hilton hielt inne und starrte ihn so Sympathie- und phantasielos an wie eines seiner Reagenzgläser. Er war Physiklehrer an der Schule, hatte eine große Familie, ein mageres Gehalt und einen gewissen Schatz von eingelerntem Wissen.

»Ja«, sagte Martin ergeben und wünschte insgeheim, der Mann, der am Pult in der Bibliothek saß, könnte in diesem Augenblick den Platz Professor Hiltons einnehmen.

Telegramm@Schulbibliothek

»Ich rate Ihnen, wieder in die Grundschule zu gehen und mindestens zwei Jahre dort zu bleiben. Guten Tag.«

Seine Niederlage machte keinen besonders starken Eindruck auf Martin, wenn er auch erstaunt war über das erschrockene Gesicht Ruths, als er ihr von dem Rat erzählte, den Professor Hilton ihm erteilt hatte. Ihre Enttäuschung war so offenkundig, daß es ihm leid tat, durchgefallen zu sein, aber hauptsächlich ihretwegen.

»Sie sehen, daß ich recht hatte«, sagte sie. »Sie wissen viel mehr als die andern Schüler, die in die Oberschule eintreten, und doch konnten Sie das Examen nicht bestehen. Das kommt daher, weil Ihre Bildung bisher so lückenhaft und oberflächlich war. Sie brauchen die Disziplin des Lernens, die nur ausgebildete Lehrer Ihnen geben können. Sie müssen die richtige Grundlage erhalten. Professor Hilton hat recht, und ich an Ihrer Stelle würde in die Abendschule gehen. Dort könnten Sie es vielleicht in anderthalb Jahren schaffen. Außerdem hätten Sie den Tag frei zum Schreiben oder, wenn Sie Ihr Brot nicht mit der Feder verdienen können, zu irgendeiner andern Arbeit.«

Wenn ich aber den Tag über arbeite und abends in die Schule gehe, wann habe ich dann Gelegenheit, sie zu sehen? war Martins erster Gedanke, wenn er ihn auch nicht aussprach. Statt dessen sagte er:

»Es erscheint mir so kindisch, in die Abendschule zu gehen. Aber daraus würde ich mir nichts machen, wenn ich glauben würde, daß es sich lohnt. Aber das glaube ich nicht. Ich kann allein alles viel schneller lernen, als die es mir beibringen können. Es wäre Zeitverlust« – er dachte an sie und seinen Wunsch, sie zu besitzen –, »und ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich kann wirklich nicht so viel Zeit dafür opfern.«

»Es ist so viel notwendig dazu.« Sie sah ihn freundlich an, und er kam sich gemein vor, weil er ihr widersprach. »Physik

Telegram@sfanatischbibliothek

und Chemie – die können Sie nicht ohne Laboratorium lernen, und Sie werden bald einsehen, daß es fast hoffnungslos ist, Arithmetik und Geometrie ohne Unterricht lernen zu wollen. Sie brauchen tüchtige Lehrer, Spezialisten in der Kunst, Wissen zu vermitteln.«

Er schwieg einen Augenblick und grübelte darüber nach, wie er sich ausdrücken könnte, ohne daß es eingebildet klang.

»Glauben Sie nicht, daß ich prahlen will«, begann er. »Das ist durchaus nicht meine Absicht. Aber ich habe das Gefühl, daß ich von Natur zum Studium begabt bin. Ich kann allein lernen. Es ist mir angeboren, wie einer Ente das Schwimmen. Sie sehen selbst, was ich in der Grammatik erreicht habe. Und ich habe noch eine Menge anderes gelernt – wieviel, das ahnen Sie nicht. Und dabei habe ich doch erst angefangen. Warten Sie nur, bis ich richtig in Schwung bin. Ich fange ja erst an, Fühlung mit den Dingen zu nehmen. Ich fange an, den Kram mitzukriegen – «

»Bitte sagen Sie nicht: ›den Kram mitzukriegen‹«, unterbrach sie ihn.

Er fuhr errötend fort: »Ich kriege Land in Sicht. Das Wissen kommt mir vor wie ein Kompaßhaus. Jedesmal, wenn ich in die Bibliothek komme, wirkt es so auf mich. Der Lehrer soll dem Schüler den Kompaß systematisch erklären. Die Lehrer sind nur Führer in dem Kompaßhaus – das ist alles. Es ist nicht etwas, das sie selbst im Kopf haben. Sie erfinden es nicht, noch schaffen sie es. Es steht alles im Kompaßhaus; sie wissen, wie man sich darin zurechtfindet, und es ist ihre Sache, Fremden, die sich sonst leicht verirren würden, den Weg zu weisen. Sehen Sie, ich verirre mich nicht so leicht. Ich habe Ortssinn. Manche Leute brauchen Führer – die meisten; aber ich glaube, ich kann ohne sie zurechtkommen. Und ich habe nun schon eine ziemliche Zeit im Kompaßhaus verbracht und weiß bald selber, was ich nötig habe – welche Karten ich benutzen und

Telegram@shakarsbibliothek

welche Küsten ich erforschen will. Und mit meiner Methode, die Dinge zu sammeln, lerne ich allein viel schneller. Die Schnelligkeit einer Flotte wird bestimmt vom langsamsten Schiff, und ebenso ist es mit der Schnelligkeit der Lehrer. Sie gehen nicht schneller vorwärts, als die Masse ihrer Schüler mitkommt, und ich kann für mich allein ein schnelleres Tempo anschlagen als sie mit einer ganzen Klasse.«

»Der reist am schnellsten, der ganz allein reist«, zitierte sie.

Aber ich würde noch schneller mit Ihnen reisen! hätte er beinahe laut gerufen, und er sah eine endlose Welt sonniger Weiten und sternenheller leerer Räume vor sich, durch die er, den Arm um sie gelegt, schwebte, während ihr blaßgoldenes Haar ihm ins Gesicht wehte. Und im selben Augenblick erkannte er, wie kläglich unzureichend die menschliche Rede war. Herrgott! Wenn er doch nur die Worte finden könnte, um sie sehen zu lassen, was er in diesem Augenblick sah. Und er fühlte mit schmerzhafter Sehnsucht den drängenden Wunsch, die Gesichte zu schildern, die ungerufen im Spiegel seines Geistes aufleuchteten. Ah, das war es! Er rührte an den Saum des Geheimnisses. Das war es eben, was die großen Dichter und Schriftsteller machte. Daher waren sie Giganten. Sie verstanden das auszudrücken, was sie dachten, fühlten und sahen. Hunde, die in der Sonne schliefen, winselten und bellten, waren aber außerstande zu erzählen, was sie winseln und bellen ließ. Er hatte oft über die Ursache nachgedacht. Aber so war er also – ein Hund, der in der Sonne schlief! Er sah edle, schöne Gesichte, konnte Ruth aber nur anwinseln und anbellen. Aber er wollte nicht mehr in der Sonne schlafen. Er wollte sich mit offenen Augen erheben, kämpfen, arbeiten und lernen, bis er, mit sehenden Augen und gelöster Zunge, seinen ganzen Reichtum an Gesichten mit ihr teilen konnte. Andere Menschen hatten den Zauber des Ausdrucks entdeckt, wie man Worte zu gehorsamen Sklaven macht und

Telegram@Shabdabibliothek

Zusammenstellungen von Worten zu größerer Bedeutung erheben kann, als die Summe ihrer einzelnen Bedeutungen ausmacht. Er war tief erregt durch den flüchtigen Blick hinter das Geheimnis, und wieder umfingen ihn sonnige Weiten und sternenhelle leere Räume… bis er merkte, daß es sehr still im Zimmer war. Da sah er, wie Ruth ihn leise belustigt und mit einem Lächeln in den Augen anblickte.

»Ich habe eine große Vision gehabt«, sagte er, und bei dem Klang seiner eigenen Worte klopfte ihm das Herz heftig. Woher waren diese Worte gekommen? Sie hatten genau das ausgedrückt, was er in der Gesprächspause erlebt hatte. Es war ein Wunder. Nie hatte er einen hohen Gedanken so richtig ausgedrückt. Aber nie hatte er bisher versucht, hohe Gedanken in Worte zu fassen. Das war es. Das erklärte alles. Er hatte es nie versucht. Aber Swinburne hatte es getan und Tennyson und Kipling und alle andern Dichter. Seine Gedanken flogen zu den ›Perlenfischern‹ zurück. Nie hatte er sich an die großen Dinge gewagt, an die Schönheit, die wie Feuer in ihm brannte. Dieser Artikel würde etwas ganz anderes sein, wenn er ihn fertig hatte. Er erschrak über die ungeheure Schönheit, die mit Recht dort hineingehörte, und wieder erhob sich seine Seele zu den großen Dingen, und er fragte sich, warum er die Schönheit nicht wie die großen Dichter in edlen Versen besingen konnte. Und das geheimnisvolle Entzücken und geistige Wunder seiner Liebe zu Ruth, warum konnte er nicht auch das besingen, wie es die Dichter taten? Sie hatten von Liebe gesungen. Das wollte er auch tun. Verdammt –!

Und plötzlich hörte er diesen Ausruf in seinen erschrockenen Ohren. Er war hingerissen worden und hatte es laut gesagt. Das Blut stieg ihm in heißen Wellen ins Gesicht und ließ ihn, trotz der Sonnenbräune, bis zu den Haarwurzeln erröten.

»Ich – ich – bitte um Entschuldigung«, stammelte er. »Ich dachte.«

Tehyrone@Stabarsbibliothek

»Es klang, als ob Sie beteten«, sagte sie mutig, aber innerlich schauderte sie zurück. Es war das erstemal, daß sie einen Mann, den sie kannte, fluchen hörte, und sie fühlte sich verletzt, nicht nur infolge ihrer Prinzipien und ihrer Erziehung, sondern auch im Innersten verletzt durch diesen rauhen Lebenshauch, der in den Garten ihrer jungfräulichen Unberührtheit eindrang.

Aber sie verzieh ihm und wunderte sich gleichzeitig, daß ihr dies Verzeihen so leicht wurde. Es war ja auch nicht so schwer, ihm zu verzeihen. Er hatte nicht die Möglichkeit gehabt, so zu werden wie die Männer, die sie kannte, er bemühte sich sehr darum und hatte ja auch Erfolge. Nie war ihr eingefallen, daß ihre freundliche Gesinnung ihm gegenüber andere Gründe haben könnte. Ihre Gefühle waren von Zärtlichkeit getragen, aber sie wußte es nicht. Woher sollte sie es auch wissen? Das ruhige Gleichmaß ihrer vierundzwanzig Jahre ohne eine einzige Liebeserfahrung gewährte ihr keinen Einblick in ihre Gefühle; sie war nie von wirklicher Liebe ergriffen worden und wußte darum nicht, daß sie jetzt dazu erwachte.

Telegram@Shabrsbibliothek

Elftes Kapitel

Martin kehrte zu seinem Artikel über die Perlenfischerei zurück, der schneller fertig geworden wäre, hätte er ihn nicht immer wieder beiseite gelegt und sich in Versen versucht. Seine Gedichte waren von Ruth inspirierte Liebesgedichte, aber sie wurden nie fertig. Er konnte nicht an einem Tage lernen, in edlen Versen zu singen. Reim und Versmaß waren an sich schon schwierig genug zu meistern, weit schwieriger aber war das ungreifbare und flüchtige Etwas, das er in allen großen Dichtungen spürte, aber in seinen eigenen Gedichten nicht einfangen konnte. Es war der flüchtige Geist der Poesie selbst, den er fühlte und suchte, aber nicht fassen konnte. Er schien ihm wie eine Glut, ein warmer, wogender Nebel, stets außerhalb seiner Reichweite, wenn er auch manchmal dadurch belohnt wurde, daß er Fetzen davon zu fassen bekam und sie zu Sätzen verwob, die mit geisterhaften Tönen in ihm widerklangen oder als ein Wolkenwehen von ungeahnter Schönheit durch seine Visionen zogen. Es war fast unerträglich. Er brannte vor Sehnsucht, sich auszudrücken, und konnte nur prosaisch schwatzen wie jeder andere auch. Er las seine Bruchstücke laut. Das Versmaß war vollkommen, Reim und Rhythmus auch, aber die Glut und die erhabene Begeisterung, die er in seinem Innern fühlte, fehlten. Das verstand er nicht, und immer wieder kehrte er verzweifelt, besiegt und niedergeschlagen zu seinem Artikel zurück. Ja, Prosa war wirklich der leichtere Weg!

Nach dem Artikel über die Perlenfischerei schrieb er einen über den Seemannsberuf, einen zweiten über den Schildkrötenfang und einen dritten über den Nordostpassat.

Telegram@SheBaSpiritLibrary

Dann versuchte er es mit einer Kurzgeschichte, und im Handumdrehen hatte er sechs Kurzgeschichten fertig, die er verschiedenen Zeitschriften sandte. Er schrieb erfindungsreich, mit glühendem Eifer, vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein, und unterbrach die Arbeit nur, um in die Bibliothek zu gehen, zu lesen, sich Bücher zu holen oder um Ruth zu besuchen. Er war vollkommen glücklich. Er lebte in Hochstimmung und einem ununterbrochenen Fieber. Er fühlte die Schöpferfreude, die die Götter gekannt haben sollen. Das ganze Leben um ihn her, der Geruch von altem Gemüse und Seifenwasser, die schlampige Erscheinung seiner Schwester und die höhnische Miene Bernard Higginbothams waren nur ein Traum. Die wirkliche Welt lebte in seinen Gedanken; und die Geschichten, die er schrieb, waren ebenso viele Stücke Wirklichkeit aus der Werkstatt seines Geistes.

Die Tage waren nur allzu kurz. Es gab so vieles, das er studieren wollte. Er beschränkte seinen Nachtschlaf auf fünf Stunden und fand, daß er damit auskam. Dann versuchte er es mit viereinhalb Stunden, kehrte aber reumütig zu den fünf zurück. Er hätte mit Freude seinen ganzen Tag mit jedem einzelnen der Gegenstände verbracht, mit denen er sich beschäftigte. Nur mit Bedauern unterbrach er sein Schreiben, um Bücher zu lesen, oder legte die Bücher beiseite, um zur Bibliothek zu gehen; und nur mit Bedauern riß er sich los aus dem Kompaßhaus der Kenntnisse oder von den Zeitschriften im Lesesaal, die so voll waren von dem Geheimnis der Schriftsteller, die ihre Ware erfolgreich verkauften. Und wenn er mit Ruth zusammen war, so hieß es fast den Lebensfaden zerschneiden, wenn er sich erheben und gehen mußte; und er rannte durch die dunklen Straßen, um mit dem geringsten Zeitverlust wieder zu seinen Büchern zu kommen; am allerschwersten aber war es, mit Mathematik und Physik aufzuhören, Heft und Bleistift beiseite zu legen und die müden

Telegrafenschaf-Bibliothek

Augen zum Schlaf zu schließen. Er haßte den Gedanken, daß er, selbst für eine so kurze Weile, aufhören sollte zu leben, und sein einziger Trost war, daß ihn der Wecker in fünf Stunden rufen würde. Nur fünf Stunden würde er verlieren, dann riß ihn der Klang der Glocke aus seiner Bewußtlosigkeit, und er erwachte zu einem neuen, herrlichen neunzehnstündigen Tag.

Unterdessen aber verstrichen die Wochen, sein Geld ging auf die Neige, und es kam kein neues. Einen Monat, nachdem er seine Abenteuergeschichte an die Jugendzeitschrift gesandt hatte, kam sie zurück. Die Ablehnung war in eine so taktvolle Form gekleidet, daß er dem Redakteur ganz freundlich gesinnt war. Weniger freundlich aber waren seine Gefühle für den ›San Francisco Examiner‹. Nach zwei Wochen hatte er an das Blatt geschrieben. Eine Woche später schrieb er wieder. Als ein Monat vergangen war, fuhr er nach San Franzisko hinüber und suchte den Redakteur auf. Aber es gelang ihm nicht, diese erhabne Persönlichkeit zu sprechen, dank einem Zerberus von Laufburschen, äußerst jung an Jahren und mit rotem Haar, der die Pforten bewachte. Nach fünf Wochen kam das Manuskript ohne Bemerkung mit der Post zurück. Es gab keine gedruckte Ablehnung, keine Erklärung, nichts. Ebenso lagen seine übrigen Aufsätze bei den andern größeren Blättern San Franziskos. Als er sie zurückerhielt, schickte er sie an die Zeitschriften in den östlichen Staaten, von denen er sie ebenfalls, aber schneller und von den üblichen gedruckten Ablehnungen begleitet, zurückerhielt.

Auch die Kurzgeschichten wurden in dieser Weise zurückgesandt. Er las sie immer wieder, und sie gefielen ihm so gut, daß er sich durchaus nicht erklären konnte, warum er sie wieder zurückbekam – bis er eines Tages in einer Zeitung las, daß Manuskripte stets mit der Maschine geschrieben sein müßten. Das erklärte alles. Selbstverständlich hatten die Redakteure zuviel zu tun, um Zeit und Kraft darauf zu

Telegraphischer Bibliothek

verschwenden, Handgeschriebenes zu lesen. Martin mietete sich eine Schreibmaschine und verbrachte einen ganzen Tag damit, zu lernen, wie man damit umging. Täglich schrieb er auf der Maschine das verfaßte Pensum ins reine und tippte außerdem seine älteren Manuskripte ebenso schnell ab, wie sie zurückkamen. Er war überrascht, als auch die mit der Maschine geschriebenen Manuskripte zurückkamen. Aber er preßte nur die Lippen zusammen, schob das Kinn vor und schickte die Manuskripte an andere Redaktionen.

Dann fiel ihm ein, daß er vielleicht kein gutes Urteil über seine eigenen Arbeiten hatte, und er las die Geschichten Gertrude vor, um zu sehen, was sie dazu meinte.

Ihre Augen leuchteten, sie sah ihn mit Stolz an und sagte:

»Nein, daß du so was schreiben kannst! Das ist doch großartig!«

»Jaja«, sagte er ungeduldig. »Aber die Geschichte – wie gefällt sie dir?«

»Großartig«, antwortete sie. »Ganz großartig und spannend dazu. Ich war ganz aufgeregt.«

Er merkte jedoch, daß ihr die Sache nicht ganz klar war. Ein verwirrter Ausdruck lag auf ihrem gutmütigen Gesicht. Er wartete.

»Aber hör mal, Mart«, – und nach einer langen Pause: »Wie ging die Geschichte aus? Hat der junge Mann, der so hochtrabende Dinge redet, sie gekriegt?«

Und nachdem er ihr erklärt hatte, wie die Geschichte ausging, was er seiner Ansicht nach künstlerisch ganz einleuchtend dargestellt hatte, sagte sie:

»Das wollte ich eben gern wissen. Aber warum hast du das nicht in der Geschichte geschrieben?«

Eins merkte er jedenfalls, als er ihr mehrere Geschichten vorgelesen hatte: daß ihr die Geschichten am besten gefielen, die glücklich endeten.

Telegram@shabarsbibliothek

»Die Geschichte ist großartig!« sagte sie mit einem müden Seufzer, indem sie sich vom Waschzuber aufrichtete und sich mit der roten, nassen Hand den Schweiß von der Stirn wischte. »Aber sie macht mich ganz traurig. Ich möchte direkt weinen. Dabei gibt es viel zuviel Trauriges in der Welt. Mich macht es glücklicher, wenn ich an frohe Dinge denke. Sieh mal, wenn er sie nun geheiratet hätte, und… du bist mir doch nicht böse, Mart?« fragte sie ängstlich. »Ich fühle nun mal so, und das kommt wohl daher, weil ich so müde bin. Aber die Geschichte war großartig, trotzdem – wirklich großartig! Wem willst du sie verkaufen?«

»Ja, das ist eine andere Frage«, lachte er.

»Aber wenn du sie verkaufst, wieviel, glaubst du, kriegst du dann dafür?«

»Ach, hundert Dollar. Das wär das mindeste, wie die Preise sind.«

»Du lieber Gott! Wenn du sie nur verkaufen würdest!«

»Ja, das wäre leicht verdientes Geld, nicht wahr?« Er fügte stolz hinzu: »Ich habe sie in zwei Tagen geschrieben. Das sind fünfzig Dollar den Tag.«

Er sehnte sich danach, seine Geschichten Ruth vorzulesen, wagte es aber nicht. Er entschloß sich zu warten, bis einige von ihnen gedruckt waren, dann wußte sie ja, wofür er gearbeitet hatte. Im übrigen arbeitete er weiter. Noch nie hatte die Abenteuerlust ihn so gelockt wie bei dieser verblüffenden Entdeckungsreise ins Reich des Geistes. Er kaufte sich Handbücher über Physik und Chemie, und zu seinen mathematischen Aufgaben kamen jetzt noch physikalische und chemische Probleme und Beweise. Was er über Experimente las, nahm er auf Treu und Glauben hin, und seine lebhafte Phantasie schenkte ihm ein tieferes Verständnis der chemischen Reaktionen, als der durchschnittliche Student im Laboratorium gewann. Martin arbeitete sich durch die

Telegram@shabarsbibliothek

schweren Seiten hindurch, überwältigt davon, daß ihm das Verständnis für das Wesen der Dinge aufging. Er hatte die Weltordnung hingenommen, ohne weiter darüber nachzudenken, jetzt aber begann er den Organismus der Welt zu verstehen und wie Kräfte und Stoffe ineinanderspielten. Jeden Augenblick fand er die Erklärung für Vorgänge, die er früher beobachtet hatte. Hebel und Flaschenzüge interessierten ihn ungeheuer, und er mußte wieder an die Handspeichen, Blöcke und Taljen aus seiner Seemannszeit denken. Die theoretische Navigation, die es den Schiffen möglich machte, sicher ihre Bahn über das pfadlose Meer zu ziehen, wurde ihm jetzt klar. Die Mysterien des Sturmes, des Regens und der Gezeiten offenbarten sich ihm, und die Ursachen, die man den Passatwinden zugrunde legte, ließen ihn jetzt darüber nachdenken, ob sein Artikel über diesen Gegenstand nicht verfrüht gewesen war. Auf alle Fälle wußte er, daß er heute einen besseren schreiben könnte. Eines Tages nahm Arthur ihn mit in die Universität, und mit angehaltenem Atem und einem Gefühl religiöser Ehrfurcht schritt er durch die Laboratorien, sah Experimente und hörte einen Professor der Physik, der seinem Auditorium eine Vorlesung hielt.

Aber darüber versäumte er das Schreiben nicht. Ein wahrer Strom von Kurzgeschichten floß aus seiner Feder, und er versuchte es auch mit Gedichten leichterer Art, wie er sie in den Zeitschriften gedruckt sah. Dann verlor er den Kopf und vergeudete zwei ganze Wochen mit einer Tragödie in Jamben, deren unmittelbare Rücksendung durch ein Dutzend Zeitschriften ihn tief verblüffte. Danach entdeckte er Henley und schrieb eine Reihe von Seegedichten nach dem Muster der ›Hospital-Skizzen‹. Es waren einfache Gedichte voller Licht und Farbe, mit romantischen, abenteuerlichen Geschehnissen. ›Seelyrik‹ nannte er sie, und er hielt sie für das Beste, was er bis jetzt geschrieben hatte. Es waren alles in allem dreißig

Telegram/@shahrsohrabbook

Gedichte, und er schrieb sie in einem Monat, jeden Tag eines, nachdem er sein Tagewerk vollendet hatte, ein Pensum, für das ein gewöhnlicher erfolgreicher Autor eine Woche gebraucht hätte. Er scheute die Arbeit nicht, ja, für ihn war es ja gar keine Arbeit. Er begann in die Geheimnisse der Sprache einzudringen, und all ihre Schönheit und all ihre Herrlichkeit, für die seine Lippen jahrelang keinen Ausdruck hatten finden können, strömte jetzt in einer wilden männlichen Fülle hervor.

Er zeigte seine ›Seelyrik‹ keinem, nicht einmal den Redakteuren. Er hatte begonnen, Redakteuren gegenüber mißtrauisch zu sein. Aber es war nicht dieses Mißtrauen, das ihn hinderte, ihnen die ›Seelyrik‹ zu zeigen. Diese Gedichte waren in seinen Augen so schön, daß es ihm schien, er müsse sie aufheben, um sie dereinst in einer strahlenden, fernen Zukunft mit Ruth zu teilen, wenn er Mut genug haben würde, ihr vorzulesen, was er geschrieben hatte. Bis dahin aber wollte er die Gedichte für sich behalten, und er las sie sich laut vor und ging sie immer wieder durch, bis er sie auswendig konnte.

Er lebte bewußt in jedem Augenblick seiner wachen Stunden, und er lebte im Schlaf, wenn sein Gehirn in den fünf Stunden Pause mit ihm durchging und die Gedanken und Ereignisse des Tages in groteske, unmögliche Wunder verwandelte. Tatsächlich ruhte er nie wirklich aus, und wäre sein Körper schwächer und sein Gehirn weniger fest im Gleichgewicht gewesen, so hätte das Ganze mit einem völligen Zusammenbruch geendet. Seine Nachmittagsbesuche bei Ruth wurden seltener, denn es war jetzt nicht mehr lange bis zum Juni, dem Zeitpunkt ihres Abschlußexamens an der Universität. Wenn er an den akademischen Grad dachte, den sie dann erhielt, so war ihm, als fliehe sie vor ihm – fliehe weit schneller, als er ihr folgen konnte.

Einen Nachmittag in der Woche opferte sie ihm, und dann kam er gewöhnlich spät, blieb zum Essen und hörte abends

Textgrundlage: Standardbibliothek

Musik. Das war sein großer Tag. Die Atmosphäre des Hauses, die in einem so scharfen Gegensatz zu der stand, in der er selber lebte, und dazu ihre Nähe bestärkten ihn immer wieder in seinem Entschluß, die Höhen zu erreichen. Trotz all der Sehnsucht nach Schönheit, die in ihm wohnte, und seinem fast qualvollen Schaffensdrang kämpfte er doch um Ruths willen. Zuerst und vor allem war er ein Liebender. Alles andere ordnete er seiner Liebe unter. Größer als sein Abenteuer im Reich der Gedanken war sein Liebesabenteuer. Die Welt selbst war nicht so erstaunlich wegen der Atome und Moleküle, aus denen sie sich, infolge gewisser unwiderstehlich zwingender Kräfte, zusammensetzte; was sie so überraschend machte, war der Umstand, daß Ruth in ihr lebte. Sie war das Überraschendste, das er je gekannt, geträumt oder geahnt hatte.

Aber immer bedrückte ihn ihre Ferne. Sie war so weit fort, und er wußte nicht, wie er sich ihr nähern sollte. Er hatte stets viel Glück bei den Frauen seiner eigenen Klasse gehabt, nie aber hatte er eine von ihnen geliebt; sie jedoch liebte er, und dazu war sie nicht nur aus einer andern Klasse: seine Liebe selbst hob sie hoch über alle Klassen. Sie war ein Wesen für sich – so sehr, daß es keine Möglichkeit gab, sich ihr als Liebender zu nähern. Als er sich allmählich Kenntnisse verschaffte, ihre Sprache sprechen lernte und entdeckte, daß sie gemeinsame Interessen und Freuden hatten, kam er ihr zwar näher; aber das befriedigte nicht seine Liebessehnsucht. In seiner Phantasie hatte er sie zu heilig, zu überirdisch gemacht, als daß je eine körperliche Gemeinschaft zwischen ihnen hätte bestehen können. Seine eigene Liebe war es, die sie von ihm fortstieß und unerreichbar erscheinen ließ. Seine Liebe selbst verweigerte ihm das eine, was er erträumte.

Und dann eines Tages, ganz unerwartet, wurde die Kluft zwischen ihnen für einen Augenblick überbrückt, und wenn sie auch noch vorhanden war, so wurde sie doch von nun an

Telegramgoschaabersehnmek

immer kleiner. Sie hatte Kirschen gegessen, große, reife Kirschen mit einem Saft wie dunkler Wein. Und als sie ihm später aus der ›Prinzessin‹ vorlas, bemerkte er zufällig, daß ihre Lippen von dem Kirschsaft dunkel gefärbt waren. Für einen Augenblick war sie ihm keine Göttin mehr, sondern ein Mensch. Schließlich war sie auch nur Erdenstaub – gewöhnlicher Erdenstaub – und denselben Gesetzen wie er und alle andern unterworfen. Ihre Lippen waren Fleisch wie die seinen, und sie färbten sich von Kirschen wie die seinen auch. Und wie ihre Lippen, so ihr ganzer Leib. Sie war ein Weib – ein Weib wie alle andern. Das überfiel ihn ganz plötzlich. Es war eine Offenbarung, die ihm fast den Atem benahm. Es war, als hätte er die Sonne vom Himmel fallen sehen oder als wäre die Reinheit, die er anbetete, entweiht.

Aber dann ging ihm plötzlich auf, was das alles bedeutete, und sein Herz begann zu klopfen und ihn anzutreiben, als Liebender vor dieses Mädchen zu treten, das kein Geist aus einer andern Welt, sondern eine Frau war, mit Lippen, die von Kirschen gefärbt werden konnten. Er zitterte bei dem Gedanken, so kühn erschien er ihm, aber seine Seele sang, und in einem triumphierenden Siegeslied gab seine Vernunft ihm recht. Etwas von dieser Wandlung in ihm mußte sie gespürt haben, denn sie hielt plötzlich im Lesen inne, sah zu ihm auf und lächelte. Sein Blick ging von ihren Augen zu ihren Lippen, und der Anblick der Kirschenflecke machte ihn toll. Er mußte sich beherrschen, um nicht den Arm auszustrecken und sie zu umfassen, wie er es in seinen früheren leichtsinnigen Tagen getan hätte. Sie schien sich vorzulehnen und zu warten, und er kämpfte mit seiner ganzen Willenskraft, um sich zurückzuhalten.

»Sie hören ja nicht ein Wort von dem, was ich lese«, schmollte sie.

Telegram@Strahlerstübchen

Dann lachte sie ihm zu, vergnügt über seine Verwirrung, und als er ihr in die freimütigen Augen sah, wußte er, daß sie nichts von seinen Gefühlen erraten hatte, und schämte sich. Er hatte sich in Gedanken zu weit vorgewagt. Alle Frauen, die er kannte, hätten es erraten – außer ihr. Sie aber ahnte es nicht. Das war der Unterschied. Sie war anders. Er erschrak über seine eigene Plumpheit, ihre reine Unschuld zwang ihn auf die Knie, und er starrte sie wieder über den klaffenden Abgrund hinweg an. Die Brücke war zerbrochen.

Aber doch hatte der Vorfall ihn ihr nähergebracht. Die Erinnerung daran blieb, und in den Augenblicken, wenn er am tiefsten niedergedrückt war, klammerte er sich an sie. Die Kluft wurde nie mehr so breit, wie sie gewesen war. Er hatte einen weit größeren Abstand überwunden, als ein akademischer Grad, als ein Dutzend akademischer Grade bedeutete. Ja, Ruth war rein, von einer Reinheit, wie er sie nie geahnt hatte, aber wenn sie Kirschen aß, färbten sich ihre Lippen doch. Sie war den Gesetzen des Universums ebenso unentrinnbar unterworfen wie er. Wie er mußte sie essen, um zu leben, und erkältete sich, wenn sie nasse Füße bekam. Aber das war nicht das Entscheidende. Wenn sie Hunger und Durst, Kälte und Hitze fühlen konnte, so konnte sie auch Liebe fühlen – Liebe zu einem Manne. Nun, und er war ein Mann. Warum sollte er nicht *der* Mann werden können? »Ich muß es zu etwas bringen«, murmelte er leidenschaftlich. »Ich will *der* Mann sein. Ich will mich selbst zu *dem* Mann machen. Ich will vorwärtskommen.«

Telegrammsprecherbibliothek

Zwölftes Kapitel

Als Martin eines Tages gegen Abend mit einem Sonett kämpfte, das alle Schönheit und allen Gedankenreichtum, die in ihm glühten und wogten, nur verzerrt zum Ausdruck brachte, wurde er ans Telefon gerufen. »Die Stimme einer Dame – einer sehr feinen Dame«, spöttelte Herr Higginbotham, der ihn gerufen hatte.

Martin trat an das Telefon in der Ecke der Stube und fühlte, wie eine warme Woge sein ganzes Wesen durchströmte, als er Ruths Stimme hörte. In seinem Kampf mit dem Sonett hatte er ihre Existenz ganz vergessen, und beim Klang ihrer Stimme fühlte er seine Liebe plötzlich wie einen Schlag. Und wie war diese Stimme schön! – fein und sanft wie Musik in der Ferne, oder eher wie eine Silberglocke mit einem reinen, kristallklaren Ton. Kein irdisches Weib hatte eine solche Stimme. Es war etwas Himmlisches in ihr. Sie kam aus einer andern Welt. Er hörte kaum, was sie sagte, so überwältigt war er, wenn er auch seine Miene beherrschte, denn er wußte, daß Bernard Higginbotham ihn mit seinen Luchsaugen belauerte.

Es war nicht viel, was Ruth zu sagen hatte – nur daß Norman am Abend mit ihr zu einem Vortrag habe gehen wollen, aber Kopfschmerzen hätte, und sie wäre so enttäuscht, und nun hätte sie die Karten, und ob er, wenn er nichts anderes vorhätte, vielleicht mit ihr gehen wollte?

Ob er wollte? Er mußte sich Gewalt antun, um den Eifer seiner Stimme zu unterdrücken. Das war verblüffend. Er hatte sie stets nur in ihrem Heim gesehen, hatte nie den Mut gehabt, sie zu bitten, mit ihm auszugehen. Während er noch am Telefon mit ihr sprach, fühlte er einen ganz unmotivierten,

Telegram@schubertsbibliothek

aber überwältigenden Drang, für sie zu sterben, und Bilder von Heldentaten und Opfern kamen und gingen in seinem rastlosen Hirn. Er liebte sie so heiß, so schrecklich und hoffnungslos. In diesem Augenblick, als er sich so wahnsinnig glücklich fühlte, weil sie mit ihm – mit ihm, Martin Eden! – zu einem Vortrag gehen wollte, erhob sie sich so hoch über ihn, daß ihm schien, ihm bliebe nichts übrig, als für sie zu sterben. Das war die einzige Möglichkeit, dem mächtigen, erhabenen Gefühl Ausdruck zu geben, das er für sie empfand. Es war die erhabene Selbstverleugnung der wahren Liebe, die über alle Verliebten kommt, und über ihn kam sie hier am Telefon in einem Wirbelsturm von Flammen und Herrlichkeit; und für sie sterben, das fühlte er, hieß auf die rechte Art gelebt und geliebt zu haben. Er war ja erst einundzwanzig Jahre alt und hatte noch nie geliebt.

Seine Hand zitterte, als er den Hörer anhängte, und er fühlte sich ganz matt, so heftig war der Aufruhr, der in seinem Innern tobte. Seine Augen leuchteten, und sein Gesicht war wie verwandelt, von allein irdischen Schmutz befreit, rein und heilig.

»Stelldichein außer dem Haus, was?« spottete sein Schwager. »Du weißt doch, was das bedeutet. Nimm dich nur vor der Polizei in acht.«

Aber Martin konnte nicht von seiner Höhe herabsteigen. Selbst diese viehische Andeutung konnte ihn nicht zu Boden ziehen. Zorn und Kränkung lagen tief unter ihm. Er hatte eine große Vision gehabt und sich als Gott gefühlt und konnte nur tiefes, inniges Mitleid mit diesem elenden Wurm von Mensch empfinden. Er sah ihn nicht, obwohl seine Augen ihn von oben bis unten streiften, und verließ wie im Traum das Zimmer, um sich umzuziehen. Erst als er sein eigenes Zimmer erreicht hatte und sich die Krawatte band, hörte er ein Geräusch, das ihm unangenehm in den Ohren tönte. Als er dieses Geräusch bis zu

Telegram@shabarshabibliothek

seinem Ursprung zurückverfolgte, wurde ihm klar, daß es Bernard Higginbothams verächtlicher Schlußschnaufer war, der jetzt erst sein Bewußtsein erreicht hatte.

Als Ruths Tür sich hinter ihm geschlossen hatte und er neben ihr die Treppe hinabschritt, überkam ihn eine große Unruhe. Es war nicht ungetrübte Seligkeit, mit ihr zum Vortrag zu gehen. Er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Er hatte beobachtet, daß bei Leuten ihrer Klasse auf der Straße die Frau oft den Arm des Mannes nahm. Dann aber hatte er wieder Leute gesehen, die es nicht taten, und er dachte darüber nach, ob Frauen nur abends Arm in Arm mit Männern gingen oder ob es nur zwischen Mann und Frau und zwischen Verwandten so üblich war.

Bevor sie noch auf der Straße waren, mußte er an Minnie denken. Minnie hatte immer sehr auf Formen gehalten.

Als er zum zweitenmal mit ihr spazierenging, hatte sie ihn ausgescholten und ihm beigebracht, daß ein Herr in Begleitung einer Dame stets auf der Außenseite ging; und jedesmal, wenn er es vergaß, hatte sie ihm einen Fußtritt versetzt, um ihn daran zu erinnern, was sich gehörte. Er dachte darüber nach, wo sie wohl dies Stückchen feiner Sitte aufgeschnappt hatte, ob es von den höheren Kreisen zu ihr herabgedrungen war und ob er sich darauf verlassen konnte, daß es so stimmte.

Ein Versuch kann ja nie schaden, sagte er sich, als sie auf dem Bürgersteig waren, und er wechselte auf die Seite des Fahrdamms.

Aber nun tauchte die nächste Frage auf. Sollte er ihr den Arm reichen? Nie im Leben hatte er jemand den Arm gereicht. Die Mädchen, die er bisher gekannt hatte, nahmen nie den Arm eines Mannes. Man ging anfangs nebeneinander, bald aber schlang der Mann den Arm um die Hüfte des Mädchens, und in dunklen Straßen lehnte sie den Kopf an seine Schulter. Aber jetzt war es etwas anderes. Sie war ein ganz anderes Mädchen.

Telegram@shadowslibrary

Er mußte etwas tun. Er beugte den Arm, der ihr am nächsten war, beugte ihn ganz leicht und gleichsam versuchsweise, nicht einladend, sondern nur zufällig, als pflege er so zu gehen. Und da geschah das Wunder. Er fühlte ihre Hand auf seinem Arm. Ein Wonneschauer durchfuhr seinen ganzen Körper bei der Berührung, und einen Augenblick lang war ihm, als würde er emporgehoben und schwebte mit ihr durch die Luft. Bald aber befand er sich wieder auf der Erde und wurde von einer neuen Schwierigkeit gequält. Sie waren im Begriff, die Straße zu kreuzen. Dann ging er auf der falschen Seite. Sollte er ihren Arm loslassen und auf die andere Seite gehen? Und wenn er es tat, war er dann gezwungen, dasselbe Manöver jedesmal zu wiederholen? Irgend etwas stimmte dabei nicht, und er beschloß, nicht herzutanzen und sich zum Narren zu machen. Dennoch befriedigte ihn das Ergebnis nicht, zu dem er gekommen war, und als er sich jetzt auf der falschen Seite befand, begann er eifrig und eindringlich auf sie einzureden, um sich den Anschein zu geben, als wäre er ganz von dem, was er sagte, in Anspruch genommen. So könnte er sich damit entschuldigen, daß er im Eifer des Gefechts vergessen hätte, den Platz mit Ruth zu tauschen, falls es die Höflichkeit so verlangte.

Als sie über den Broadway schritten, sah er sich einem neuen Problem gegenüber.

In dem starken Licht der elektrischen Lampen erblickte er Lizzie Connolly und ihre lachlustige Freundin. Er zögerte einen Augenblick, dann aber hob er die Hand und zog den Hut. Er konnte seinen eigenen Stand nicht verleugnen, und es war nicht Lizzie Connolly allein, vor der er den Hut abnahm. Sie nickte und sah ihn mit einem dreisten Blick an, nicht mit milden, freundlichen Augen wie Ruth, sondern mit Augen, die schön und hart waren und sofort von ihm zu Ruth schweiften, um sich über jede Einzelheit ihres Aussehens, ihrer Kleidung

Telegrammstadt-Bibliothek

und über ihre gesellschaftliche Stellung Klarheit zu verschaffen. Und er sah auch, wie Ruth hastig und scheu die andere anblickte, mit Augen, die sanft wie die einer Taube waren, die aber doch zugleich dieses junge Mädchen aus der Arbeiterklasse in ihrem billigen Putz und mit dem eigenartigen Hut, den alle jungen Mädchen ihrer Schicht zur Zeit trugen, wogen und abschätzten.

»Welch ein hübsches Mädchen!« sagte Ruth einen Augenblick später.

Martin hätte sie segnen können, aber er sagte:

»Ich weiß nicht. Das ist ja Geschmackssache, aber ich finde sie nicht besonders hübsch.«

»Aber sehen Sie denn nicht, daß nicht eine unter zehntausend Frauen so regelmäßige Züge hat wie sie? Ihr Gesicht ist so rein geschnitten wie eine Kamee. Und ihre Augen sind auch schön.«

»Finden Sie?« fragte Martin gleichgültig. Für ihn gab es nur eine schöne Frau in der Welt, und die ging neben ihm und hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt.

»Ob ich das finde? Wenn das junge Mädchen Gelegenheit hätte, sich besser zu kleiden, Herr Eden, und wenn sie etwas Haltung lernte, dann würden Sie und alle anderen Männer von ihr geblendet sein.«

»Sie müßte erst lernen, richtig zu sprechen«, sagte er, »sonst würden die meisten Männer sie gar nicht verstehen. Ich bin sicher, daß Sie, Fräulein Ruth, nicht die Hälfte von dem verstehen, was sie sagt, wenn sie so redet, wir ihr der Schnabel gewachsen ist.«

»Unsinn! Sie sind ebenso schlimm wie Arthur, wenn Sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben.«

»Sie vergessen, wie ich gesprochen habe, als ich Sie kennenlernte. Seitdem habe ich eine neue Sprache gelernt, vorher aber redete ich so wie dieses Mädchen. Jetzt kann ich

Telegram@schabarsebibliothek

mich Ihnen hinreichend verständlich machen, und ich erkläre Ihnen, daß Sie die Sprache dieses jungen Mädchens nicht kennen. Und wissen Sie, woher ihre Haltung kommt? Ich denke jetzt über diese Dinge nach, was ich früher nie getan habe, und fange an, vieles zu verstehen.«

»Nun, woher kommt sie denn?«

»Sie hat jahrelang viele Stunden täglich an der Maschine gearbeitet. Wenn der Körper jung ist, ist er sehr biegsam, und schwere Arbeit formt ihn wie Wachs nach ihren Bedingungen. Ich kann vielen Arbeitern, die ich auf der Straße treffe, auf den ersten Blick ihre Beschäftigung ansehen. Schauen Sie mich an. Warum habe ich diesen wiegenden Gang? Weil ich so viele Jahre zur See gefahren bin. Wenn ich, als ich jung und biegsam war, ebenso viele Jahre Viehhüter gewesen wäre, dann hätte ich jetzt nicht den wiegenden Gang, sondern O-Beine. Und ebenso ist es mit dem jungen Mädchen. Sie haben bemerkt, daß ihre Augen, sagen wir, hart sind. Sie ist nie beschirmt worden. Sie hat sich immer selbst behüten müssen, und dabei kann ein junges Mädchen nicht sanfte, freundliche Augen behalten wie… wie Sie zum Beispiel.«

»Ich glaube, Sie haben recht«, sagte Ruth leise. »Aber es ist sehr traurig. Sie ist ein so hübsches Mädchen.«

Er blickte sie an und sah das Mitleid in ihren Augen. Und dann erinnerte er sich, daß er sie liebte, und vergaß alles über dem Erstaunen, daß sein Glück ihm erlaubte, sie zu lieben und Arm in Arm mit ihr zu einem Vortrag zu gehen.

»Wer bist du, Martin Eden?« fragte er sein Spiegelbild am Abend, als er wieder in seinem Zimmer war. Er betrachtete sich lange und neugierig. »Wer bist du? Was bist du? Wo gehörst du hin? Von Rechts wegen gehörst du zu Mädchen wie Lizzie Connolly. Du gehörst zu den Heerscharen der Arbeit, zu allem was niedrig und gewöhnlich und unschön ist. Du gehörst zu den Pflugochsen und Packeseln, in eine schmutzige,

Tebyan Onsan Library

stinkende Umgebung. Hier ist zum Beispiel das verdorbene Gemüse. Diese Kartoffeln sind verfault. Riech es nur, zum Teufel – riech es nur! Und doch wagst du es, Bücher zu öffnen, schöne Musik anzuhören, du lernst schöne Gemälde zu lieben, rein und korrekt zu sprechen, Gedanken zu denken, die kein anderer deines Standes denkt, und du wagst es, dich loszureißen von den Arbeitstieren und den Frauen von der Art Lizzie Connollys und eine blasse, zarte Frau zu lieben, die millionenmal über dir steht und auf den Sternen lebt. Wer bist du? Und was bist du? Verflucht! Und wirst du es schaffen?«

Er drohte seinem Spiegelbild mit der geballten Faust, setzte sich auf den Bettrand und träumte eine Weile mit offenen Augen. Dann aber nahm er sein Mathematikbuch und sein Aufgabenheft vor; und bald verlor er sich in quadratischen Gleichungen, während die Stunden flogen, die Sterne verblaßten und schließlich das graue Licht der Dämmerung durch sein Fenster strömte.

Telegram@shabersbibliothek

Dreizehntes Kapitel

Die Schar wortreicher Sozialisten und Arbeiterphilosophen, die an warmen Nachmittagen im Stadtpark ihre Ansichten entwickelten, war schuld an seiner großen Entdeckung. Ein- oder zweimal monatlich, wenn Martin auf dem Wege zur Bibliothek durch den Park fuhr, stieg er vom Rad und hörte sich ihre Betrachtungen an, und jedesmal riß er sich nur widerstrebend von ihnen los. Der Ton dieser Diskussionen war ganz anders als der, der am Tisch des Herrn Morse herrschte. Diese Männer waren nicht ernst und würdevoll. Sie ließen sich leicht hinreißen, begannen zu schimpfen, Flüche und unanständige Ausdrücke gehörten zur Tagesordnung. Einige Male hatte er sie die Fäuste gebrauchen sehen. Und doch schienen ihm – er wußte nicht, weshalb – die Gedanken dieser Männer etwas Vitales zu haben. Ihr Streit wirkte weit anregender auf seinen Geist als der beherrschte, ruhige Dogmatismus des Herrn Morse. Diese Männer, die die Sprache verstümmelten, wie Verrückte gestikulierten und die Ideen ihrer Gegner mit primitiver Erbitterung bekämpften, waren irgendwie lebendiger als Herr Morse und sein Freund Herr Butler.

Martin hatte mehrmals den Namen Herbert Spencer im Park nennen hören, eines Nachmittags aber tauchte ein Jünger Spencers auf – ein schäbiger Vagabund mit einem schmutzigen Mantel, den er bis zum Hals zugeknöpft hatte, um zu verbergen, daß er kein Hemd trug. Es wurde ein mächtiger Kampf ausgefochten, unzählige Zigaretten geraucht, ein Meer von Tabakssaft ausgespien, und während alledem hielt der Vagabund sich ausgezeichnet, selbst als ein sozialistisch

Telegram@Schebars_Bibliothek

eingestellter Arbeiter höhnte: »Es ist kein Gott außer dem Unergründlichen, und Herbert Spencer ist sein Prophet.« Martin wußte nicht recht, um was es ging, als er aber dann zur Bibliothek fuhr, war das Interesse für Herbert Spencer in seiner Seele wachgerufen, und weil der Vagabund immer wieder auf ›Die ersten Grundsätze‹ zurückgekommen war, ließ Martin sich diesen Band geben.

So begann die große Entdeckung. Er hatte es schon einmal mit Spencer versucht, da er aber die ›Prinzipien der Psychologie‹ gewählt hatte, war er ebenso jämmerlich gescheitert wie an Madame Blavatsky. Er konnte das Buch nicht verstehen und hatte es ungelesen wieder abgeliefert. Diese Nacht aber, nachdem er Mathematik und Physik gearbeitet und sich an einem Sonett versucht hatte, ging er zu Bett und begann in den ›Ersten Grundsätzen‹ zu lesen. Als der Morgen kam, las er immer noch. Er hatte keinen Schlaf finden können, und an diesem Tage schrieb er auch nicht. Er lag auf seinem Bett, bis er müde wurde. Dann versuchte er es auf dem harten Fußboden, las, auf dem Rücken liegend, indem er das Buch hochhielt oder sich von einer Seite auf die andere drehte. Diese Nacht schlief er, und am nächsten Tag ging er wieder ans Schreiben. Dann aber lockte das Buch ihn von neuem, und er las den ganzen Nachmittag, vergaß alles, ja sogar, daß es der Nachmittag war, den Ruth ihm zu schenken pflegte. Die Welt, in der er lebte, kam ihm erst wieder zum Bewußtsein, als Bernard Higginbotham die Tür aufriß und fragte, ob er glaube, daß sie eine Gastwirtschaft betrieben.

Von jeher hatte Martin Eden eine heftige Neugier beherrscht. Er suchte Wissen, und dieser Wunsch war es, der ihn abenteuernd durch die Welt getrieben hatte. Jetzt aber lernte er von Spencer etwas, das er nicht gewußt hatte und das er nie hätte lernen können, und wenn er in alle Ewigkeit die Welt durchschweift hätte. Er war nur über die Oberfläche der Dinge

Telgybane@Stadtbibliothek

hinweggeglitten, hatte losgerissene Phänomene bemerkt, Bruchstücke von Tatsachen gesammelt, kleine, oberflächliche Verallgemeinerungen gefunden – alles ohne die geringste Verbindung – in einer sonderbaren, chaotischen Welt, in der Laune und Zufall regierten. Den Flug der Vögel hatte er gesehen und verständnisvoll darüber geredet; nie aber war ihm eingefallen, eine Erklärung des Vorgangs zu suchen, der die Vögel als organische fliegende Mechanismen entwickelt hatte. Nie hatte er geahnt, daß es einen solchen Vorgang gab. Nie hatte er darüber nachgedacht, daß die Vögel einmal entstanden waren. Sie waren immer dagewesen. Sie existierten eben.

Und wie mit den Vögeln, so mit allen anderen Dingen. Seine unwissenden, unvorbereiteten Bemühungen um die Philosophie waren fruchtlos gewesen. Die mittelalterliche Metaphysik Kants hatte ihm nicht den Schlüssel zu einer Erkenntnis geschenkt, sondern nur dazu beigetragen, ihn an seiner eigenen Intelligenz zweifeln zu lassen. Ähnlich war sein Versuch, die Entwicklungslehre zu studieren, auf einen hoffnungslos technischen Band von Romanes beschränkt geblieben. Er hatte nichts verstanden und als einzige Ausbeute die Überzeugung gewonnen, daß die Entwicklungslehre eine knochendürre Theorie war, die eine Schar kleiner Menschen mit Hilfe eines ungeheuren, unverständlichen Wortaufwandes aufgestellt hatten. Und jetzt erfuhr er, daß die Evolution nicht bloße Theorie, sondern ein anerkannter Prozeß war, daß die Wissenschaftler sich nicht mehr darum stritten, sondern daß die einzige Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Art der Entwicklung bestand.

Und nun kam dieser Spencer, organisierte alles Wissen für ihn, führte alles auf ein einheitliches Prinzip zurück und entrollte vor seinem erstaunten Blick ein Universum, das ebenso konkret und leichtverständlich war wie die Schiffsmodelle, die die Seeleute in Glasflaschen verfertigen.

Telegram@Shahrsalbintrek

Es gab keine Laune und keinen Zufall. Alles war Gesetz. Einem Gesetz zufolge flog der Vogel, und eben demselben Gesetz zufolge hatte gärender Schlamm sich gedehnt und gewunden, hatte Beine und Flügel bekommen und war ein Vogel geworden.

Martin war in seinem geistigen Dasein von Gipfel zu Gipfel gestiegen, und jetzt stand er höher denn je. Alles Verborgene entblößte ihm seine Geheimnisse. Diese Einsicht berauschte ihn. Nachts, wenn er schlief, lebte er im Traum in mächtigen Bildern unter Göttern, und am Tage, wenn er wach war, ging er wie ein Schlafwandler umher und starrte geistesabwesend auf die Welt, die er soeben entdeckt hatte. Bei Tisch vergaß er, auf die Unterhaltung zu hören, die sich um gleichgültige, unwürdige Dinge drehte, sein rastloser Geist arbeitete weiter und verfolgte in allem, was er sah, Ursache und Wirkung. In dem Fleisch auf seinem Teller sah er die strahlende Sonne und folgte ihrer Kraft durch alle Verwandlungen bis zur hundert Millionen Meilen entfernten Quelle, oder verfolgte die Kraft auf ihrem Wege bis zu den Muskeln, die seinen Arm bewegten und ihn befähigten, das Fleisch zu zerschneiden, und bis zu dem Gehirn, das den Muskeln befahl, sich zu bewegen und das Fleisch zu zerschneiden, bis er vor seinem inneren Blick dieselbe Sonne in seinem Gehirn scheinen sah. Er war so verzückt durch die Erleuchtung, daß er gar nicht hörte, wie Jim »Irrenhaus« flüsterte, und weder den besorgten Blick seiner Schwester noch die Kreise bemerkte, die Bernard Higginbotham mit dem Finger beschrieb, um anzudeuten, daß im Kopf seines Schwagers eine Schraube locker sei.

Was den tiefsten Eindruck auf Martin machte, war der Zusammenhang in allem Wissen. Er war wißbegierig gewesen, und alles, was er gelernt hatte, lag wohlverwahrt in den einzelnen Erinnerungskästchen seines Gehirns. So besaß er einen ungeheuren Wissensvorrat in bezug auf alles, was die

Telegram@schabuschinatrek

See betraf. Auch über Frauen wußte er viel. Aber diese beiden Gegenstände hatten keine Beziehung zueinander gehabt. Zwischen diesen beiden Bereichen hatte keine Verbindung bestanden. Daß irgendwelche Verbindung zwischen einer hysterischen Frau und einem im Sturm beigedrehten Schoner bestehen sollte, hätte er für lächerlich und unmöglich gehalten. Herbert Spencer aber hatte ihm gezeigt, daß es nicht nur nicht lächerlich, sondern daß ein Zusammenhang geradezu unumgänglich war. Alles hatte Beziehungen zueinander, von dem fernsten Stern, der draußen in der Öde des leeren Raums funkelte, bis zu den Myriaden Atomen im Sande unter seinen Füßen.

Dieser neue Gedanke war eine ewige Quelle der Verwunderung für Martin, und er beschäftigte sich andauernd damit, die Beziehungen zwischen allen Dingen unter der Sonne und jenseits der Sonne aufzuspüren. Er stellte Listen der zusammenhanglosesten Dinge auf und kannte weder Rast noch Ruhe, bis es ihm glückte, die Verwandtschaft zwischen ihnen aufzudecken – Verwandtschaft zwischen Liebe, Poesie, Erdbeben, Feuer, Klapperschlangen, Regenbogen, Edelsteinen, Mißgeburten, Löwengebrüll, Sonnenuntergängen, Gasbeleuchtung, Kannibalismus, Schönheit, Mord, Tabak, Hebeln und Stützpunkten. So brachte er Einheitlichkeit in das Universum, durchforschte es und betrachtete es und wanderte all seine Winkelwege und Buschpfade, nicht als ängstlicher Reisender mitten unter Mysterien und auf ein unbekanntes Ziel zu, sondern als ein Mann, der seine Beobachtungen machte, in seine Karte eintrug und mit allem, was man wissen konnte, vertraut wurde. Und je mehr er wußte, desto leidenschaftlicher bewunderte er Universum und Leben und sein eigenes Leben mitten darin.

»Du Narr«, rief er seinem Spiegelbild zu, »du wolltest schreiben und versuchtest zu schreiben und hattest dabei nichts

Tebyan@st-andrewslibrary.net

in dir, worüber du schreiben konntest. Was hattest du in dir? Einige kindische Vorstellungen, ein paar halbgare Gefühle, eine Menge unverdaute Schönheit, ein dunkles Chaos von Unwissenheit, ein Herz, das vor Liebe zerspringen wollte, und einen Ehrgeiz, der so mächtig wie deine Liebe und so müßig wie deine Unwissenheit war. Und du wolltest schreiben: du, der erst auf der Schwelle dessen steht, wo es etwas zu schreiben gibt! Du wolltest Schönheit schaffen, aber wie konntest du es, ohne zu wissen, was Schönheit bedeutet? Du wolltest vom Leben schreiben, obwohl du nicht die Eigenschaften kanntest, die das Wesen des Lebens ausmachen. Du wolltest von der Welt und vom Sinn des Daseins schreiben, obwohl die Welt für dich wie ein chinesisches Puzzlespiel war, und alles, was du hättest schreiben können, sich um den Sinn des Daseins gedreht haben würde, von dem du nichts wußtest. Aber tröste dich, Martin, mein Junge. Du wirst noch schreiben. Du weißt ein wenig, ein kleines bißchen, und du bist auf dem Wege zu größerem Wissen. Wenn du Glück hast, wirst du eines Tages beinahe alles wissen, was man wissen kann. Dann kannst du schreiben.«

Er erzählte Ruth von seiner großen Entdeckung und ließ sie an all der Freude und Bewunderung teilnehmen, die ihn erfüllten. Aber sie schien nicht so begeistert darüber zu sein. Sie hörte ihm zu, ohne etwas zu sagen, und schien das alles irgendwie aus ihren eigenen Studien zu wissen. Die Entdeckung machte auf sie nicht den gleichen tiefen Eindruck, und er würde sich darüber gewundert haben, hätte er sich nicht denken können, daß sie für sie nicht so neu und frisch war wie für ihn. Er erfuhr, daß Norman und Arthur an die Entwicklungslehre glaubten und Spencer gelesen hatten, wenn er auch anscheinend keinen wesentlichen Eindruck auf sie gemacht hatte, während der junge Mann mit der Brille und dem langen Haar – Will Olney hieß er – spöttische

Textgut Fremdsprachenbibliothek

Bemerkungen über Spencer machte und den Ausspruch »Es ist kein Gott außer dem Unergründlichen, und Herbert Spencer ist sein Prophet« wiederholte.

Aber Martin verzieh ihm seine spöttische Bemerkung, denn es begann ihm klar zu werden, daß Olney nicht in Ruth verliebt war. Später machte er infolge mehrerer kleiner Vorfälle die geradezu verblüffende Entdeckung, daß Olney nicht allein nicht in Ruth verliebt war, sondern eine wirkliche Abneigung gegen sie empfand. Das verstand Martin nicht. Es war für ihn ein Phänomen, das er mit den anderen Phänomenen im Universum nicht in Einklang bringen konnte. Immerhin tat ihm der junge Mann leid wegen des großen Mangels in seinem Wesen, der ihn hinderte, Ruths Feinheit und Schönheit richtig einzuschätzen. Sie machten mehrmals sonntags Radausflüge in die Berge, und Martin hatte reichlich Gelegenheit, den bewaffneten Frieden, der zwischen Ruth und Olney herrschte, zu beobachten. Olney hielt sich zu Norman, wodurch Arthur und Martin mit Ruth zusammenkamen, und dafür war Martin ihm gebührend dankbar.

Diese Sonntage waren Martins große Tage – hauptsächlich, weil er mit Ruth zusammen war, aber auch, weil sie ihn mit den jungen Leuten ihrer Klasse auf eine Stufe stellten. Er entdeckte, daß er, obwohl sie sehr viele Jahre mit regelmäßigen Studien verbracht hatten, im Begriff war, ihnen geistig ebenbürtig zu werden, und die Stunden der Unterhaltung mit ihnen waren für ihn gleichzeitig Übungsstunden in der so eifrig studierten Grammatik. Die Bücher über Lebensart hatte er beiseite gelegt; er verließ sich darauf, daß er durch Beobachtung lernen würde, wie man sich zu benehmen hatte. Mit Ausnahme der Augenblicke, in denen er sich von seiner Begeisterung hinreißen ließ, war er stets auf der Hut, achtete genau auf das, was sie taten, und sah ihnen die

Textgrenzenlos Handschrift

kleinen Höflichkeiten und Feinheiten des gesellschaftlichen Umgangs ab.

Der Umstand, daß Spencer so wenig gelesen wurde, war eine Zeitlang eine Quelle der Verwunderung für Martin. »Herbert Spencer – «, sagte der Mann in der Bibliothek, »gewiß, ein großer Geist.« Aber der Mann schien tatsächlich nicht zu wissen, welche Gedanken der große Geist hervorgebracht hatte. Eines Tages beim Mittagessen brachte Martin in Gegenwart Charles Butlers das Gespräch auf Spencer. Ruths Vater griff die Freidenkerei des englischen Philosophen scharf an, gestand aber, ›Die ersten Grundsätze‹ nicht gelesen zu haben, während Herr Butler sagte, daß er sich nicht im geringsten für Spencer interessierte, nie eine Zeile von ihm gelesen hätte und ausgezeichnet ohne ihn fertig geworden wäre. Martin begann zu zweifeln, und wäre er weniger selbständig gewesen, so hätte er unter dem Einfluß der allgemeinen Ansicht Herbert Spencer aufgegeben. Andererseits aber fand er die Erklärungen Spencers überzeugend, und ein Aufgeben Spencers wäre, wie er es für sich ausdrückte, dasselbe, wie wenn ein Seefahrer Kompaß und Chronometer über Bord werfen wollte. Er ließ sich nicht abschrecken und vertiefte sich in ein gründliches Studium der Entwicklungslehre; bald lernte er den Gegenstand immer besser beherrschen und schöpfte immer neue Beweise aus den bestätigenden Zeugnissen voneinander unabhängiger Autoren. Und je mehr er lernte, desto größere Ausblicke erhielt er auf Wissensgebiete, die noch nicht untersucht waren, und sein Bedauern, daß der Tag nur vierundzwanzig Stunden hatte, wurde allmählich chronisch.

Eines Tages entschloß er sich daher, Algebra und Geometrie aufzugeben; mit Trigonometrie hatte er sich gar nicht erst eingelassen. Dann strich er die Chemie von seinem Studienplan und behielt nur noch die Physik.

Telegram@shabbirsbibliothek

»Ich bin kein Spezialist«, entschuldigte er sich bei Ruth. »Ich will auch nicht versuchen, Spezialist zu werden. Es gibt zu viele Spezialgebiete, als daß ein Mann in einem langen Leben auch nur ein Zehntel davon beherrschen könnte. Ich muß mich darauf beschränken, allgemeines Wissen zu sammeln; wenn ich die Arbeit von Spezialisten brauche, kann ich in ihren Büchern nachschlagen.«

»Aber das ist nicht dasselbe, wie wenn man es selbst weiß«, wandte sie ein.

»Das ist gar nicht notwendig. Wir ziehen Nutzen aus der Arbeit der Spezialisten. Dafür sind sie da. Als ich kam, bemerkte ich, daß Schornsteinfeger bei Ihnen an der Arbeit waren. Das sind Spezialisten. Und wenn sie fertig sind, haben Sie saubere Schornsteine und freuen sich darüber, ohne deshalb etwas von der Konstruktion der Schornsteine zu wissen.«

»Die Erklärung scheint mir etwas weit hergeholt.«

Sie sah ihn forschend an, und er fühlte in ihrem Blick und ihrer Haltung einen Vorwurf. Aber er war von der Richtigkeit seines Standpunktes überzeugt.

»Alle Denker, die sich mit allgemeinen Gegenständen beschäftigen – also die größten Geister der Welt –, beziehen sich auf Spezialisten. Auch Herbert Spencer tat das. Er zog seine Schlüsse aus dem, was Tausende von Forschern beobachtet hatten. Um alles selbst zu tun, hätte er sein Leben tausendmal leben müssen. Und ebenso ging es Darwin. Er zog Nutzen aus allem, was er von Gärtnern und Tierzüchtern gelernt hatte.«

»Sie haben recht, Martin«, sagte Olney. »Sie wissen, was Sie wollen, und das weiß Ruth nicht. Sie weiß nicht einmal, was sie in bezug auf sich selber will… O doch«, fuhr Olney fort, ohne ihre Einwände zu beachten, »ich weiß, Sie nennen das allgemeine Bildung. Aber es ist ganz gleich, was man studiert,

Tellowmeshaberbibliothek

wenn man allgemeine Bildung sucht. Man kann Französisch oder Deutsch studieren, oder auch beide Sprachen lassen und Esperanto lernen, dadurch erhält man doch einen Anstrich von Bildung. Zu demselben Zweck kann man Griechisch oder Latein studieren, obwohl man nicht den geringsten Nutzen davon hat. Aber es ist eben Bildung. Sehen Sie, Ruth hat einmal Angelsächsisch gelernt und war sehr tüchtig darin – das war vor zwei Jahren, und jetzt weiß sie nichts mehr davon als diesen oder jenen Vers. Stimmt das nicht? Aber deshalb hat es ihr doch einen Anstrich von Bildung verliehen«, lachte er und schnitt wieder ihre Einwände ab. »Ich weiß es. Wir besuchten dieselben Vorlesungen.«

»Sie sprechen von Bildung, als wäre sie ein Mittel, dies oder jenes zu erreichen«, rief Ruth. Ihre Augen blitzten, und sie hatte rote Flecken auf den Wangen. »Bildung ist selbst ein Ziel.«

»Aber nicht das, was Martin sucht.«

»Woher wissen Sie das?«

»Was suchen Sie, Martin?« wandte Olney sich direkt an Martin.

Martin war sehr unbehaglich zumute; er blickte Ruth flehend an.

»Ja, was suchen Sie?« fragte Ruth. »Das ist eben das Entscheidende.«

»Selbstverständlich suche ich Bildung«, stammelte Martin. »Ich liebe alles, was schön ist, und Bildung wird mir einen edleren und lebendigeren Schönheitssinn schenken.«

Sie nickte und sah Olney triumphierend an.

»Das ist Unsinn, und das wissen Sie auch«, sagte der junge Mann. »Martin ist auf eine Karriere aus, nicht auf Bildung. Es trifft sich nur gerade, daß die Karriere für ihn Bildung bedeutet. Wollte er Chemiker werden, so brauchte er keine Bildung. Martin will schreiben, aber er scheut sich, es zu

Telegram@saraberibliothek

sagen, weil er damit Sie ins Unrecht setzen würde. Und warum will Martin schreiben?« fuhr er fort. »Weil er nicht im Gelde wühlt. Warum füllen Sie sich den Kopf mit Angelsächsisch und allgemeiner Bildung? Weil Sie es nicht nötig haben, in der Welt Ihren Weg zu machen. Dafür hat Ihr Vater gesorgt. Er kauft Ihnen Kleider und alles andere. Was zum Teufel haben wir von unserer Erziehung. Sie und ich und Arthur und Norman? Wir sind mit allgemeiner Bildung vollgepumpt, und wenn unsere Väter heute pleite machen, würden wir morgen im Lehrerexamen durchfallen. Das Höchste, was Sie, Ruth, erreichen könnten, wäre eine Anstellung an einer Dorfschule oder als Musiklehrerin in einem Pensionat für junge Mädchen.«

»Und was würden Sie machen?« fragte sie.

»Gar nichts. Ich könnte mit meinen Händen anderthalb Dollar den Tag verdienen, könnte vielleicht Lehrer an Hanleys Presse werden – ich sage vielleicht, beachten Sie das – und würde vielleicht, ehe die Woche um ist, wegen Untauglichkeit hinausgeworfen werden.«

Martin folgte der Diskussion gespannt, und wenn er auch überzeugt war, daß Olney recht hatte, so mißbilligte er doch die etwas überlegene Art und Weise, wie er Ruth behandelte. Eine neue Auffassung von Liebe bildete sich in ihm, während er lauschte. Vernunft hatte nichts mit Liebe zu tun. Es war ganz gleichgültig, ob die Frau, die er liebte, richtig dachte oder nicht. Liebe stand über aller Vernunft. Er faßte sie zufällig nicht richtig, wie notwendig es für ihn war, sich einen Weg in der Welt zu bahnen, so machte sie das nicht im geringsten weniger anbetungswürdig. Was sie dachte, hatte in dieser Beziehung nichts zu bedeuten.

»Wie bitte?« antwortete er auf eine Frage Olneys, die plötzlich seinen Gedankengang unterbrach.

Telegram@shanabibliothek

»Ich sagte, Sie wären hoffentlich nicht so dumm, sich mit Latein abzugeben.«

»Aber Latein bedeutet mehr als Bildung«, fiel Ruth ihm ins Wort. »Es ist ein notwendiges Rüstzeug.«

»Also, wollen Sie sich mit Latein abgeben?« fragte Olney hartnäckig.

Martin wußte weder ein noch aus. Er sah, daß Ruth seine Antwort mit Spannung erwartete. »Ich fürchte, daß ich keine Zeit dazu habe«, sagte er schließlich. »Ich möchte sehr gern, aber ich habe keine Zeit.«

»Sie sehen, daß es Martin nicht um Bildung zu tun ist«, triumphierte Olney. »Er will ein Ziel erreichen, etwas ausrichten.«

»Aber es ist Geistestraining, Gedankenzucht. Es diszipliniert den Geist.« Ruth sah Martin erwartungsvoll an, als dächte sie, daß er anderen Sinnes würde. »Sie wissen doch, daß Fußballspieler für den Wettkampf trainieren müssen. Und das bedeutet Latein für den denkenden Menschen. Es trainiert ihn.«

»Unsinn! Das hat man uns erzählt, als wir Kinder waren. Aber etwas hat man uns damals nicht erzählt. Das ließ man uns später selbst herausfinden.« Olney machte der Wirkung wegen eine Pause und fügte dann hinzu: »Was man uns nicht erzählte, war, daß jeder Gebildete Latein gelernt haben soll, daß aber kein Gebildeter Latein kann.«

»Nein, das ist unfair!« rief Ruth. »Ich wußte, daß Sie das Gespräch in eine andere Bahn lenken würden, um eines Ihrer Paradoxe anzubringen.«

»Es ist zwar ein Paradox«, antwortete er, »aber es stimmt deshalb doch. Die einzigen Menschen, die ihr Latein beherrschen sind Apotheker, Juristen und Lateinlehrer. Und es sollte mich sehr wundern, wenn Martin zu einem dieser Berufe Lust hätte. Aber was hat das alles übrigens mit Herbert

Telegram@strahlsbibliothek

Spencer zu tun? Martin hat soeben Spencer entdeckt und ist ganz vernarrt in ihn. Warum? Weil Spencer ihn zu einem Ziel führt. Weder Sie noch mich könnte Spencer irgendwohin führen. Wir haben kein Ziel, auf das wir losgehen. Sie verheiraten sich natürlich eines Tages, und ich brauche nur die Anwälte zu überwachen, die das Geld verwalten, das mein Vater mir hinterlassen wird.«

Olney, erhob sich, um zu gehen. Aber in der Tür wandte er sich noch einmal um und schoß den letzten Pfeil auf Ruth ab.

»Lassen Sie Martin in Ruhe, Ruth! Er weiß selbst, was ihm not tut. Sehen Sie, was er schon erreicht hat! Er macht mich manchmal ganz elend – elend und beschämt über mich selbst. Er weiß tatsächlich von der Welt und dem Leben, dem Platz der Männer im Leben und alledem weit mehr als Arthur und ich, ja, auch als Sie, und das trotz all unserm Latein, Französisch, Angelsächsisch und unserer allgemeinen Bildung.«

»Aber Ruth ist meine Lehrerin«, antwortete Martin ritterlich. »Das wenige, was ich weiß, habe ich ihr zu verdanken.«

»Unsinn!« Olney sah Ruth boshaft an. »Schließlich wollen Sie mir noch erzählen, daß Sie Spencer auf Ruths Empfehlung gelesen haben – aber das ist nicht wahr. Denn sie weiß von Darwin und der Entwicklungslehre nicht mehr als ich von den Schätzen Salomos. Was war das für eine zungenbrecherische Definition von irgend etwas von Spencer, mit der Sie uns neulich überfielen? – Diese unbestimmte, unzusammenhängende Bemerkung von der Gleichartigkeit der Dinge? Fragen Sie sie, und Sie werden sehen, daß sie nicht ein Wort davon versteht! Das ist nicht allgemeine Bildung, wissen Sie. Na ja! Und wenn Sie mit Latein anfangen, Martin, dann habe ich keine Achtung mehr vor Ihnen!«

War Martin einerseits dem Gespräch mit großem Interesse gefolgt, so ärgerte er sich anderseits irgendwie darüber. Es war

Telegram@shabarsbibliotek

von Studium und Unterricht die Rede gewesen, von den Grundlagen des Wissens, und der schülerhafte Ton dieser Unterhaltung stand in scharfem Gegensatz zu den großen Gefühlen, die sich in ihm regten – zu dem Griff ins Leben, der seine Finger sich wie Adlerkrallen krümmen ließ, zu dem kosmischen Gefühl, das ihn durchschauerte, und zu dem dämmernden Bewußtsein, daß er alles beherrschen konnte. Er verglich sich selbst mit einem Dichter, der an fremden Küsten Schiffbruch erlitten hat und stammelnd den vergeblichen Versuch macht, in der plumpen, barbarischen Sprache seiner neuen Landsleute zu singen. So ging es ihm. Er war sich der großen, universellen Dinge bewußt, schmerzhaft bewußt, und doch war er genötigt, unter Gegenständen herumzutasten und zu suchen, die für Schulknaben geeignet waren, und sich darüber zu streiten, ob er Latein lernen sollte oder nicht.

»Zum Donnerwetter, was hat Latein damit zu tun?« fragte er, als er abends vor seinem Spiegel stand. »Ich will, daß Tote tot bleiben. Warum soll ich und all die Schönheit, die in mir wohnt, von Toten beherrscht werden? Schönheit ist lebendig und ewig. Sprachen kommen und gehen. Sie sind der Staub der Toten.«

Gleich darauf fiel ihm ein, daß er seine Gedanken ausgezeichnet formuliert hätte, und als er im Bett lag, dachte er darüber nach, warum er sich nicht so ausdrücken konnte, wenn er mit Ruth zusammen war. In ihrer Gegenwart war er nur ein Schulknabe, mit der Sprache eines Schulknaben.

»Laßt mir Zeit«, sagte er laut. »Laßt mir nur Zeit.«

Zeit! Zeit! Zeit! war seine ewige Klage.

Telegram@schattenbibliothek

Vierzehntes Kapitel

Nicht Olneys wegen, aber trotz Ruth und seiner Liebe zu ihr entschloß sich Martin, nicht Latein zu lernen. Für ihn bedeutete Zeit Geld. Es gab so vieles, das wichtiger war als Latein, so vieles, was ihn gebieterisch rief. Und er mußte schreiben. Er mußte Geld verdienen. Es war noch nichts angenommen worden. Vier Dutzend Manuskripte reisten von einer Zeitschrift zur andern. Wie machten es die andern nur? Er verbrachte viele Stunden in den Lesehallen, las, was andere geschrieben hatten, studierte ihre Arbeiten eifrig und kritisch, verglich sie mit seinen eigenen und dachte immer wieder darüber nach, welchen geheimnisvollen Kniff sie entdeckt hatten, um ihre Arbeiten verkaufen zu können.

Er war erstaunt über den ungeheuren Haufen von gedrucktem totem Gewäsch. Kein Licht, kein Leben, keine Farbe war da hineinverwebt. Nicht der geringste Hauch von Leben war darin, und doch wurde es für zwei Cent das Wort, zwanzig Dollar für tausend Worte verkauft – das hatte ja in der Zeitungsannonce gestanden. Er wunderte sich über ein Unzahl von Kurzgeschichten, die, wie er zugeben mußte, leicht und flüssig geschrieben waren, denen aber jede Lebenskraft und jeder Wirklichkeitssinn fehlten. Das Leben war so unerklärlich und wunderbar mit seiner Unendlichkeit von Problemen, Träumen und heroischen Bemühungen, und dennoch handelten diese Erzählungen nur von den alltäglichsten Dingen. Er fühlte, wie das Leben an ihm riß und zerrte, das Leben mit seinem Fieber, seinem Schweiß und wilden Aufruhr, ja, und diese Dinge sollten es doch sein, über die man schreiben mußte. Was er verherrlichen wollte, waren die Träger

Telegram@shabarshidiotbek

verlorener Hoffnungen, die tollen Liebhaber, die Giganten, die unter tausend Mühen, inmitten von Schrecken und Tragödien, mit einer Heftigkeit kämpften, daß das Leben in seinen Fugen krachte. Und doch schienen diese Erzählungen in den Zeitschriften kein anderes Ziel zu haben, als Männer wie Herr Butler, schmutzige Goldjäger und alltägliche kleine Liebesgeschichten alltäglicher kleiner Menschen zu verherrlichen. Kam das daher, daß die Redakteure selbst kleine, alltägliche Menschen waren? Oder fürchteten sie sich vor dem Leben – diese Autoren, Redakteure und Leser?

Das Schlimmste aber war, daß er nicht einen einzigen Redakteur oder Schriftsteller kannte. Und nicht nur das, er kannte nicht einen Menschen, der je zu schreiben versucht hatte. Keiner konnte ihm Bescheid sagen und ihm auch nur den armseligsten Rat erteilen. Er begann zu zweifeln, daß die Redakteure wirklich lebten. Sie waren wie Räder in einer Maschine. Genau das war es – eine Maschine! Er erschöpfte seine ganze Seele in Erzählungen, Aufsätzen und Gedichten, die er dann der Maschine überließ. Er faltete sie zusammen, legte die nötigen Briefmarken bei, schloß den langen Umschlag, klebte noch einige Marken darauf und warf den Brief in den Briefkasten. Dann reiste das Manuskript durchs ganze Land, und nach einer gewissen Spanne Zeit brachte der Briefträger es ihm in einem neuen, ebenso langen Umschlag wieder, auf den die Briefmarken geklebt waren, die er dem ersten beigelegt hatte. Es gab keine menschlichen Redakteure am andern Ende, nur eine sehr sinnreiche Kombination von Rädern, die das Manuskript aus dem einen Umschlag in den andern tat und die Briefmarken darauf klebte. Es war wie bei Automaten, in die man einen Groschen warf und die dafür mit einem metallischen Klirren ihres Mechanismus Kaugummi oder eine Tafel Schokolade lieferten. Ob es Schokolade oder Kaugummi wurde, hing davon ab, in welchen Schlitz man den

Telegram@gabarschbibliothek

Groschen warf. Ebenso ging es mit der Redaktionsmaschine. Der eine Schlitz lieferte Schecks, der andere gedruckte Absagen. Bis jetzt hatte er nur den zweiten Einwurf gefunden.

Diese gedruckten Absagen waren es, die die unheimliche Ähnlichkeit mit der Maschine vollkommen machten. Sie waren stets in derselben Form gehalten, und er hatte Hunderte von ihnen bekommen – ein Dutzend oder mehr für jedes seiner früheren Manuskripte. Hätte er in einer einzigen dieser Absagen auch nur eine einzige von einem Redakteur persönlich geschriebene Zeile erhalten, so würde ihn das getröstet haben. Aber nicht ein einziger Redakteur hatte einen solchen Beweis seiner Existenz geliefert, und so konnte er nur zu dem Schluß kommen, daß es am andern Ende keine Menschen, wirkliche Menschen gab – sondern nur Räder, gut geölte Zahnräder, die die Maschine glänzend in Gang hielten. Er war eine Kampfnatur, großherzig und zäh, und er wäre es zufrieden gewesen, jahrelang die Maschine zu füttern; aber er verblutete, und nicht in Jahren, sondern in Wochen würde der Kampf entschieden sein. Mit jeder Woche, die er Kost und Logis bezahlte, rückte das Verderben näher, und das Porto für die vier Dutzend Manuskripte war ein fast ebenso schlimmer Aderlaß. Er kaufte sich keine Bücher mehr und versuchte, in Kleinigkeiten zu sparen, um so die unvermeidliche Katastrophe abzuwenden; aber er verstand nicht zu sparen und rückte das Ende noch um eine Woche näher, indem er seiner Schwester Marian fünf Dollar für ein Kleid schenkte.

Er kämpfte im Finstern, ohne Rat, ohne Ermunterung. Niemand glaubte an ihn, ja selbst Gertrude begann, ihn scheel anzusehen. Anfangs hatte sie sich mit schwesterlicher Liebe in das gefunden, was sie für seine fixe Idee hielt, jetzt aber machte gerade ihre schwesterliche Sorge sie ängstlich. Ihr schien, daß seine fixe Idee zum reinen Wahnsinn wurde. Martin wußte das, und es quälte ihn mehr als der offene Spott

Teleprompter-Archivbibliothek

und die nörgelnde Verachtung Bernard Higginbothams. Martin glaubte an sich, aber er stand allein in seinem Glauben. Nicht einmal Ruth glaubte an ihn. Sie hatte gewollt, daß er sich seinen Studien widmete, und wenn sie seine Schriftstellern auch nicht offen mißbilligte, so hatte sie ihr doch auch nicht zugestimmt.

Er hatte nie den Versuch gemacht, ihr seine Arbeiten zu zeigen. Ein sehr empfindliches Feingefühl hatte ihn daran gehindert. Außerdem war sie durch das Studium sehr in Anspruch genommen, und er wollte ihr nicht gern die Zeit stehlen. Als sie aber ihr Examen bestanden hatte, bat sie ihn selbst, ihr etwas von seiner Arbeit zu zeigen. Martin war entzückt, fürchtete sich aber gleichzeitig nicht wenig.

Sie mußte doch eine gute Kritikerin sein. Sie hatte bei tüchtigen Lehrern Literatur studiert. Vielleicht waren die Redakteure auch gute Kritiker. Aber bei ihr war es ganz anders. Sie würde ihm keine gedruckte Absage schicken und ihm auch nicht mitteilen, daß seine Arbeit zwar nicht angenommen werden könnte, daß damit aber nicht gesagt sei, daß sie nicht doch vielleicht gute Seiten hätte. Sie würde wie ein warmes, lebendiges, menschliches Wesen sprechen, schnell und lebhaft wie immer, und, was das Allerwichtigste war – sie würde einen Schimmer des richtigen Martin Eden finden. Sie würde durch seine Arbeit sehen, was in seinem Herzen und seiner Seele wohnte, und sie würde etwas – ein klein wenig – von dem Inhalt und der Kraft seiner Träume begreifen.

Martin suchte ein paar Kurzgeschichten heraus, überlegte einen Augenblick und legte dann seine ›Seelyrik‹ dazu. An einem warmen Juninachmittag bestiegen sie ihre Räder und fuhren in die Berge. Es war das zweitemal, daß er allein mit ihr draußen war, und als sie durch die warme, balsamische Luft fuhren, die der Seewind angenehm kühlte, fühlte er in tiefster Seele, daß es eine wunderschöne und wohlgeordnete Welt war

Telegrafenschiff-Bibliothek

und daß es herrlich war, zu leben und zu lieben. Sie ließen ihre Räder am Wegrand stehen und kletterten auf einen Erdhügel, wo das sonnenverbrannte braune Gras einen Ernteduft von trockener Süße und Reife ausströmte.

»Das hat seine Pflicht getan«, sagte Martin, als sie sich niederließen, sie auf seinen Mantel, während er sich der Länge nach auf den warmen Boden warf. Er sog den süßen Duft ein, der seine Gedanken rasch vom Besondern zum Allgemeinen eilen ließ. »Das hat seine Existenzberechtigung erwiesen«, fuhr er fort und strich zärtlich über das trockene Gras. »Es regte sich ehrgeizig in den traurigen Regengüssen des letzten Winters, es kämpfte ungestüm seinen Frühling durch, blühte und lockte Insekten und Bienen an, verstreute seine Saat, lebte im Einklang mit seiner Pflicht und der Welt und – «

»Warum sehen Sie die Dinge immer so schrecklich praktisch an?« unterbrach sie ihn.

»Wohl weil ich die Entwicklungslehre studiert habe. Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich erst ganz vor kurzem zu sehen begonnen.«

»Aber mir scheint, Sie verlieren die Schönheit aus den Augen, wenn Sie so praktisch sind. Sie vernichten die Schönheit wie Knaben, die Schmetterlinge fangen und den Staub von den schönen Flügeln streifen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Schönheit hat ihre Bedeutung, aber die habe ich bisher nicht gekannt. Ich habe Schönheit nur als etwas Sinnloses betrachtet, als etwas, das nur schon war, ohne Sinn und Verstand. Ich wußte nichts von Schönheit. Jetzt aber weiß ich Bescheid, oder vielmehr, ich fange an, Bescheid zu wissen. Dies Gras ist schöner in meinen Augen, seit ich den geheimen chemischen Prozeß von Sonne, Regen und Erde kenne, der es zu Gras macht. In der Lebensgeschichte jedes Grashalms ist Romantik – ja, und etwas von einem Märchen. Schon der Gedanke daran

Tecowan@strabarsbibliothek

erweckt mich zu neuem Leben. Wenn ich an die Wechselwirkung zwischen Kraft und Stoff und an den ganzen heftigen Kampf denke, dann habe ich das Gefühl, als könnte ich ein Epos über das Gras schreiben.«

»Wie gut Sie sprechen!« sagte sie geistesabwesend, und er bemerkte, daß sie ihn forschend ansah.

Im selben Augenblick wurde er ganz verwirrt und verlegen, und das Blut stieg ihm in Hals und Stirn.

»Ich hoffe, daß ich sprechen lerne«, stotterte er. »Mir scheint, daß ich so vieles in mir habe, was ich sagen möchte. Aber es ist alles so groß. Ich weiß nicht, wie ich das, was wirklich in mir ist, ausdrücken soll. Zuweilen ist mir, als hätte die ganze Welt, das ganze Leben sich in mir niedergelassen und verlange von mir, daß ich sein Sprecher bin. Ich fühle – ach, ich kann es nicht beschreiben –, ich fühle seine Größe, wenn ich aber spreche, ist es das Stammeln eines kleinen Kindes. Es ist etwas Großes, Gefühle schriftlich oder mündlich in Worte umzusetzen, so daß sie sich beim Leser wieder in dasselbe Gefühl umsetzen. Das ist eine Großtat. Sehen Sie, ich vergrabe mein Gesicht im Gras, und der Hauch, den ich durch meine Nase einatme, läßt mich in tausend Gedanken und Phantasien zittern. Es ist ein Hauch des Universums, den ich einatme; ich kenne Singen und Lachen, Erfolg und Schmerz, Kampf und Tod; und ich sehe Gesichte, die in meinem Gehirn entstehen, zum Beispiel beim Duft des Grases, und ich möchte es so gern Ihnen und der ganzen Welt erzählen. Aber wie soll ich das tun? Die Zunge ist mir gebunden. Eben jetzt habe ich versucht, Ihnen durch gesprochene Worte zu erklären, wie der Duft des Grases auf mich wirkt, aber es ist mir nicht geglückt. Ich habe es nur gerade in unbeholfenen Wendungen andeuten können. Mir selbst scheinen meine Worte Unsinn. Und dennoch ist es, als ob die Sehnsucht zu erzählen mich ersticken will. Ich« – er hob mit einer verzweifelten Geste die Hände –, »es ist

Textwarenstraßer Bibliothek

unmöglich. Es ist nicht zu verstehen. Es läßt sich nicht mitteilen.«

»Aber Sie sprechen gut«, beharrte sie. »Denken Sie nur daran, welche Fortschritte Sie in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft gemacht haben. Herr Butler ist ein angesehener politischer Redner, er wird immer vom staatlichen Komitee gebeten, während des Wahlkampfs auf Rundreise zu gehen, und doch haben Sie neulich beim Essen ebensogut gesprochen wie er. Er war nur beherrschter, Sie erregen sich so sehr. Aber das geht vorüber, wenn Sie mehr Übung haben. Sie können ein ausgezeichneter politischer Redner werden, Sie können es weit bringen… wenn Sie wollen. Sie haben etwas von einer Herrschernatur. Sie besitzen sicher Führereigenschaften, und es gibt keinen Grund, warum Sie nicht bei allem, was Sie in die Hand nehmen, ebenso erfolgreich sein sollten wie in der Grammatik. Sie könnten ein tüchtiger Jurist, ein hervorragender Politiker werden. Nichts hindert Sie, ebensoviel zu erreichen wie Charles Butler. Aber ohne den schlechten Magen!« fügte sie lächelnd hinzu.

So sprachen sie weiter, und immer wieder betonte sie mit ihrer sanften Beharrlichkeit die Notwendigkeit einer soliden Grundlage für alle Erziehung und den Vorteil des Lateins für jede Karriere. Sie beschrieb ihr Ideal des erfolgreichen Mannes, und es war in den Hauptzügen das Porträt ihres Vaters, mit einigen unverkennbaren Anklängen an das Bild des Herrn Butler. Auf dem Rücken liegend, lauschte er eifrig, sah sie an und freute sich über jede Bewegung ihrer Lippen, wenn sie sprach. Aber sein Gehirn war nicht so empfänglich. Es war nichts Verlockendes an den Zukunftsbildern, die sie vor ihm entrollte, und er spürte eine dumpfe Enttäuschung in sich aufsteigen, während seine nagende Sehnsucht nach ihr gleichzeitig quälender denn je wurde. Nicht ein einziges Mal erwähnte sie seine Schriftstellerei, und die Manuskripte, die er

Textarchiv Nachbarsbibliothek

mitgebracht hatte, um sie ihr vorzulesen, lagen unbeachtet auf der Erde.

Als sie schließlich schwieg, warf er einen Blick auf die Sonne, maß ihre Höhe über dem Horizont und nahm seine Manuskripte in die Hand, um ihre Aufmerksamkeit darauf hinzulenken.

»Das hatte ich ganz vergessen«, sagte sie schnell. »Und ich bin so neugierig darauf.«

Er las ihr eine Erzählung vor, die seiner Meinung nach eine seiner besten war. Sie hieß ›Der Wein des Lebens‹, und der Rausch, der während des Schreibens sein Hirn erfüllt hatte, schlich sich jetzt beim Vorlesen in seine Stimme. Die originelle Idee hatte einen gewissen Zauber, und dieser Zauber wurde noch erhöht durch Sprache und Behandlung. Alle Glut und Leidenschaft, die ihn beim Schreiben beseelt hatten, erwachten aufs neue in ihm, und er ließ sich so davon hinreißen, daß er blind und taub für die Fehler der Arbeit war. Aber das war Ruth nicht. Ihr geübtes Ohr hörte sofort alle Schwächen und Übertreibungen, das zu starke Betonen des Anfängers, und sie merkte sofort, wenn der Rhythmus eines Satzes hinkte oder in die Brüche ging. Sonst achtete sie kaum auf den Rhythmus, außer wenn er zu pathetisch wurde, und dann wirkte er unangenehm dilettantisch auf sie. Das war das Urteil, das sie schließlich über die Erzählung als Ganzes fällte: dilettantisch, wenn sie es auch nicht mit diesem Wort sagte. Statt dessen begann sie, als er fertig war, auf die weniger wesentlichen Fehler hinzuweisen, und sagte, daß die Erzählung ihr gefiele.

Er war enttäuscht. Ihre Kritik war berechtigt, das gab er zu, aber er fand, daß er nicht darum sein Werk mit ihr teilte, damit es wie ein Schulaufsatz korrigiert würde. Die Einzelheiten waren bedeutungslos, die konnte er leicht ändern, das war bald zu lernen. Er hatte etwas Großes aus dem Leben gepackt und

Telegrammgeschäftsbibliothek

versucht, es in die Erzählung zu bannen. Und das war es gewesen, was er ihr vorgelesen hatte, nicht Satzbau und Semikolons. Er hatte gewollt, daß sie das Große, das sein Besitz war, das er mit eigenen Augen gesehen, aus seinem eigenen Hirn gegriffen und mit eigenen Händen hier zu Papier gebracht hatte, mit ihm fühlte. Nun, das war ihm nicht geglückt, entschied er bei sich. Vielleicht hatten die Redakteure recht. Er hatte das Große zwar gefühlt, es aber nicht wiederzugeben vermocht. Er verbarg seine Enttäuschung und gab ihr in ihrer Kritik so vollkommen recht, daß sie die geheime Unzufriedenheit auf dem Grunde seiner Seele nicht spürte.

»Die nächste Geschichte habe ich ›Der Topf‹ genannt«, sagte er und entfaltete das Manuskript. »Sie wurde von vier oder fünf Zeitschriften abgelehnt, aber ich finde sie doch immer noch gut. Tatsächlich weiß ich nicht, was ich davon halten soll, aber ich meine, ich habe hier etwas erfaßt. Vielleicht werden Sie nicht denselben Eindruck davon haben wie ich. Es ist eine kurze Geschichte, zweihundert Zeilen.«

»Wie schrecklich!« rief sie, als er fertig war. »Das ist furchtbar – ganz furchtbar!«

Er bemerkte mit geheimer Zufriedenheit ihr blasses Gesicht, ihre entsetzt aufgerissenen Augen und ihre geballten Fäuste. Er hatte gesiegt. Er hatte ihr die Phantasien und Gefühle übermittelt, die in seinem Hirn wohnten. Es hatte gewirkt. Einerlei, ob es ihr gefiel oder nicht, es hatte sie gepackt und überwältigt, hatte sie gezwungen, zuzuhören und die Einzelheiten zu vergessen.

»Das ist das Leben«, sagte er, »und das Leben ist nicht immer schön. Und doch, vielleicht, weil ich so seltsam geschaffen bin, finde ich auch hier etwas Schönes. Mir scheint, daß die Schönheit verzehnfacht wird, weil da – «

Telegram@stadtbibliothek

»Aber warum konnte die arme Frau nicht – «, unterbrach sie ohne Zusammenhang. Doch dann ließ sie ihren inneren Aufruhr unausgesprochen und rief: »Ach, es ist entwürdigend! Es ist nicht hübsch! Es ist schmutzig!«

Einen Augenblick war ihm, als ob sein Herz stillstände. Schmutzig! Das hatte er sich nicht träumen lassen. Das war nicht seine Absicht gewesen. Die ganze Erzählung stand in Flammenbuchstaben vor ihm, und in solchem feurigen Glanz suchte er vergebens nach Schmutz. Dann aber begann sein Herz wieder zu klopfen. Er war nicht schuldig.

»Warum haben Sie nicht einen freundlichen Gegenstand gewählt?« sagte sie. »Wir wissen, daß es schmutzige Dinge in der Welt gibt, aber man braucht doch nicht – «

Sie fuhr in ihrem indignierten Protest fort, aber er hörte gar nicht zu. Er lächelte bei sich, als er ihr in das jungfräuliche Gesicht sah, das so unschuldig, so überwältigend unschuldig war, daß es immer schien, als ob seine Reinheit auf ihn überströmte, alle Erdenschlacke aus ihm fortspülte und ihn in einem ätherischen Strahlenglanz badete, der kühl und sanft und weich wie Sternenlicht war. ›Wir wissen, daß es Schmutz in der Welt gibt!‹ Der Gedanke, daß sie etwas davon wissen wollte, ließ ihn zärtlich lächeln wie über einen Liebesscherz. Im nächsten Augenblick sah er wie eine flüchtige Vision mit zahlreichen Einzelheiten das ganze Meer von Abscheulichkeiten, das dieses Leben war und das er kannte und immer wieder erfahren hatte, und er verzieh ihr, daß sie nicht verstanden hatte, was er meinte. Es war nicht ihre Schuld, daß sie es nicht verstand. Er dankte Gott, daß sie in solcher Unschuld geboren und groß geworden war. Er aber kannte das Leben, seine Schändlichkeit wie seine Schönheit und seine Größe, trotz allem Schmutz, der an ihm klebte, und, bei Gott, er wollte der Welt seine Meinung darüber sagen. Heilige im Himmel – konnten die anders sein als schön und

Telegram@stadtbibliothek

rein? Ihnen gebührte kein Lob. Aber Heilige im Kot – ja, das war das ewige Wunder! Das war es, was das Leben lebenswert machte: moralische Größe sich aus dem Schlammpfuhl des Lasters heben zu sehen, sich selbst zu erheben und den ersten Schimmer der Schönheit undeutlich und fern mit Augen zu sehen, die von Schmutz troffen; Kraft, Wahrheit und reiche geistige Begabung aus Schwäche, Verfehlung, Verderbnis und einem Abgrund von Bestialität emporwachsen zu sehen.

Aus dem, was sie sagte, fing er ein paar losgerissene Sätze auf.

»Der Ton, den Sie darin anschlagen, ist niedrig, und es gibt doch soviel Erhabenes. Denken Sie an ›In memoriam‹.«

Er fühlte sich versucht, ›Locksley Hall‹ zu erwähnen, und würde es getan haben, hätte ihn nicht eine neue Vision gepackt: das Weibchen seiner Art, das sich aus dem Urschlamm erlöst hatte und durch Tausende und aber Tausende von Jahrhunderten die Leiter des Lebens emporgekrochen war, um schließlich die oberste Sprosse zu erreichen und zu der einen zu werden, zu Ruth, die rein, schön und göttlich war, die die Fähigkeit besaß, ihn zu lehren, was Liebe war, ihn anzuspornen zu Reinheit und dem Wunsch, von der Göttlichkeit zu kosten – ihn, Martin Eden, der auch auf so seltsame Art aus der Masse und dem Schlamm und den zahllosen Fehlschlägen und Mißgriffen einer ewigen Schöpfung aufgestiegen war. Das hieß Romantik, Wunder und Herrlichkeit. Das war es, worüber er schreiben wollte, wenn er nur die Worte finden konnte. Heilige im Himmel! – Sie waren nur Heilige und konnten sich nicht helfen. Er aber war ein Mann.

»Die Kraft haben Sie«, hörte er sie sagen, »aber sie ist ungeschult.«

»Wie ein Elefant in einem Porzellanladen«, meinte er, was ihm ein Lächeln eintrug.

Telegram@schatzsuchbibliothek

»Und Sie müssen Ihre kritischen Fähigkeiten entwickeln, Sie müssen Geschmack, Feinheit und Ton berücksichtigen.«

»Ich wage zuviel«, murmelte er.

Sie lächelte beifällig und setzte sich zurecht, um eine weitere Erzählung zu hören.

»Ich weiß nicht, was Sie hierzu sagen werden«, meinte er, sich gleichsam entschuldigend. »Es ist eine sonderbare Geschichte. Ich fürchte, daß ich mein eigentliches Gebiet damit überschritten habe. Aber die Absicht war gut. Kümmern Sie sich nicht um die Einzelheiten, versuchen Sie nur, das Große darin zu fühlen. Denn Größe ist darin und Wahrheit, wenn es mir wahrscheinlich auch nicht gelungen ist, das klar auszudrücken.«

Er las und beobachtete dabei ihr Gesicht. Jetzt habe ich doch endlich Eindruck auf sie gemacht, dachte er. Sie saß regungslos, den Blick auf ihn geheftet, kaum atmend, so überwältigt, glaubte er, war sie von dem Zauber seiner Schöpfung. Er hatte die Geschichte ›Abenteuer‹ genannt, und es war die Apotheose des Abenteuers – keines Abenteuers, wie man es in Märchenbüchern liest, sondern des wirklichen Abenteuers, des gestrengen Herrn, der schrecklich in seiner Strafe und schrecklich in seinem Lohn, treulos und launisch ist und eine furchtbare Geduld und die verzweifelte Arbeit von Tagen und Nächten fordert; des Abenteuers, das den Menschen feurig strahlenden Ruhm oder finsteren Tod bringt nach Durst und Hunger oder dem langsamen Hinsiechen und unheimlichen Delirium des Faulfiebers, das durch Blut und Schweiß und giftige Insekten über eine lange Kette von kleinen, unbedeutenden Gliedern zu stolzen Höhepunkten und großen, herrlichen Taten führt.

Das und noch mehr war es, was er in seiner Geschichte erzählte. Und als er sie jetzt lauschen sah, glaubte er, daß es das war, was sie entflammte. Ihre Augen waren weit

Telegraafgeschiedenisbibliotheek

aufgerissen, ihre blassen Wangen nahmen Farbe an, und noch ehe er fertig war, glaubte er fast, sie stöhnen zu hören. Ja, wirklich, sie war entflammt, aber nicht von der Erzählung, sondern von ihm. Von der Erzählung hielt sie nicht viel; es war die intensive Macht seines Wesens, der Überfluß an Kraft, die aus seinem Körper in den ihren überzuströmen schien. Das Merkwürdige war, daß diese mit seiner Kraft geladene Geschichte jetzt der Kanal war, der seine Kraft zu ihr leitete. Für sie existierte nur die Kraft selbst, nicht ihr Mittler, und wenn sie auch scheinbar von dem hingerissen war, was er geschrieben hatte, so war sie es doch in Wirklichkeit von etwas anderem, das nicht das geringste damit zu tun hatte – von einem Gedanken, der, furchtbar und gefährlich, sich ungerufen in ihrem Hirn geformt hatte. Sie hatte sich auf dem Gedanken ertappt, was eigentlich eine Ehe war. Und die Kühnheit und Heftigkeit dieses Gedankens hatte sie entsetzt. Das schickte sich nicht für ein junges Mädchen. Und es paßte nicht zu ihr. Nie hatte ihre Weiblichkeit sie gequält, sie hatte in einem Traumland Tennysonscher Poesie gelebt und selbst dieses zartsinnigen Meisters zartsinnige Anspielungen auf das Irdische im Verhältnis zwischen Königinnen und Rittern nicht begriffen. Sie hatte bisher immer geschlafen, und jetzt pochte das Leben gebieterisch an alle Tore ihres Wesens. Ihr aufgeschreckter Verstand verlangte, daß sie eiserne Riegel vorschob, während lustvolle Instinkte sie drängten, die Tore weit aufzureißen und diesen wunderbaren fremden Gast einzulassen.

Martin wartete zuversichtlich auf ihr Urteil. Er glaubte zu wissen, wie es lauten würde, und war ganz bestürzt, als er sie sagen hörte: »Das ist schön.«

»Es ist wirklich schön«, wiederholte sie nach einer kurzen Pause mit Betonung.

Telegram@stahlarsubbotnik

Natürlich war es schön, aber es war etwas anderes darin als nur Schönheit, etwas Großartiges, etwas, das brannte und sengte und sich die Schönheit zur Magd machte. Er lag der Länge nach auf dem Boden, ohne etwas zu sagen. Aber vor seinem Blick erhob sich das unheimliche Gespenst eines großen Zweifels. Es war ihm also nicht gelungen. Er vermochte sich nicht auszudrücken. Er hatte etwas vom Größten in der Welt gesehen und keinen Ausdruck dafür gefunden.

»Wie finden Sie das – «, er zögerte, das Fremdwort wollte nicht recht über seine Lippen – »das Motiv?« fragte er.

»Etwas wirr«, antwortete sie. »Das ist im großen ganzen das einzige, was ich auszusetzen habe. Ich folgte der Erzählung, aber es war so vieles andere dabei. Sie ist zu wortreich. Sie belasten die Handlung mit soviel Stoff, der nicht dazu gehört.«

»Das war das Hauptmotiv«, erklärte er schnell. »Das große Motiv, das Kosmische und Universale, das durch das Ganze laufen sollte. Ich habe versucht, es mit der Erzählung Schritt halten zu lassen, die schließlich nur die Oberfläche bildet. Ich war auf der richtigen Spur, aber ich habe es wohl schlecht gemacht. Es ist mir nicht geglückt, den Ausdruck für das, was ich sagen wollte, zu finden. Aber mit der Zeit werde ich es wohl lernen.«

Sie konnte ihm nicht folgen. Sie hatte zwar Literatur studiert, aber er hatte ihre Grenzen überschritten. Sie verstand ihn nicht und schrieb die Schuld für ihr Unverständnis seinem Mangel an Logik zu. »Sie gebrauchen zu viele Worte«, sagte sie, »aber stellenweise war es sehr schön.«

Er hörte ihre Stimme wie aus weiter Ferne, denn er überlegte, ob er ihr die ›Seelyrik‹ vorlesen sollte. Eine dumpfe Verzweiflung hatte ihn ergriffen, während sie ihn forschend betrachtete und wiederum über den ungerufenen, wilden Gedanken an die Ehe grübelte.

Telegram@Schattenbibliothek

»Sie wollen berühmt werden?« fragte sie plötzlich.

»Ja, vielleicht«, gestand er. »Das gehört mit zum Abenteuer. Das Entscheidende dabei ist nicht so sehr der Ruhm selbst, sondern der Prozeß des Berühmtwerdens. Und schließlich wäre berühmt sein für mich nur das Mittel zum Zweck. Ich möchte gern berühmt werden, aber nur aus bestimmten Gründen.«

›Um Ihretwillen‹, hätte er gern hinzugefügt und würde es vielleicht getan haben, wenn sie über das, was er ihr vorgelesen hatte, begeistert gewesen wäre.

Aber ihre Gedanken waren zu sehr damit beschäftigt, ihm eine Zukunft zu bauen – eine Zukunft, die wenigstens im Bereich der Möglichkeit lag –, als daß sie ihn gefragt hätte, was er mit seinem Endziel meinte. Die Literatur bot ihm keine Zukunft. Davon war sie überzeugt. Das hatte er heute mit seinen dilettantischen, schülerhaften Arbeiten bewiesen. Er sprach gut, war aber nicht imstande, sich in literarischer Form auszudrücken. Sie verglich ihn mit Tennyson, Browning und ihren anderen Lieblingsschriftstellern, und natürlich fiel er dabei hoffnungslos ab. Aber sie sagte ihm nicht alles, was sie dachte. Ihr seltsames Gefühl für ihn ließ sie zaudern. Sein Drang zu schreiben war alles in allem eine kleine Schwäche, über die er mit der Zeit hinauswachsen mußte. Dann würde er sich den ernsteren Angelegenheiten des Lebens widmen. Und er würde siegen. Das wußte sie. Er war so stark, daß er nicht verlieren konnte – wenn er nur aufhörte zu schreiben.

»Ich möchte, daß Sie mir alles zeigen, was Sie schreiben, Herr Eden«, sagte sie.

Er errötete vor Freude. Sie interessierte sich für seine Arbeit, das war sicher, und jedenfalls hatte sie ihm keine gedruckte Ablehnung gegeben. Gewisse Teile seiner Arbeit hatte sie schön genannt, und das war die erste Ermutigung, die er je von einem Menschen erhalten hatte.

Telegram@shabbirsbibliothek

»Das werde ich«, sagte er leidenschaftlich, »und ich verspreche Ihnen, Fräulein Morse, daß ich es zu etwas bringen werde. Ich habe schon eine ganze Menge erreicht – das weiß ich –, aber ich habe noch einen weiten Weg vor mir, und den will ich zwingen, und wenn ich ihn auf Händen und Füßen kriechen soll.« Er reichte ihr ein dickes Manuskript. »Hier ist die ›Seelyrik‹. Wenn Sie heimkommen, müssen Sie es in aller Ruhe lesen, und Sie müssen mir versprechen, daß Sie mir ehrlich sagen, was Sie davon halten. Sie wissen: Was ich vor allem brauche, ist Kritik. Und bitte, seien Sie offen zu mir.«

»Ich werde ganz offen sein«, versprach sie, mit einem unangenehmen Gefühl, nicht ganz ehrlich gegen ihn gewesen zu sein, und mit einem leisen Zweifel, ob sie das nächste Mal ganz ehrlich sein könnte.

Telegram@shabarsbibliothek

Fünfzehntes Kapitel

»Die erste Schlacht ist geschlagen und verloren«, sagte Martin, als er sich zehn Tage später im Spiegel betrachtete. »Aber es kommt eine zweite und eine dritte; Schlachten ohne Ende, wenn nicht…«

Er beendete den Satz nicht, sondern sah sich in dem ärmlichen kleinen Zimmer um und ließ den Blick betrübt auf einem Stapel zurückgesandter Manuskripte weilen, die, noch in ihren langen Umschlägen, in einer Ecke auf dem Fußboden lagen. Er hatte keine Briefmarken, um sie weiter zu verschicken, und seit einer Woche hatten sie sich hier angehäuft. Morgen und übermorgen kamen weitere, und immer mehr, bis alle wieder da waren. Und er konnte sie nicht von neuem auf die Reise schicken. Er schuldete einen Monat Leihgebühr für die Schreibmaschine und konnte nicht bezahlen, denn er hatte die letzte Woche kaum genug für Kost und Logis und für die Einschreibegebühr beim Arbeitsnachweis gehabt.

Er setzte sich und betrachtete nachdenklich den Tisch. Es waren Tintenflecke darauf, und er merkte plötzlich, daß er diesen Tisch liebte.

»Lieber, alter Tisch«, sagte er, »ich habe manche glückliche Stunde an dir verbracht, und alles in allem bist du mir ein guter Freund gewesen. Du hast mir nie den Mut genommen, mir nie ein Ablehnungsformular geschickt, dich nie bei mir über zuviel Arbeit beklagt.«

Er legte die Arme auf den Tisch und vergrub das Gesicht darin. Die Kehle schmerzte ihn, und er hätte am liebsten geweint. Er mußte an seine erste Schlacht denken, als er, der

Tebartan@Schularchiv.Hothek

Sechsjährige, tränenüberströmt gekämpft hatte und trotz aller Gegenwehr von dem andern zwei Jahre älteren Jungen bis zur völligen Erschöpfung verprügelt worden war.

Er sah den ganzen Kreis von Jungen vor sich, die wie die Barbaren heulten, als er endlich, sich vor Übelkeit windend, zu Boden ging, während das Blut ihm aus der Nase rann und die Tränen aus den zerschlagenen Augen strömten.

»Armer kleiner Kerl«, murmelte er, »und jetzt ist es dir ebenso schlecht ergangen. Jetzt bist du wieder zu Brei geschlagen. Erledigt.«

Das Bild dieses ersten Kampfes stand ihm noch eine Weile vor Augen, dann löste es sich auf und wich der Erinnerung an andere Schlägereien, die der ersten gefolgt waren. Ein halbes Jahr später hatte ihn Käsegesicht (so hieß der Knabe) wieder verprügelt. Aber diesmal hatte er Käsegesicht auch ein blaues Auge geschlagen. Das war doch immerhin etwas. Er sah eine Schlacht nach der andern, immer bekam er Prügel, und immer triumphierte Käsegesicht über ihn. Aber nie war er weggelaufen. Er fühlte sich gestärkt durch diesen Gedanken. Er hatte immer standgehalten und seine Abreibung bekommen. Käsegesicht war ein kleiner Satan im Kampf und hatte ihm niemals Gnade erwiesen. Aber er war nicht gewichen. Er hatte ausgehalten.

Dann sah er eine enge Gasse zwischen verfallenen Fachwerkbauten. Das Ende der Gasse war von einem einstöckigen Ziegelbau versperrt, aus dem das rhythmische Dröhnen der Druckerpressen drang, wenn sie die erste Ausgabe des ›Enquirer‹ fertigstellten. Er war elf Jahre alt und Käsegesicht dreizehn, und beide trugen den ›Enquirer‹ aus. Daher standen sie hier und warteten auf ihre Zeitungen. Und selbstverständlich war Käsegesicht wieder über ihn hergefallen, und ein neuer Kampf hatte begonnen, der aber unentschieden blieb, weil die Druckerei um drei Viertel vier

Telegrambergsträßersbibliothek

aufgerissen wurde und die Knaben hineinströmten, um ihre Zeitungen zu falzen.

»Morgen kriegst du deine Dresche«, hörte er Käsegesicht ankündigen, und er hörte seine eigene Stimme, wie sie keuchend und von unterdrückten Tränen zitternd sagte, daß er zur Stelle sein würde.

Und dann kam der nächste Tag, an dem er von der Schule heimeilte, um zwei Minuten vor Käsegesicht dazusein. Die andern Jungen sagten, er würde es schon machen, gaben ihm gute Ratschläge, zeigten ihm seine Schwächen als Boxer und versprachen ihm den Sieg, wenn er ihnen folgte. Aber dieselben Jungen hatten auch Käsegesicht beraten. Wie sie sich über die Prügelei freuten! Martin hielt einen Augenblick in seinen Erinnerungen inne und beneidete sie um das Schauspiel, das er und Käsegesicht geboten hatten. Dann begann der Kampf und dauerte eine halbe Stunde ohne Einzelrunden, bis die Tür der Druckerei geöffnet wurde.

Er sah sich weiter in seiner Jugend, wie er Tag für Tag aus der Schule in die Straße eilte, wo die Druckerei des ›Enquirer‹ lag. Sehr schnell konnte er nicht gehen. Er war steif und lahm von' der ewigen Prügelei. Seine Arme waren vom Handgelenk bis zum Ellbogen blau von den zahllosen parierten Schlägen, und hier und dort begann das gepeinigte Fleisch sogar zu eitern. Kopf und Schultern schmerzten, sein Rücken schmerzte, der ganze Körper schmerzte, und sein Gehirn war stumpf und wirr. Er spielte nicht mehr in der Schule und lernte auch nichts in den Stunden. Schon daß er den ganzen Tag still an seinem Pult sitzen mußte, war eine Qual. Ihm schienen Jahrhunderte vergangen, seit diese täglichen Kämpfe begonnen hatten, und die Zukunft wuchs mit neuen täglichen Kämpfen wie ein Alp ins Unendliche. Warum kann ich Käsegesicht nicht schlagen, dachte er oft, das würde mich von allem Elend befreien. Aber es fiel ihm nie ein, die Sache aufzugeben.

Telegrafenschaarsbibliotheek

Und so schleppte er sich denn Tag für Tag in die Straße, krank an Leib und Seele, und lernte dabei, mit großer Ausdauer seinem ewigen Feinde Käsegesicht zu begegnen, der ebenso elend wie er selbst war und ebenso bereit gewesen wäre, aufzuhören, hätte nicht die ganze Schar der Zeitungsjungen zugesehen und den Stolz zu einer notwendigen, wenn auch schmerzhaften Angelegenheit gemacht. Als sie eines Nachmittags zwanzig Minuten lang verzweifelte Anstrengungen gemacht hatten, sich nach den festgesetzten Regeln umzubringen, die es verboten, zu treten, unterhalb des Gürtels zu treffen oder auf den andern loszuschlagen, wenn er am Boden lag, bot Käsegesicht ihm keuchend und taumelnd an, sich nun als quitt zu betrachten. Und Martin, den Kopf auf die Arme gelegt, erschauerte noch jetzt bei dem Bild seiner selbst an jenem Nachmittag vor langer Zeit: wie er wankend und stöhnend und halb erstickt von dem Blut, das ihm von den zerrissenen Lippen über Hals und Kehle lief, auf Käsegesicht zutaumelte, einen Mundvoll Blut ausspie, ehe er ein Wort sprechen konnte, und rief, sie würden nie quitt sein, aber Käsegesicht könne sich ja ergeben, wenn er wolle. Doch Käsegesicht ergab sich nicht, und der Kampf ging weiter.

Der nächste Tag und die folgenden endlosen Tage waren Zeugen derselben ewigen Nachmittagsprügelei. Jeden Tag, wenn er die Arme hob, um loszuschlagen, schmerzten sie wahnsinnig, und die ersten Schläge, die er austeilte oder empfing, forderten höchsten Mut; dann aber verschwammen ihm die Dinge, und er kämpfte blindlings weiter, während die groben Züge Käsegesichts und seine tierisch glühenden Augen wie im Traum vor ihm tanzten und flackerten. Seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf dies Gesicht – alles andere war für ihn wirbelnde Leere. Es gab nichts in der Welt außer diesem Gesicht, und er würde niemals Ruhe, selige Ruhe

Tebbrann@Schulbibliothek

finden, ehe er es nicht mit seinen blutenden Fäusten zu Brei geschlagen oder aber die blutigen Fäuste, die zu diesem Gesicht gehörten, ihn zerschmettert hatten. Erst dann fand er irgendwie Frieden. Aber aufgeben – aufgeben, er, Martin! – unmöglich!

Es kam der Tag, da er sich zur Druckerei des ›Enquirer‹ schleppte und kein Käsegesicht da war. Es kam auch kein Käsegesicht. Die andern Jungen beglückwünschten ihn und sagten, er hätte Käsegesicht endgültig geschlagen. Aber er war nicht befriedigt. Weder hatte er Käsegesicht noch hatte Käsegesicht ihn besiegt. Das Problem war nicht gelöst. Erst später erfuhr er, daß Käsegesichts Vater an diesem Tag ganz plötzlich gestorben war.

Martin übersprang die Jahre bis zu der Nacht auf der Galerie im Theater. Da war er siebzehn Jahre alt und eben von See zurückgekehrt. Es gab Streit. Ein Bursche begann sich mit einem andern zu prügeln, und als Martin vermitteln wollte, sah er plötzlich in die funkelnden Augen Käsegesichts.

»Nach der Vorstellung werde ich mit dir abrechnen«, fauchte sein alter Feind.

Martin nickte. Der Galerieaufseher näherte sich der Stelle, wo es Lärm gab.

»Nach dem letzten Akt treffen wir uns draußen«, flüsterte Martin, während seine Miene nur ungeteiltes Interesse für den Tanz auf der Bühne zeigte. Der Aufseher schielte böse, entfernte sich aber wieder.

»Hast du eine Bande?« fragte er Käsegesicht, als der Akt vorbei war.

»Und ob!«

»Dann muß ich auch sehen, daß ich eine kriege«, verkündete Martin.

In der Pause sammelte er sein Gefolge, die drei jungen Leute, die er aus der Nägelfabrik kannte, einen Lokomotivheizer, ein

Tehuron@schulersbibliothek

halbes Dutzend Burschen von der Boo-Bande und ebenso viele von der gefürchteten Eighteenth-and-Market-Bande.

Nach Schluß des Theaters zog die eine Bande auf der einen, die andere auf der anderen Straßenseite los, bis sie an eine stille Ecke kamen, wo sie zusammentrafen, um Kriegsrat zu halten.

»Die Eighth-Street-Brücke ist der richtige Ort«, sagte ein rothaariger Bursche, der zu Käsegesichts Partei gehörte. »Ihr könnt euch in der Mitte genau unter dem elektrischen Licht schlagen, und wenn die Polente von einem Ende kommt, können wir immer nach der andern Seite türmen.«

»Also einverstanden«, sagte Martin, nachdem er sich mit dem Anführer seiner eigenen Bande beraten hatte. Die Eighth-Street-Brücke, die über einen Arm der San-Antonio-Mündung führte, war so lang wie drei Häuserblocks, und an beiden Enden befanden sich elektrische Bogenlampen. Kein Polizist konnte unbemerkt an den Lampen vorbeikommen. Es war der sicherste Ort für die Schlacht, die jetzt ganz lebendig vor Martins Augen stand. Er sah die beiden Banden finster und kampfbereit, streng voneinander getrennt, jede um ihren Anführer geschart, und er sah sich und Käsegesicht den Oberkörper entblößen. Etwas weiter abseits standen zwei Mann Schmiere, um die erleuchteten Brückenenden zu beobachten. Ein Mann von der Boo-Bande hielt Martins Jacke, Hemd und Mütze, bereit, damit zu verschwinden, falls die Polizei einschreiten sollte. Martin sah sich selbst in die Mitte treten, Käsegesicht gegenüberstehen und warnend die Hand heben, und er hörte sich sagen:

»Hier gibt’s kein Händeschütteln, verstanden? Hier geht’s aufs Ganze. Kein Pardon! Es ist eine alte Geschichte, und sie wird heute ausgetragen, verstanden? Einer von uns muß erledigt werden!«

Telegram@strandbibliothek

Käsegesicht wollte Einwände erheben – das sah Martin wohl –, aber sein alter, gefährlicher Stolz war gereizt, und die zwei Banden standen dabei und sahen zu.

»Also los, komm!« antwortete er. »Was soll das Geschwätz? Ich werde dich schon fertig machen!«

Dann gingen sie aufeinander los wie zwei junge Stiere, in der vollen Kraft ihrer Jugend, mit bloßen Fäusten, im Herzen Haß und den Wunsch zu verletzen, zu verstümmeln, zu vernichten. Alles, was der Mensch mühsam errungen hatte in Jahrtausenden des Aufstiegs seit der Urzeit, war dahin. Nur das elektrische Licht blieb, ein Meilenstein auf dem Wege des großen menschlichen Abenteuers. Martin und Käsegesicht waren zwei Wilde aus der Steinzeit, aus den Höhlen und Baumwohnungen. Immer tiefer sanken sie in den schlammigen Abgrund, zurück in den Sumpf der rohen Anfänge alles Lebens, blind kämpfend, wie der Sternennebel in den Himmeln kämpft, wie Atome kämpfen, zusammenprallend, zurückgeschleudert und wieder und ewig zusammenprallend.

»Herrgott! Wir waren Tiere – viehische Bestien!« murmelte Martin, während er den Kampf verfolgte. Seine blendende Einbildungskraft zeigte ihn ihm wie einen Film. Er war gleichzeitig Zuschauer und Teilnehmer. Die langen Monate der Verfeinerung ließen ihn zurückschaudern; dann aber schwand die Gegenwart aus seinem Bewußtsein, die Geister der Vergangenheit überwältigten ihn, und er war wieder der einstige Martin Eden, soeben von See zurückgekehrt, der sich mit Käsegesicht auf der Eighth-Street-Brücke schlug. Er litt und kämpfte, schwitzte und triumphierte, wenn seine Fäuste trafen.

Sie waren wie zwei Wirbelstürme von Haß, die sich mit ungeheurer Gewalt umeinander drehten. Die Zeit verstrich, und die zwei feindlichen Banden wurden sehr still. Noch nie hatten sie eine solche Wildheit und Heftigkeit gesehen, und das

Telegram@Shakarsbibliothek

erschreckte sie. Die beiden Kämpfer waren noch größere Bestien als sie selbst. Der erste prachtvolle Schneid von Jugend und Temperament ließ nach, und die Gegner kämpften mehr mit Vorsicht und Überlegung. Noch war keiner im Vorteil. »Es steht unentschieden«, hörte Martin jemand sagen. Dann schlug er eine Finte, rechts und links, wurde wütend pariert und fühlte seine Wange bis zum Knochen aufgerissen. Das konnten bloße Fäuste nicht getan haben. Er hörte ein bestürztes Murmeln, als die Zuschauer die scheußliche Verletzung sahen; das Blut troff an ihm herab. Aber er ließ sich nichts merken. Er wurde ungeheuer vorsichtig, denn er kannte die ganze niedrige Tücke und Bosheit dieser Burschen. Er wartete und lauerte, bis er unvermutet einen fingierten Ausfall machte; aber er schlug nicht zu, denn er hatte Metall schimmern sehen.

»Hände hoch!« rief er. »Du hast einen Schlagring.« Beide Banden gingen knurrend und fauchend vor. In der nächsten Sekunde mußte es ein allgemeines Handgemenge geben, und er würde um seine Rache betrogen sein. Er war ganz außer sich. »Ihr mischt euch nicht hinein«, schrie er heiser. »Verstanden?« Sie wichen vor ihm zurück. Sie waren Bestien, aber er war die Urbestie, ein furchtbares Geschöpf, das sie beherrschte und dem sie sich beugten.

»Das ist mein Kampf, und ihr habt die Finger davon zu lassen. Gib mir den Schlagring.«

Käsegesicht lieferte, ernüchtert und etwas erschreckt, die Mordwaffe ab.

»Den hast du ihm zugesteckt, Rotkopf«, sagte Martin und warf den Schlagring ins Wasser. »Ich sah dich angeschlichen kommen, nach dem einen Angriff, und wunderte mich, was du wolltest. Wenn du noch einmal so was tust, schlag ich dich tot, verstanden?«

Telegram@shaharsbibliothek

Sie kämpften weiter, von Ermattung zu immer größerer, unermeßlicher, unfaßbarer Ermattung, bis die andern Bestien, deren Blutdurst jetzt gestillt war, entsetzt über den Anblick, sie ohne Rücksicht auf die Partei anflehten, aufzuhören. Käsegesicht, der so weit war, daß er jeden Augenblick tot niederstürzen oder auch stehend sterben konnte, ein schreckliches Ungeheuer, dessen zerschlagene Züge keine Ähnlichkeit mehr mit Käsegesicht hatten, schwankte und zauderte: Martin aber sprang auf ihn los und schlug ihn immer wieder.

Da – es schien Martin, als sei ein Jahrhundert vergangen, und Käsegesicht wurde immer schwächer – gab es plötzlich in einem Wirrwarr von Schlägen ein lautes Knacken, und Martins rechter Arm sank herab. Ein Knochen war gebrochen. Alle hörten es und wußten Bescheid, auch Käsegesicht, der sich jetzt wie ein Tiger auf den Arm des andern stürzte und Schlag auf Schlag herabregnen ließ. Martins Bande drang vor, um sich dazwischenzuwerfen; Martin aber, ganz betäubt von dem Sturm von Schlägen, trieb sie mit kräftigen Flüchen zurück und stöhnte laut vor Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit.

Er kämpfte weiter mit der Linken, und während er hartnäckig, fast bewußtlos, kämpfte, hörte er wie aus weiter Ferne ein erschrockenes Murmeln der beiden Banden, und einer sagte mit zitternder Stimme: »Das ist keine Schlägerei mehr, Kameraden. Das ist Mord, und wir sollten dem ein Ende machen.«

Aber zu seiner Freude mischte sich keiner ein, und er schlug müde und unablässig los auf etwas Blutiges, das kein Gesicht war, sondern ein entsetzliches Ding, ein zitterndes, gräßliches, namenloses, lallendes Ding, das beharrlich vor seinem Blick tanzte und nicht weichen wollte. Und er hämmerte drauflos, immer langsamer, je mehr seine letzten Kräfte verebbten, hämmerte Jahrhunderte und Ewigkeiten, eine ungeheure

Telegram@Gabor Szabo Bibliothek

Zeitspanne, bis er das dunkle Gefühl hatte, daß dieses namenlose Ding ganz langsam auf die Planken der Brücke sank. Und im nächsten Augenblick stand er über ihm, auf zitternden Beinen, wankend und taumelnd, griff nach Halt in die Luft und murmelte mit einer Stimme, die er selbst nicht wiedererkannte:

»Willst du noch mehr? Willst du noch mehr?«

Und das fragte er immer wieder, fragte fordernd, flehend, drohend, ob er noch mehr wollte – bis er fühlte, wie die jungen Burschen seiner eigenen Bande ihn griffen, ihm auf die Schulter klopften und versuchten, ihm in die Jacke zu helfen. Und dann schlugen plötzlich Dunkel und Vergessen über ihm zusammen.

Der Wecker auf dem Tisch tickte noch immer, aber Martin Eden, den Kopf in den Armen vergraben, hörte es nicht. Er hörte nichts. Er dachte auch nicht. So vollkommen hatte er dieses Stück Leben wiedergelebt, daß er wie vor Jahren auf der Eighth-Street-Brücke ohnmächtig geworden war. Eine ganze Minute dauerten Dunkel und Leere, dann aber sprang er auf, als ob er von den Toten erwacht wäre, und rief mit flammenden Augen und schweißtriefendem Gesicht: »Ich habe dich besiegt, Käsegesicht! Es dauerte elf Jahre, aber ich habe dich besiegt!«

Die Knie zitterten ihm. Er fühlte sich matt und müde, wankte zum Bett und sank auf den Rand nieder. Die Vergangenheit hielt ihn immer noch gepackt. Er sah sich verwirrt, erregt in der Kammer um und wußte nicht, wo er war, bis er den Manuskripthaufen in der Ecke der Stube erblickte. Da drehte sich das Rad der Erinnerung um vier Jahre weiter, und er war wieder in der Gegenwart, bei den Büchern, die er gelesen hatte, und dem Weltall, das er durch sie gewonnen hatte, bei seinen ehrgeizigen Träumen und seiner Liebe zu einem blassen, elfenhaften Mädchen, empfindsam, behütet und

Telegrafenstadtbibliothek

ätherisch, das vor Angst gestorben wäre, wenn es auch nur einen Bruchteil dessen gesehen hätte, was er soeben durchlebt hatte – einen Bruchteil von all dem Schmutz, den er durchwatet hatte.

Er erhob sich und stellte sich vor den Spiegel. »Und so erhebst du dich denn aus dem Schlamm, Martin Eden«, sagte er feierlich, »badest deine Augen in der großen Klarheit, hebst deine Schultern zu den Sternen, tust, was das Leben selbst getan, als es ›den Affen und den Tiger übertraf‹, und erkämpfst dir das höchste Erbteil aller Mächte, die da sind.«

Er sah sich schärfer an und lachte.

»Ein bißchen hysterisch und pathetisch, nicht wahr?« fragte er. »Na, macht nichts. Du hast Käsegesicht besiegt, und du wirst auch mit den Redakteuren fertig werden, und wenn es auch zweimal elf Jahre dauern sollte. Du kannst nicht hier stehenbleiben. Du mußt weiter vorwärts. Es geht ums Ganze, verstehst du?«

Telegram@shabestanbibliotheek

Sechzehntes Kapitel

Der Wecker rasselte und jagte Martin so plötzlich aus dem Bett, daß jeder Mensch mit einer weniger glänzenden Konstitution Kopfschmerzen davon bekommen hätte. Obwohl er fest schlief, war er im Augenblick hellwach wie eine Katze und freute sich, daß die fünfstündige Ruhe jetzt vorbei war. Er haßte die Vergessenheit des Schlafes. Es gab zuviel zu tun, zuviel zu erleben. Er ärgerte sich über jeden Augenblick des Lebens, den der Schlaf ihm raubte, und ehe noch der Wecker ausgerasselt, hatte er schon, vor Kälte schaudernd, den Kopf in die Waschschüssel gesteckt.

Aber er folgte nicht dem gewohnten Programm. Keine angefangene Erzählung wartete auf ihren Abschluß, keine neue Geschichte wollte Ausdruck finden. Er hatte bis spät in die Nacht hinein studiert, und es war fast Frühstückszeit. Er versuchte ein Kapitel Fiske zu lesen, aber sein Hirn war ruhelos, und er schlug das Buch zu. Heute sollte die zweite Schlacht beginnen, in der es vorläufig kein Schreiben geben würde. Ein Gefühl von Traurigkeit überkam ihn, gleich der Traurigkeit, mit der man Heim und Familie verläßt. Er sah auf die Manuskripte in der Ecke. Das war es. Er sollte sie verlassen – diese seine armen, verschmähten Kinder, die nirgends willkommen waren. Er begann in ihnen zu wühlen und las hier und dort ein paar Bruchstücke, seine liebsten Stellen. ›Der Topf‹ wurde dadurch geehrt, daß er ihn sich laut vorlas, und dasselbe geschah mit ›Abenteuer‹.

Am besten aber gefiel ihm ›Freude‹, sein jüngstes Werk, das er gestern beendet und aus Mangel an Briefmarken in die Ecke geworfen hatte.

Telegram@shabarshulchek

»Ich kann es nicht begreifen«, murmelte er. »Oder vielleicht sind es die Redakteure, die nichts begreifen. Da ist kein Irrtum möglich. Jeden Monat erscheinen schlechtere Sachen. Alles, was erscheint, ist schlechter – fast alles jedenfalls.«

Nach dem Frühstück stellte er die Schreibmaschine in den Kasten und trug sie selbst nach Oakland.

»Ich bin einen Monat Leihgebühr schuldig«, sagte er zu dem Angestellten. »Aber sagen Sie dem Geschäftsführer, daß ich mir eine Arbeit suche und in einem Monat oder so wiederkomme, um meine Schulden zu bezahlen.«

Er setzte mit der Fähre nach San Franzisko über und ging zu einem Arbeitsnachweis. »Irgendwelche Arbeit, keine Ausbildung«, sagte er zu dem Leiter. In diesem Augenblick betrat ein anderer Mann das Büro. Er war etwas stutzerhaft gekleidet wie manche Arbeiter, die Sinn für das Feinere haben. Der Leiter schüttelte kleinmütig den Kopf.

»Nichts zu machen, was?« fragte der andere. »Na, ich muß sehen, daß ich heute jemand kriege.«

Er drehte sich um und blickte Martin an, und Martin, der ihn wieder anblickte, bemerkte das farblose, aufgedunsene Gesicht, ein hübsches und schwaches Gesicht, und wußte, daß der Mann die ganze Nacht durchgesumpft hatte.

»Suchst du Arbeit?« fragte der andere. »Was kannst du denn?«

»Schwere Arbeit, alles, was mit Seefahrt zu tun hat, Schreibmaschine-Stenographie nicht, Reiten; jede Arbeit, einerlei was«, lautete die Antwort.

Der andere nickte. »Das klingt ja ganz gut. Ich heiße Dawson, Joe Dawson, und ich versuche einen Mann für eine Wäscherei aufzustöbern.«

»Nein, das ist nichts für mich.« Martin sah sich im Geist feine weiße Sachen plätten, wie Frauen sie trugen, und der Gedanke belustigte ihn. Aber der Mann gefiel ihm, und er

Telgter@Stadtbibliothek

fügte hinzu: »Gröbere Wäsche kann ich natürlich machen. Soviel hab ich auf See gelernt.«

Joe Dawson dachte einen Augenblick nach.

»Wir wollen mal drüber reden. Hör doch mal her – «

Martin nickte.

»Es ist eine kleine Wäscherei, auf dem Lande – gehört zum Shelly Hot Springs Hotel – verstehst du. Zwei Mann besorgen die Arbeit – ein Vorarbeiter und ein Gehilfe. Ich bin der Vorarbeiter. Du arbeitest nicht für mich, aber unter mir. Hast du Lust?«

Martin schwieg und überlegte. Das klang verlockend. Einige Monate, und er hatte dabei Zeit, weiter zu studieren. Er konnte schwer arbeiten und viel studieren.

»Gute Kost und eigenes Zimmer.«

Das entschied die Sache. Ein eigenes Zimmer, wo er ungehindert seine nächtlichen Studien betreiben konnte.

»Aber es ist verflucht schwere Arbeit«, fügte der andere hinzu.

Martin streichelte bedeutsam seine kräftigen Schultermuskeln. »Die hab ich von schwerer Arbeit.«

»Also laß uns weiter drüber reden.« Joe griff sich an den Kopf. »Lieber Gott, das bohrt wie ein Korkenzieher. Kann kaum aus den Augen sehen. Ich habe alles bis auf den letzten Groschen durchgebracht – also die Geschichte ist so: Der Lohn macht für beide zusammen hundert Dollar und freies Wohnen. Ich hab sechzig gekriegt, der andere Mann vierzig. Aber der verstand das Geschäft. Du bist ein Neuling. Wenn ich dich anlernen soll, muß ich anfangs einen Teil deiner Arbeit mitmachen. Wollen wir sagen, du fängst mit dreißig an und arbeitest dich zu vierzig auf? Ich hau dich nicht übers Ohr. Sobald du deinen Teil der Arbeit verrichten kannst, bekommst du vierzig.«

Telegram@shakarsbibliothek

»Das ist ein Wort«, sagte Martin und reichte ihm die Hand. »Wie steht's mit Vorschuß – für die Fahrkarte und so weiter?«

»Alles draufgegangen«, klagte Joe und griff sich an den schmerzenden Kopf. »Ich habe nur noch eine Rückfahrkarte.«

»Und ich bin blank, wenn ich mein Logis bezahlt habe.«

»Brenn durch«, riet Joe.

»Geht nicht. Ich schulde es meiner Schwester.«

Joe ließ einen langgezogenen Pfiff hören und zerbrach sich den Kopf, aber ohne Ergebnis.

»Na, für ein Glas reicht es jedenfalls noch«, sagte er mit dem Mut der Verzweiflung. »Komm mit, vielleicht tüfteln wir dabei was aus.«

Martin lehnte ab.

»Wasserwagen?«

Diesmal nickte Martin, und Joe jammerte: »Ich wünschte, ich könnt's! Aber es geht nun einmal nicht. Wenn ich die ganze Woche schufte wie verrückt, dann muß ich mir einen ansaufen. Täte ich's nicht, dann würde ich mir den Hals abschneiden oder das Hotel anstecken. Aber ich freue mich, daß du auf dem Wagen bist. Bleib nur dabei.«

Martin erkannte die ungeheure Kluft zwischen sich und diesem Mann – die Kluft, die die Bücher geschaffen hatten –, aber es fiel ihm nicht schwer, sie zu überbrücken. Er hatte sein ganzes Leben in der Welt der Arbeiter verbracht, und die Kameradschaft der Arbeit war ihm zur zweiten Natur geworden. Er löste die schwierige Frage der Reise, die für den schmerzenden Kopf des andern zuviel war. Er wollte seinen Koffer auf Joes Fahrkarte nach Shelly Hot Springs schicken. Er selbst hatte sein Fahrrad. Es waren siebzig Meilen, er konnte am Sonntag hinausfahren und am Montagmorgen die Arbeit aufnehmen. Jetzt wollte er heimgehen und packen. Er brauchte sich von keinem zu verabschieden. Ruth verbrachte

Telegram@Stalkersbibliothek

den langen Sommer mit ihrer Familie in der Sierra am Tahoe-See.

Am Sonntagabend traf er, müde und staubig, in Shelly Hot Springs ein. Joe begrüßte ihn mit überschwenglicher Freude. Mit einem nassen Handtuch um die Stirn hatte er den ganzen Tag gearbeitet.

»Während ich in der Stadt war, um einen Mann zu finden, hat sich ein Teil der Wäsche von der letzten Woche angehäuft«, erklärte er.

»Deine Kiste ist richtig angekommen. Sie steht in deinem Zimmer. Bißchen gewagt, das Ding einen Koffer zu nennen! Was hast du denn darin? Goldklumpen?«

Joe setzte sich aufs Bett, während Martin auspackte. Der Koffer war eine Packkiste, für die Bernard Higginbotham einen halben Dollar verlangt hatte. Martin hatte aus einem Stück Seil zwei Handgriffe verfertigt, so daß sie als »Koffer« im Gepäckwagen mitgenommen werden konnte. Joe glotzte mit großen Augen, wie Martin ein paar Hemden, etwas Unterzeug und dann Bücher und immer wieder Bücher auspackte.

»Lauter Bücher bis zum Boden?« fragte er.

Martin nickte und machte sich daran, die Bücher auf dem als Waschtisch dienenden Küchentisch zu ordnen.

»Du lieber Gott«, entfuhr es Joe; dann wartete er schweigend, daß ihm eine Erklärung einfallen würde. Schließlich hatte er sie gefunden. »Du machst dir nicht viel aus Mädels – nicht wahr?« forschte er.

»Nein«, lautete die Antwort. »Ehe ich mich mit den Büchern abgegeben habe, war ich ziemlich hinter ihnen her. Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr dazu.«

»Und hier wird auch keine Zeit dazu sein. Hier kannst du nichts als arbeiten und schlafen.«

Telegram@stadtbibliothek

Martin dachte an seine fünf Stunden Nachtschlaf und lächelte. Das Zimmer lag über der Wäscherei, in demselben Haus wie die Maschinen, die das Wasser hinaufpumpten, elektrischen Strom erzeugten und die Waschmaschinen trieben. Der Maschinist, der im Nebenzimmer wohnte, kam herein, um den neuen Mann zu begrüßen, und half Martin, eine Leitung über die Zimmerdecke zu legen, so daß er elektrisches Licht über dem Bett hatte.

Am nächsten Morgen um Viertel nach sechs wurde Martin geweckt, und um drei Viertel sieben gab es Frühstück. In dem Wäschereigebäude stand zufällig eine Badewanne für die Angestellten, und es machte mächtigen Eindruck auf Joe, daß Martin ein kaltes Bad nahm.

»Du lieber Gott, du bist ja ein toller Kerl«, meinte Joe, als sie sich in einer Ecke der Hotelküche zum Frühstück setzten.

Gemeinsam mit ihnen aßen der Maschinist, der Gärtner und sein Gehilfe sowie zwei oder drei Leute, die in den Ställen arbeiteten. Sie aßen hastig und mürrisch und sprachen sehr wenig miteinander, und während Martin ihnen zuhörte, wurde ihm klar, wie weit er sich von ihnen entfernt hatte. Ihr geistiger Tiefstand bedrückte ihn, und er strebte eilig fort von ihnen. So verschlang er denn sein schlecht zubereitetes, unappetitliches Frühstück ebenso schnell wie die anderen und seufzte erleichtert auf, als er zur Küchentür hinaus war.

Es war eine ausgezeichnet eingerichtete kleine Dampfwäscherei, in der die modernsten Maschinen alles taten, was irgendwie von Maschinen getan werden konnte. Nachdem er Martin ein paar Anweisungen erteilt hatte, wie die großen Haufen schmutziger Wäsche zu sortieren waren, begann Joe an der Waschmaschine zu arbeiten und bereitete einen frischen Seifenaufguß aus ätzenden Chemikalien, die ihn zwangen, Mund, Nase und Augen mit Handtüchern zu umwickeln, so daß er einer Mumie glich. Als Martin mit dem Sortieren fertig

Tellyann@shamarsbibliothek

war, half er ihm beim Auswringen, was in einer Maschine geschah, die mit einigen tausend Umdrehungen in der Minute lief und das Wasser durch Zentrifugalkraft aus der Wäsche sog. Dann teilte er seine Aufmerksamkeit zwischen Trockenmaschine und Wringmaschine. Am Nachmittag ließen sie Socken und Strümpfe durch die Rolle gehen, der eine schob nach, und der andere legte die Wäsche zusammen, während die Eisen heiß wurden. Dann plätteten beide bis sechs Uhr Unterzeug, und um diese Zeit schüttelte Joe zweifelnd den Kopf und sagte:

»Wir sind zu weit zurück. Wir müssen heute abend Überstunden machen.«

Und nach dem Abendessen arbeiteten sie bis acht Uhr bei dem starken elektrischen Licht, bis das letzte Stück Unterzeug geplättet und gefaltet im Ausgaberaum lag. Es war eine heiße kalifornische Nacht, und obwohl die Fenster weit offenstanden, war der Raum mit den rotglühenden Plätteisen ein Schmelzofen. Martin und Joe, nur im Hemd und mit bloßen Armen, schwitzten und schnappten nach Luft.

»Das ist wie Trimmen in den Tropen«, sagte Martin, als sie nach oben gingen.

»Du schaffst es«, antwortete Joe. »Du packst tüchtig zu. Wenn du weiter so machst, bleibst du nur den einen Monat bei dreißig Dollar. Im zweiten Monat kriegst du deine vierzig. Aber erzähle mir nicht, daß du noch nie geplättet hast. Das weiß ich besser.«

»Ich habe noch nie im Leben einen Fetzen geplättet, wahrhaftig«, protestierte Martin.

Als er in sein Zimmer trat, war er selbst über seine Müdigkeit erstaunt, denn er hatte vergessen, daß er vierzehn Stunden lang auf den Beinen war und ununterbrochen gearbeitet hatte. Er stellte den Wecker auf sechs Uhr und rechnete aus, daß es bis ein Uhr noch fünf Stunden waren. Solange konnte er lesen.

Telegram@straberbibliothek

Seiner geschwollenen Füße wegen zog er die Schuhe aus und setzte sich an den Tisch zu seinen Büchern. Er schlug die Stelle im Fiske auf, bei der er vor zwei Tagen aufgehört hatte, und begann zu lesen. Aber er hatte Mühe mit dem ersten Absatz und begann ihn ein zweites Mal zu lesen. Dann erwachte er mit Schmerzen in seinen erstarrten Muskeln und fröstelnd vom Bergwind, der durch das Fenster hereinwehte. Er sah auf die Uhr. Es war zwei – er hatte also vier Stunden geschlafen. Er warf die Kleider ab, kroch ins Bett und schlief im Augenblick ein, als sein Kopf das Kissen berührte.

Am Dienstag gab es dieselbe unaufhörliche Plackerei. Martin mußte die Schnelligkeit bewundern, mit der Joe schaffte. Joe arbeitete wie besessen, mit planvollem Hochdruck, und den ganzen langen Tag kämpfte er verbissen um jeden Augenblick. Er konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf Arbeit und Zeitersparnis und machte Martin darauf aufmerksam, wenn der fünf Bewegungen brauchte, wo man mit dreien auskam, oder drei, wo man nur zwei brauchte. »Überflüssige Bewegung sparen« nannte es Martin, während er dem andern zusah und es ihm nachmachte. Er war selbst ein guter Arbeiter, schnell und gewandt, und er hatte immer seinen Stolz darein gesetzt, daß niemand ihm je zu helfen brauchte oder schneller arbeitete als er selbst. Das Ergebnis war, daß er sich mit demselben Eifer wie Joe in die Arbeit stürzte und gierig jeden Wink und Hinweis aufnahm, die sein Kamerad ihm gab. Er wusch Kragen und Manschetten, verrieb die Stärke zwischen den beiden Leinwandlagen, damit nicht etwa Blasen entständen, wenn das Plätteisen über die Stellen fuhr, und tat das mit einer Schnelligkeit, die Joes Bewunderung erregte.

Nicht einen Augenblick hielten sie inne. Joe wartete auf nichts, ließ sich von nichts aufhalten und stürzte sich von einer Arbeit in die andere. Sie stärkten zweihundert weiße Hemden, ergriffen jedes mit einer einzigen raffenden Bewegung, so daß

Telegramm Phantasie Bibliothek

die rechte Hand Manschetten, Halsstreifen und Brust durch die Lösung zog; im selben Augenblick hob die Linke den übrigen Teil des Hemdes empor, damit er nicht in die Stärke kam, die so heiß war, daß sie die Hände immer wieder in einen Eimer mit kaltem Wasser tauchen mußten, wenn sie das Zeug auswrangen. Und am Abend stärkten sie bis halb elf »Feinwäsche« – all die leichten und luftigen zarten Dinge, wie Damen sie tragen.

»Da bin ich mehr für die Tropen und keine Kleider«, lachte Martin.

»Dann würde ich arbeitslos«, antwortete Joe ernsthaft. »Ich kann nichts als waschen.«

»Aber das auch gründlich.«

»Das will ich meinen. Mit elf Jahren fing ich in der Contra-Costa-Wäscherei in Oakland an, Wäsche für die Rolle vorzubereiten. Das ist jetzt achtzehn Jahre her, und seitdem habe ich nie etwas anderes getan. Aber das hier ist die schlimmste Schinderei, die ich je erlebt habe. Wir müssen mindestens noch einen Mann dazu haben. Morgen abend wird auch gearbeitet. Am Mittwochabend mangele ich immer – Kragen und Manschetten.«

Martin stellte seinen Wecker, setzte sich an den Tisch und schlug den Fiske auf. Er wurde nicht einmal mit dem ersten Abschnitt fertig. Die Buchstaben verschwammen, die Zeilen liefen vor seinen Augen zusammen, und er begann einzunicken. Er ging auf und ab, schlug sich wütend mit den Fäusten an den Kopf, konnte aber seine Schläfrigkeit nicht überwinden. Er stellte das Buch vor sich hin und sperrte die Lider mit den Fingern auf, schlief aber mit weit offenen Augen ein. Da gab er es auf, warf, kaum noch bei Bewußtsein, die Kleider ab und ging zu Bett. Er schlief sieben Stunden, einen schweren traumlosen animalischen Schlaf, und erwachte beim

Telegram@shalabibliothek

Läuten des Weckers mit dem Gefühl, daß er nicht genug geschlafen hätte.

»Liest du viel?« fragte Joe.

Martin schüttelte den Kopf.

»Schadet nichts. Heute abend müssen wir mangeln, aber Donnerstag hören wir um sechs auf. Dann kommst du vielleicht dazu.«

Martin wusch an diesem Abend Wollsachen mit der Hand, in einer scharfen Seifenlösung in einem großen Zuber. Er benutzte dazu eine Radnabe an einer Stange, die mit einer oben angebrachten Kurbelwelle verbunden war.

»Meine Erfindung«, sagte Joe stolz. »Besser als ein Waschbrett, schont die Knöchel und erspart außerdem mindestens fünfzehn Minuten wöchentlich, und fünfzehn Minuten sind nicht zu verachten.«

Daß sie Kragen und Manschetten durch die Rolle gehen ließen, war auch Joes Idee. Als sie am Abend unter den elektrischen Lampen bügelten, erklärte er Martin die Sache.

»Das tut keine Wäscherei außer dieser hier. Und ich muß es tun, wenn ich sonnabends um drei frei sein will. Aber ich weiß auch, wie man's machen muß, und das ist der Unterschied. Es kommt nur auf die richtige Wärme und den richtigen Druck an, und man muß sie dreimal durchlaufen lassen. Sieh mal!« Er hielt die Manschette hoch. »Das könnte mit der Hand oder mit der Bügelmaschine nicht besser gemacht werden.«

Am Donnerstag wütete Joe. Ein Extraposten Feinwäsche war eingeliefert worden.

»Jetzt mach ich bald nicht mehr mit«, verkündete er. »Das lasse ich mir nicht gefallen. Ich brenne durch. Was hab ich davon, daß ich die ganze Woche wie ein Sklave schufte und Minuten spare, wenn sie mich dann noch mit extra Feinwäsche überschütten? Wir leben in einem freien Land, und ich werde dem dicken Holländer erzählen, was ich von ihm halte, und

Telegrafenhalsbibliothek

nicht auf die feinste Art! Ich werde verdammt offen mit ihm reden. Was denkt er sich, daß er mit dieser extra Feinwäsche kommt!

Wir müssen heut abend arbeiten«, sagte er im nächsten Augenblick; er hatte sich bedacht und ergab sich in sein Geschick.

Und auch an diesem Abend las Martin nicht. Er hatte die ganze Woche nicht eine Zeitung gesehen, und, was am allermerkwürdigsten war, er sehnte sich auch gar nicht danach. Er interessierte sich nicht dafür, was in der Welt vorging. Er war zu müde und mitgenommen, um sich für irgend etwas zu interessieren, wenn er auch daran dachte, am Sonnabendnachmittag – falls sie bis drei Uhr fertig wurden – nach Oakland zu radeln. Es waren siebzig Meilen dorthin, und ebenso viele hatte er am Sonnabendnachmittag zurückzufahren, es war also alles andere als eine Erholung für die Arbeit der nächsten Woche. Es wäre leichter gewesen, mit der Bahn zu fahren, aber die Fahrt hin und zurück kostete zweieinhalb Dollar, und er war entschlossen zu sparen.

Telegram@shabarsubin thek

Siebzehntes Kapitel

Martin lernte vielerlei. An einem Nachmittag in der ersten Woche bügelten er und Joe an zweihundert Hemden. Joe bediente den »Ziegler«, eine Maschine, in der ein heißes Eisen durch eine Stahlfeder niedergedrückt wurde. Auf diese Weise plättete er Einsatz, Manschetten und Halsansatz, faltete das Hemd im rechten Winkel und verlieh der Brust den letzten Glanz. Sobald er mit seinem Teil der Arbeit fertig war, warf er das Hemd auf ein Brett zwischen ihm und Martin, der es dann ergriff und die ungestärkten Teile plättete. Es war eine anstrengende Arbeit, die Stunde auf Stunde mit höchster Geschwindigkeit ausgeführt werden mußte. Auf den breiten Veranden des Hotels saßen weißgekleidete Männer und Frauen, nippten Eisgetränke und sorgten so für Kühlung. In der Wäscherei aber war die Luft siedend heiß. Der mächtige Ofen prasselte rot- und weißglühend, und die Eisen, die sich über den feuchten Stoff bewegten, ließen Dampfwolken aufsteigen. Diese Eisen waren viel heißer als die Plätteisen der Hausfrauen. Ein Eisen, dessen Hitze sich auf die übliche Art mit einem feuchten Finger prüfen ließ, wäre für Joe und Martin zu kalt gewesen, und deshalb war eine solche Probe sinnlos. Sie hielten die Eisen dicht ans Gesicht und maßen die Hitze durch einen geheimnisvollen geistigen Prozeß, den Martin bewunderte, aber nicht verstand. Waren die Eisen zu heiß, so wurden sie an Eisenstangen gehakt und in kaltes Wasser getaucht. Das erforderte wieder ein genaues und feines Urteil. Den Bruchteil einer Sekunde zu lange im Wasser, und die seidige Schärfe, die nötig war, ging verloren. Und Martin wunderte sich über seine Sicherheit – eine automatische

Telegram@shabarshinJeshek

Sicherheit, die sich auf rein mechanische und unfehlbare Kennzeichen stützte.

Aber es blieb ihm nicht viel Zeit, Betrachtungen anzustellen. Martins ganzes Bewußtsein konzentrierte sich auf die Arbeit. Unaufhörlich waren Kopf und Hände in Tätigkeit. Er war eine denkende Maschine, und alles, was ihn zum Menschen machte, ging in diesem Denken auf. In seinem Hirn war kein Platz mehr für das Universum mit seinen wichtigen Problemen. All die breiten, geräumigen Korridore seines Geistes waren hermetisch verschlossen und versiegelt. Der Echoraum seiner Seele war eine enge Kammer, ein Kommandoturm, von dem aus seine Arm- und Schultermuskeln, seine zehn gewandten Finger und die schnellbewegten Eisen in breiten, gleitenden Strichen ihren dampfenden Weg gelenkt wurden. Es waren genauso viele Striche, nicht mehr, und jeder genauso lang und nicht den Bruchteil eines Zolls länger, als sie sein sollten. Und er plättete endlose Mengen von Ärmeln, Seiten, Rücken und Schößen und warf die fertigen Hemden, ohne sie zu zerknüllen, auf die Borde. Und selbst wenn sein gehetzter Geist abirrte, streckte er doch die Hand nach dem nächsten Hemd aus. So ging es Stunde auf Stunde, während draußen die ganze Welt tatenlos unter der brennenden kalifornischen Sonne ruhte. Aber in diesem überhitzten Raum gab es keine Ruhe. Die müßigen Gäste auf den Veranden brauchten frische Hemden.

Martin troff von Schweiß. Er trank riesige Mengen Wasser, aber so groß war die Hitze des Tages und so stark seine Anstrengung, daß dieses Wasser sofort wieder durch alle Poren seines Körpers rann. Auf See hatte – mit seltenen Ausnahmen – die Arbeit ihm reichlich Gelegenheit gegeben, sich mit seinen eigenen Gedanken zu beschäftigen. Der Kapitän des Schiffes war Herr über Martins Zeit gewesen; aber hier war der Leiter des Hotels auch Herr über Martins Gedanken. Er hatte

Telegramm-Bibliothek

für nichts Sinn als für diese nervenaufreibende, körpervernichtende Arbeit. Darüber hinaus konnte er nicht denken. Er wußte nicht, daß er Ruth liebte. Sie existierte nicht einmal, denn seine gequälte Seele hatte keine Zeit, sich ihrer zu erinnern. Nur wenn er abends ins Bett kroch oder wenn er morgens sein Frühstück aß, stand sie ihm einen flüchtigen Augenblick lang vor Augen.

»Das ist die Hölle, nicht wahr?« sagte Joe einmal.

Martin nickte, fühlte sich aber ärgerlich gereizt. Die Bemerkung lag auf der Hand und war unnötig gewesen. Sie sprachen sonst nicht bei der Arbeit. Wenn sie es taten, kamen sie aus dem Takt, und so ging es denn auch diesmal, denn Martin ließ dadurch einen Strich mit seinem Eisen aus und mußte zwei überflüssige Bewegungen machen, um wieder mit Joe in Takt zu kommen.

Am Freitagmorgen war die Waschmaschine an der Reihe. Zweimal wöchentlich mußte die Hotelwäsche, Laken, Kissenbezüge, Überdecken, Tischdecken und Servietten, gewaschen werden, und wenn sie damit fertig waren, ging es an die Feinwäsche. Das war eine langwierige Arbeit, die große Vorsicht und Geschicklichkeit erforderte, und Martin lernte sie nicht so schnell. Hier konnte er auch nichts riskieren, denn jeder Fehlgriff war verhängnisvoll.

»Sieh dir das mal an«, sagte Joe und hielt ein kleines spinnwebfeines Leibchen hoch, das er in einer Hand verstecken konnte. »Wenn du das versengst, kostet es dich zwanzig Dollar von deinem Lohn.«

Martin versengte es also nicht und verminderte den Druck seiner Muskeln, doch seine Nerven waren stärker denn je angespannt, und er hörte mitfühlend das Gefluche des andern, während er sich mit all den schönen Dingen mühte und quälte, die Frauen tragen, wenn sie nicht selbst waschen müssen. Die Feinwäsche war ein Alpdruck für Martin wie für Joe. Sie

Tenbyan@schabarschinthek

raubte ihnen die mühsam ersparten Minuten. Die beiden Männer arbeiteten den ganzen Tag. Um sieben Uhr abends hörten sie auf, um die Hotelwäsche zu mangeln. Um zehn, wenn die Hotelgäste schliefen, schufteten die beiden Wischer weiter an der Feinwäsche bis Mitternacht, bis ein, bis zwei Uhr. Um halb drei konnten sie nicht weiter.

Am Sonnabendmorgen gab es wieder Feinwäsche und dazu verschiedene Kleinigkeiten, und erst um drei Uhr nachmittags war ihre Wochenarbeit beendet.

»Aber du willst doch nicht jetzt noch die siebzig Meilen nach Oakland fahren?« fragte Joe, als sie auf der Treppe saßen und eine glorreiche Zigarette rauchten.

»Ich muß«, lautete die Antwort.

»Was willst du da – ein Mädel?«

»Nein, ich will die zweieinhalb Dollar sparen, die die Eisenbahn kostet. Ich muß ein paar Bücher in der Bibliothek abliefern.«

»Warum schickst du sie nicht als Postpaket? Das macht nur fünfundzwanzig Cent.«

Martin dachte über den Vorschlag nach.

»Und dann kannst du dich morgen ausruhen«, drängte der andere weiter. »Du hast es nötig. Ich weiß, ich auch. Ich bin vollkommen fertig.«

Man sah es ihm an. Unbeugsam, wie er war, nie rastend, die ganze Woche um Sekunden und Minuten kämpfend, Verzögerungen vermeidend und alle Hindernisse aus dem Wege räumend, eine Quelle unwiderstehlicher Energie, eine menschliche Hochdruckmaschine, ein Besessener bei der Arbeit, war er jetzt, da er sein Wochenpensum erledigt hatte, einem Zusammenbruch nahe. Er sah verbraucht und verhärmt aus, und sein hübsches Gesicht war mager vor Erschöpfung. Er paffte mutlos seine Zigarette und seine Stimme klang ungewöhnlich matt und monoton. Es war, als hätten aller

Telgyan@schaubsbibliothek

Schneid und alle Energie ihn verlassen. Sein Triumph schien ein recht kläglicher zu sein.

»Und nächste Woche fangen wir wieder von vorne an«, sagte er traurig. »Und wozu das alles? Manchmal wünschte ich, ich wäre eine Vagabund. Die arbeiten nicht und haben doch, was sie brauchen. Du lieber Gott! Ich möchte ein Glas Bier trinken, aber ich kann nicht auf die Beine kommen, um ins Dorf zu gehen. Du bleibst hier und schickst deine Bücher als Postpaket, oder du bist ein verdammter Narr.«

»Aber was soll ich hier den ganzen Sonntag machen?« fragte Martin.

»Ausruhen. Du weißt noch gar nicht, wie müde du bist. Ich jeden falls bin sonntags so müde, daß ich nicht einmal die Zeitungen lesen kann. Ich war mal krank – Typhus. Zweieinhalb Monate lag ich im Krankenhaus. Die ganze Zeit habe ich gar nichts getan. Das war herrlich.

Das war herrlich!« wiederholte er eine Minute später träumerisch.

Martin nahm ein Bad, und als er fertig war, merkte er, daß sein Kamerad verschwunden war. Vermutlich war er fortgegangen, um ein Glas Bier zu trinken, aber die halbe Meile zum Dorf hinunter schien Martin eine zu weite Reise, als daß er Lust gehabt hätte, sich davon zu überzeugen. Er zog die Schuhe aus, legte sich aufs Bett und versuchte nachzudenken. Nach einem Buch griff er nicht. Er war zu übermüdet, um sich schläfrig zu fühlen, und blieb gedankenlos und halb betäubt vor Erschöpfung liegen, bis es Zeit war, Abendbrot zu essen. Joe erschien auch jetzt nicht, und als der Gärtner bemerkte, daß er wahrscheinlich gerade dabei sei, die Fenster in der Bar einzuschlagen, wußte Martin Bescheid. Nach dem Abendessen ging er zu Bett, und am nächsten Morgen fühlte er sich herrlich ausgeruht. Joe war immer noch fort, und Martin erwischte eine Sonntagszeitung und legte sich

Telegram@shabbsbibliothek

im Schatten einiger Bäume nieder. Der Vormittag verging, er wußte nicht wie. Er schlief nicht, niemand störte ihn, und er wurde nicht fertig mit der Zeitung. Nach dem Mittagessen nahm er sie wieder vor und schlief über ihr ein.

So verging der Sonntag, und am Montagmorgen hatte er alle Hände voll zu tun, um Wäsche zu sortieren, während Joe, ein Handtuch straff um den Kopf gebunden, unter Stöhnen und Fluchen die Waschmaschine anließ und Seifenlösung mischte.

»Ich kann einfach nichts dafür«, erklärte er. »Wenn Sonnabend abend kommt, muß ich trinken.«

Eine zweite Woche verging, eine große Schlacht, die jeden Abend unter den elektrischen Lampen weiterging und ihren Höhepunkt am Sonnabendnachmittag um drei erreichte, als Joe wieder seinen kläglichen Triumph genoß und dann ins Dorf schlenderte, um Vergessen zu suchen. Martins Sonntag verging ganz wie der vorige. Er schlief im Schatten der Bäume, arbeitete sich planlos durch die Zeitung und verbrachte viele Stunden damit, auf dem Rücken zu liegen, nichts zu tun und nichts zu denken. Er war zu schlaff, um zu denken, wenn er auch deshalb unzufrieden mit sich war. Er verabscheute sich, als ob er entwürdigt worden oder innerlich verfault wäre. Jeder göttliche Funke in ihm war erloschen, jede Spur von Ehrgeiz verschwunden, er hatte nicht Lebenskraft genug, um sich noch von ihnen anspornen zu lassen. Er war tot. Seine Seele schien tot. Er war ein Tier, ein Arbeitstier. Er sah nicht die Schönheit des Sonnenscheins, der durch die grünen Blätter sickerte, die blaue Himmelswölbung raunte ihm nicht wie in alten Tagen von der Größe und den Geheimnissen des Weltalls, die zitternd auf ihre Offenbarung warteten. Das Leben war unerträglich langweilig und dumm, und er hatte einen schlechten Geschmack im Munde. Er beneidete Joe, der im Dorf unten lärmte, die Bar demolierte, tausend Grillen im Kopf hatte, sich rührselig an Gefühlen berauschte, phantastisch

Telegram@shahsbibliothek

und herrlich betrunken war und nicht an den Montagmorgen und die abstumpfende Plackerei der kommenden Woche dachte.

Eine dritte, Woche verging, und Martin empfand Ekel vor sich und dem Leben. Das Gefühl, versagt zu haben, drückte ihn nieder. Die Redakteure wußten wohl, warum sie ihm sein Zeug zurückgeschickt hatten. Das sah er jetzt klar, und er lachte über sich und die Träume, die er geträumt hatte. Ruth schickte ihm die ›Seelyrik‹ mit der Post zurück. Er las ihren Brief ohne Gemütsbewegung. Sie schrieb ihm, wie sehr die Gedichte ihr gefallen hätten und daß sie schön seien. Aber sie konnte nicht lügen, und sie konnte sich selbst nicht die Wahrheit verheimlichen. Sie wußte, daß die Gedichte mißglückt waren, und er las ihre Mißbilligung aus jeder oberflächlichen, lauwarmen Zeile des Briefes heraus. Und sie hatte recht. Davon war er selbst vollkommen überzeugt, als er die Gedichte noch einmal las. Schönheit und Wunder waren von ihnen gewichen, und als er sie gelesen hatte, ertappte er sich bei der Frage, was er sich wohl dabei gedacht hatte, als er sie schrieb. Seine kühnen Wendungen schienen ihm jetzt grotesk, seine herrlichen Ausdrücke Ungeheuerlichkeiten, und alles war albern, unwirklich, unmöglich. Er würde die »Seelyrik« sofort verbrannt haben, hätte er Energie genug besessen, ein Feuer anzumachen. Es gab ja den Maschinenraum, aber es war eine Anstrengung und nicht der Mühe wert, das Manuskript bis zum Ofen zu tragen. Seine ganze Energie wurde verbraucht, um anderer Leute Wäsche zu waschen. Für eigene Angelegenheiten behielt er keine übrig.

Er beschloß, sich am nächsten Sonntag aufzuraffen und Ruths Brief zu beantworten. Als aber der Sonnabendnachmittag kam und er mit der Arbeit fertig war und gebadet hatte, überwältigte ihn der Wunsch zu vergessen. Ich glaube, ich gehe ins Dorf und sehe, was Joe macht, sagte er bei sich und

Telegram@Stadtbibliothek

wußte im selben Augenblick, daß er log. Aber er hatte nicht die Energie, über die Lüge nachzudenken. Und hätte er auch Energie genug gehabt, so hätte er sich doch geweigert, über die Lüge nachzudenken, weil er vergessen wollte. Er ging ins Dorf, langsam und als ob er keinen festen Plan hätte. Als er aber in die Nähe der Kneipe kam, beschleunigte er unwillkürlich seinen Schritt.

»Ich denke, du sitzt auf dem Wasserwagen«, lautete Joes Begrüßung.

Martin geruhte nicht, sich zu entschuldigen, sondern rief nach Whisky und füllte sich sein Glas bis zum Rande, ehe er die Flasche weitergehen ließ.

»Mach mal ein bißchen Dampf dahinter«, sagte er rauh.

Der andere trödelte mit der Flasche, und Martin, der nicht auf ihn warten wollte, leerte das Glas auf einen Zug und füllte es wieder.

»Jetzt kann ich auch auf dich warten«, sagte er grimmig. »Aber beeil dich ein bißchen.«

Joe beeilte sich, und sie tranken miteinander.

»Die Arbeit ist schuld dran, was?« fragte Joe.

Aber Martin wollte sich nicht auf eine Diskussion einlassen.

»Ich weiß, es ist die reine Hölle«, fuhr der andere fort, »aber ich hätte doch lieber gesehen, wenn du nicht vom Wagen gestiegen warst, Mart. Naja, also prost!«

Martin trank schweigend weiter und gab seine Befehle und Einladungen mit einer Verbissenheit, die dem Kellner, einem weibischen Provinzjüngling mit wasserblauen Augen und Mittelscheitel, imponierte.

»Es ist ein Skandal, wie sie uns arme Teufel schinden«, bemerkte Joe. »Wenn ich mich nicht so austoben würde, würde ich losbrechen und die ganze Bude abbrennen. Daß ich trinke, ist ihre einzige Rettung, das kannst du mir glauben.«

Telegram@Shabo Bibliothek

Aber Martin antwortete nicht. Noch ein paar Glas, und er fühlte, wie der Whiskyrausch sein Hirn in Bewegung setzte. Ah, das war Leben – der erste Hauch von Leben, den er seit drei Wochen spürte. Seine Träume erwachten wieder. Die Phantasie trat aus ihrer dunklen Kammer und lockte ihn mit flammender Klarheit. Der Spiegel seiner inneren Gesichte war silberblank, ein erstaunliches, aufleuchtendes Palimpsest der Vorstellungskraft. Wunder und Schönheit wanderten wieder Hand in Hand mit ihm, und er fühlte, alle Macht war sein. Er versuchte es Joe zu erzählen, aber der hatte seine eigenen Visionen, unfehlbare Pläne, wie er der Sklavenarbeit eines Wäschers entrinnen und selbst Besitzer einer großen Dampfwäscherei werden wollte.

»Ich sage dir, Mart, in meiner Wäscherei lasse ich keine Kinder schuften – nie im Leben. Und kein Mensch darf nach sechs Uhr arbeiten. Verstehst du? Ich werde Maschinen und Leute genug haben, um die Arbeit in menschlicher Zeit zu schaffen, und, Mart, so wahr ich lebe: dich mache ich zum Aufseher über die ganze Geschichte – die ganze Geschichte. Und ich werde das so machen: Ich klettere auf den Wasserwagen und spare mein Geld zwei Jahre lang – verstanden, und dann – «

Aber Martin wandte sich ab und überließ es ihm, seine Pläne dem Kellner zu erzählen, bis dieser Ehrenmann fortgerufen wurde, um zwei Bauern zu bedienen, die Martin im Augenblick ihres Eintretens zu einem Glas eingeladen hatte. Martins Freigebigkeit war geradezu königlich, er lud alle ein – Tagelöhner, einen Stallknecht und den Gärtnergehilfen vom Hotel, den Kellner und den scheuen Vagabunden, der wie ein Schatten zur Tür hineingeglitten war und wie ein Schatten an das Ende der Bar huschte.

Telgter@Stadtbibliothek

Achtzehntes Kapitel

Am Montagmorgen stand Joe stöhnend vor dem ersten Stapel, der in die Waschmaschine sollte.

»Weißt du – «, begann er.

»Halt's Maul!« knurrte Martin.

»Sei nicht böse, Joe«, sagte er, als sie aufhörten, um Mittag zu essen. Dem anderen traten die Tränen in die Augen.

»Schon gut, Alter«, sagte er, »wir sind in der Hölle, und dafür können wir nichts. Und weißt du, ich hab dich schrecklich gern. Darum hat's mir weh getan. Vom ersten Augenblick an hast du mir gefallen.«

Martin schüttelte ihm die Hand.

»Laß uns durchbrennen«, schlug Joe vor. »Wir lassen alles stehen und liegen und werden Vagabunden. Ich hab es noch nie versucht, aber es muß ein herrlich leichtes Leben sein. Und nichts zu tun! Der Gedanke allein – nichts zu tun! Ich war mal krank, Typhus, und lag im Krankenhaus, das war wunderbar. Ich möchte wieder krank sein.«

Die Woche schleppte sich dahin.

Das Hotel war voll, und sie wurden mit extra »Feinwäsche« überschüttet. Sie vollbrachten wahre Heldentaten. Jeden Abend rackerten sie sich unter den elektrischen Lampen ab, verschlangen ihr Essen und arbeiteten sogar schon eine halbe Stunde vor dem Frühstück. Martin badete nicht mehr kalt. Jeder Augenblick war Hetze, Hetze, Hetze, und Joe wachte meisterhaft über die Minuten, vergeudete nicht eine und zählte sie immer wieder wie ein Geizhals sein Gold, schaffte wie rasend, arbeitswütig, eine fieberhafte Maschine, kräftig unterstützt von der anderen Maschine, die die schwache

Tebessa@Shabarsuli.lothek

Vorstellung hatte, einmal ein gewisser Martin Eden, ein Mensch gewesen zu sein.

Aber nur in seltenen Augenblicken war Martin überhaupt fähig zu denken. Das Haus der Gedanken war verschlossen, seine Fenster vermauert, und er selbst war der schattenhafte Hauswart. Er war ein Schatten. Joe hatte ganz recht. Sie waren beide Schatten und schmachteten in der ewigen Hölle der Arbeit. Oder war es ein Traum? Wenn er in der kochenden, dampfenden Hitze stand und die schweren Eisen über das weiße Leinen hin und her schwang, erschien ihm manchmal alles wie ein Traum. Nach einer Weile oder vielleicht in tausend Jahren würde er in seinem Stübchen mit dem tintenbefleckten Tisch erwachen und weiterschreiben, wo er gestern aufgehört hatte. Oder vielleicht war auch das ein Traum, vielleicht würde er wieder erwachen, weil die Wache wechselte, würde aus seiner Koje auf die wiegenden Planken springen, an Deck gehen, unter den Sternen des Tropenhimmels das Rad ergreifen und seinen Körper von dem kühlen Passatwind durchweht fühlen.

Es kam der Sonnabend mit seinem trügerischen Sieg um drei Uhr.

»Ich glaube, ich geh ein Glas Bier trinken«, sagte Joe mit der merkwürdig klanglosen Stimme, die seinen allwöchentlichen Zusammenbruch anzeigte.

Martin schien plötzlich zu erwachen. Er öffnete die Werkzeugtasche, ölte sein Rad, rieb die Kette mit Graphit ein und schmierte die Lager. Joe hatte schon den halben Weg zur Kneipe zurückgelegt, als Martin, über die Lenkstange gebeugt, vorbeikam. Seine Beine trieben die Maschine mit rhythmischer Kraft, und sein Blick war auf siebzig Meilen Landstraße mit Staub und Steigungen gerichtet. Er schlief diese Nacht in Oakland und legte am Sonntag wieder siebzig Meilen zurück.

Telegram@schabalsbibliothek

Am Montagmorgen machte er sich müde an die Arbeit der neuen Woche. Aber er war nüchtern geblieben.

Eine fünfte Woche verging und eine sechste. Und die ganze Zeit lebte und arbeitete er wie eine Maschine, spürte nur eben einen Funken von etwas Höherem in sich, eine schwache Spur von Geist, die ihn jeden Sonnabend die hundertvierzig Meilen dahinsausen ließ. Aber das war kein Ausruhen. Er wurde zur Übermaschine, und das erstickte den letzten Funken von Seele, der alles war, was er von seinem früheren Leben noch behalten hatte. Und am Ende der siebenten Woche ging er – ohne es selbst zu wissen, und nur weil er zu schwach war, Widerstand zu leisten – mit Joe ins Dorf, ertränkte das Leben und fand neues Leben bis zum Montagmorgen.

In den nächsten Wochen fuhr er standhaft die hundertvierzig Meilen und überwand die Schlaffheit, die auf die Übermüdung folgte, durch die Schlaffheit, die auf die noch größere Anstrengung folgte. Nach drei Monaten ging er wieder mit Joe ins Dorf. Er fand Vergessen und lebte wieder, und da sah er klar wie in einer Erleuchtung, daß er sich selbst zum Tier machte – nicht durch das Trinken, sondern durch die Arbeit. Das Trinken war eine Wirkung, keine Ursache. Es folgte unweigerlich auf die Arbeit, wie die Nacht auf den Tag. Wenn er Arbeitstier wurde, konnte er die Höhe nicht erreichen, das war die Botschaft, die der Whisky ihm zuflüsterte, und er nickte beifällig. Der Whisky war klug, er offenbarte ihm Geheimnisse.

Er bestellte Papier und Bleistift sowie Getränke für alle Anwesenden, und während die Gäste auf sein Wohl tranken, klammerte er sich an die Bar und kritzelte etwas nieder.

»Ein Telegramm, Joe«, sagte er. »Lies.«

Joe las mit trunkenem, komischem Augenzwinkern. Aber was er las, schien ihn plötzlich zu ernüchtern. Er sah den andern vorwurfsvoll an, dann stiegen ihm die Tränen in die

Telegramm@Schulbibliothek

Augen und rannen über seine Wangen. »Du willst mich doch nicht im Stich lassen, Mart?« fragte er niedergeschlagen.

Martin nickte und rief einen der herumlungernden Burschen an, um ihn mit dem Zettel zum Telegrafenamt zu schicken.

»Halt!« murmelte Joe heiser. »Laß mich nachdenken.« Er hielt sich an der Bar fest, aber die Beine wollten ihn nicht tragen, und Martin stützte ihn, während er nachdachte.

»Schreib: zwei Wäscher«, sagte er plötzlich. »Komm, laß mich schreiben.«

»Warum willst du gehen?« fragte Martin.

»Aus demselben Grunde wie du.«

»Aber ich will zur See. Das kannst du nicht.«

»Nein«, lautete die Antwort, »aber ich kann sehr gut Vagabund werden, jawohl.«

Martin sah ihn einen Augenblick forschend an, dann rief er: »Weiß Gott, ich glaube, da hast du recht! Lieber Vagabund als Arbeitstier. Mensch, du wirst ja leben. Und das ist mehr, als du je – «

»Ich lag einmal im Krankenhaus«, berichtigte Joe. »Das war herrlich. Typhus – hab ich's dir erzählt?«

Während Martin das Telegramm in »zwei Wäscher« umänderte, fuhr Joe fort:

»Ich sehnte mich nie danach, zu trinken, als ich im Krankenhaus lag. Komisch was? Wenn ich aber wie ein Sklave die ganze Woche arbeite, dann muß ich mal über die Stränge schlagen. Hast du nie bemerkt, daß alle Köche ganz höllisch saufen – und die Bäcker auch? Das macht die Arbeit. Sie können nichts dafür. Hier, laß mich die Hälfte von dem Telegramm bezahlen.«

»Wir wollen darum würfeln«, schlug Martin vor.

»Los, alle Mann, saufen!« rief Joe, als die Würfel auf den nassen Schenktisch rollten.

Telegram@shabarsbibliothek

Am Montagmorgen war Joe ganz außer sich vor freudiger Erwartung, er kümmerte sich nicht um seine Kopfschmerzen und interessierte sich nicht für seine Arbeit. Herdenweise schlichen die Minuten fort und verschwanden, während ihr saumseliger Hirte zum Fenster hinausblickte und Sonnenschein und Bäume sah.

»Sieh nur!« rief er. »Und das alles gehört mir. Das ist die Freiheit. Ich kann mich unter diese Bäume legen und tausend Jahre schlafen, wenn ich will. Weißt du, Mart: laß uns gleich durchbrennen. Was für einen Zweck hat es, auch nur einen einzigen Augenblick zu warten? Dort draußen liegt das Land des Nichtstuns. Ich habe ein Billett dahin gelöst – und kein Retourbillett, so wahr ich lebe!«

Als Joe einige Minuten später die schmutzige Wäsche auf den Wagen lud, um sie zur Waschmaschine zu fahren, erspähte er plötzlich das Hemd des Hotelverwalters. Er kannte das Zeichen, und mit einem herrlichen Gefühl von Freiheit warf er es plötzlich auf den Boden und trampelte darauf herum.

»Ich möchte nur, du wärst hier drin, du schweinsköpfiger Holländer!« jauchzte er. »Hier drin, und gerade hier. Da hast du's, und da hast du's noch mal, du Schweinehund! Halt mich fest! Halt mich fest!«

Martin lachte und schickte ihn an die Arbeit. Am Dienstagabend kamen die neuen Wäscher, und der Rest der Woche verging damit, sie einzuarbeiten. Joe hockte herum, erklärte ihnen sein System, arbeitete aber selbst nicht mehr.

»Nicht einen Schlag«, verkündete er, »nicht soviel. Sie können mich anschnauzen, wenn sie wollen, aber dann brenne ich durch. Keine Arbeit mehr für mich, danke bestens! Jetzt kommt die Zeit der Güterzüge und der schattigen Bäume! Los, Sklaven! So ist's recht. Schuftet und schwitzt! Schuftet und schwitzt! Und wenn ihr tot seid, werdet ihr genauso verfaulen

Telegram@stadtbibliothek

wie ich, und wie habt ihr dann gelebt? Was? Sagt mir doch – was liegt am Ende daran?«

Am Sonnabend wurde ihnen der Lohn ausgezahlt, und dann kam der Augenblick, da ihre Wege sich trennten.

»Es hat keinen Zweck, daß ich dich frage, ob du dir's überlegst und mit mir gehst?« fragte Joe niedergeschlagen.

Martin schüttelte den Kopf. Er stand da mit seinem Rad, bereit, sich aufzuschwingen. Sie schüttelten sich die Hände, und Joe hielt ihn einen Augenblick fest und sagte:

»Ich seh dich noch mal wieder, Mart, ehe wir beide sterben. Das ist ganz sicher. Ich fühl's in meinen Knochen. Auf Wiedersehen, Mart, mach's gut. Ich hab dich verdammt gern, verstehst du!«

Er stand verlassen mitten auf der Straße und sah Martin nach, bis er hinter einer Biegung verschwand. »Ein Prachtkerl, dieser Junge«, murmelte er, »ein Prachtkerl.«

Dann trottete er allein den Weg entlang bis zum Wassertank, wo ein halbes Dutzend leere Waggons auf einem Nebengleis auf den nächsten Güterzug warteten.

Telegram@schatzsbibliothek

Neunzehntes Kapitel

Ruth und ihre Familie waren wieder daheim, und Martin sah sie oft nach seiner Rückkehr nach Oakland. Nachdem Ruth ihr Examen bestanden hatte, studierte sie nicht weiter, und er, dem die Arbeit alle Lebenskraft aus Körper und Geist herausgepreßt hatte, schrieb nichts. Dadurch hatten sie mehr Zeit füreinander als je zuvor, und ihre Freundschaft wurde immer enger.

Anfangs hatte Martin nichts getan, als sich ausgeruht, hatte viel geschlafen und lange Stunden mit Träumen, Denken und Nichtstun verbracht. Er war wie einer, der sich nach ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen allmählich erholt. Das erste Anzeichen einer Besserung war, daß er sich wieder etwas für Zeitungen zu interessieren begann. Dann begann er wieder zu lesen – leichtere Romane und Gedichte –, und nach einigen Tagen hatte er sich von neuem in seinen so lange vernachlässigten Fiske vertieft. Sein prachtvoll gesunder Körper gewann neue Energie, denn er besaß die ganze Elastizität der Jugend.

Ruth zeigte deutlich ihre Enttäuschung, als er erzählte, daß er wieder zur See wollte, sobald er sich richtig ausgeruht hätte.

»Warum wollen Sie das?« fragte sie.

»Geld«, lautete die Antwort. »Ich muß einen gewissen Betrag zusammensparen, um meinen nächsten Angriff auf die Redakteure starten zu können. Geld ist eine Voraussetzung für mich, um Krieg zu führen – Geld und Geduld.«

»Wenn Sie aber nur Geld brauchten, warum sind Sie da nicht in der Wäscherei geblieben?«

»Weil die Wäscherei ein Tier aus mir gemacht hat. Zuviel Arbeit von der Art treibt einen zum Trinken.«

Telegram@Shabarshpublishek

Sie starrte ihn mit entsetzten Augen an.

»Soll das heißen, daß Sie…?« fragte sie unsicher.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sich herauszureden, aber er war von Natur aus offen und dachte an seinen alten Entschluß, ehrlich zu sein, was auch kommen mochte.

»Ja«, antwortete er. »Eben das. Mehrmals.«

Sie schauderte und zog sich vor ihm zurück. »Ich kenne keinen Mann, der so etwas tut oder je getan hätte.«

»Dann haben diese Männer nie in der Wäscherei von Shelly Hot Springs gearbeitet«, lachte er bitter. »Schwere Arbeit ist eine gute Sache. Sie ist nötig für die Gesundheit des menschlichen Körpers, das sagen alle Pfaffen, und der Himmel weiß, daß ich sie nie gefürchtet habe. Aber man kann auch des Guten zuviel bekommen, und so war es in der Wäscherei dort. Deshalb will ich zur See gehen und eine Fahrt machen. Und es wird meine letzte sein, denke ich. Denn wenn ich zurückkomme, erzwinge ich mir den Zugang zu den Zeitschriften. Das ist sicher.«

Sie saß schweigend, teilnahmslos da, und er betrachtete sie bedrückt. Er konnte ihr ansehen, wie unmöglich es ihr war, zu verstehen, was er durchgemacht hatte.

»Eines Tages werde ich darüber schreiben – unter dem Titel ›Die Entwürdigung durch die Arbeit‹ oder ›Die Psychologie des Trinkens in der arbeitenden Bevölkerung‹ oder etwas Ähnliches.«

Nie seit ihrer ersten Begegnung waren sie einander so fern gewesen wie an diesem Tage. Sein freimütiges Bekenntnis, hinter dem der Geist des Aufruhrs stand, hatte sie abgestoßen. Die Tatsache jedoch, daß sie sich abgestoßen fühlte, erschreckte sie noch mehr als die Ursache. Sie erkannte daraus, wie nahe sie ihm schon gekommen war, und, einmal erkannt, bahnte dies Gefühl den Weg zu noch größerer Vertrautheit. Auch ihr Mitleid war erwacht, und dazu unschuldige,

Telegram@shadowslibrary

idealistische Besserungsabsichten. Sie wollte diesen unreifen jungen Menschen, der so tief gesunken war, retten. Sie wollte ihn von dem Fluch erlösen, der auf der Umgebung ruhte, in der er seine Jugend verbracht hatte, und sie wollte ihn vor seinem eigenen Ich retten, und das ihm selber zum Trotz. All das erfüllte sie mit Stolz auf ihren eigenen Edelmut, und sie ließ sich nicht träumen, daß Eifersucht und das Verlangen nach Liebe dahintersteckten.

Bei herrlichem Herbstwetter machten sie viele Ausflüge auf ihren Rädern, und in den Bergen lasen sie sich Gedichte vor – edle, erhebende Poesie, die die Gedanken auf Höheres lenkte. Selbstverleugnung, Aufopferung, Geduld, Fleiß und Streben nach dem Guten waren die Prinzipien, die sie ihm indirekt predigte – solche Abstraktionen verkörperten sich ihr zu einer Gestalt, die eine Mischung aus ihrem Vater, Charles Butler und Andrew Carnegie war, der es vom armen Auswandererknaben zum Wohltäter der ganzen Welt gebracht hatte.

Alles das erkannte Martin sehr genau. Er folgte jetzt leicht ihren Gedankengängen, und ihre Seele war nicht mehr das versiegelte Wunder, das sie ihm gewesen. Intellektuell stand er auf der gleichen Stufe wie sie. Aber die Punkte, in denen sie nicht übereinstimmten, berührten seine Liebe nicht. Die war heißer als je, denn er liebte sie, wie sie war, und selbst ihre körperliche Schwäche war ein Reiz mehr in seinen Augen. Er hatte von der kränklichen Elizabeth Barrett gelesen, die jahrelang nicht die Füße auf den Boden setzen konnte, bis sie an jenem Flammentage mit Browning floh und aufrecht und stolz unter freiem Himmel stand; und was Browning für sie getan, das konnte er, Martin, für Ruth tun. Aber zuerst mußte sie ihn lieben. Dann kam das andere von selbst. Er wollte ihr Kraft und Gesundheit geben. Und er sah in einem flüchtigen Aufleuchten ihr gemeinsames Leben in den kommenden

Tellurian@shabarsbibliothek

Jahren, sah auf einem Hintergrund von Arbeit, Wohlstand und Glück sich selbst und Ruth Gedichte lesen und diskutieren, er sah sie inmitten vieler Kissen liegen, während sie ihm vorlas. Das war der Schlüssel zu ihrem künftigen Leben. Und immer sah er dasselbe Bild. Zuweilen lehnte sie sich an ihn, während er, einen Arm um sie geschlungen, las, und ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter. Zuweilen grübelten sie gemeinsam über die Schönheit, die sie in den gedruckten Seiten fanden. Aber sie liebte auch die Natur, und mit reicher Phantasie verlegte er den Schauplatz ihrer Studien: manchmal lasen sie in den Tälern, die von steilen Felswänden umrahmt waren, oder auf hohen Bergmatten; dann wieder saßen sie auf grauen Dünen, einen Kranz von Wellen zu ihren Füßen, oder fern auf irgendeiner vulkanischen Tropeninsel, wo Wasserfälle herabstürzten und zu Nebel zerstäubten, ehe sie als Dunstschleier, in jedem verirrten Windhauch wehend und sprühend, das Meer erreichten. Aber im Vordergrund, als Herrscher der Schönheit, stets lesend und alles miteinander teilend, lagen immer er und Ruth, und jenseits des Hintergrundes, den die Natur bildete, standen fern und nebelhaft Arbeit, Erfolg und das von ihm verdiente Geld, das sie beide unabhängig machte von der Welt und all ihren Reichtümern.

»Ich möchte meiner Tochter ein bißchen Vorsicht empfehlen«, warnte Ruths Mutter sie eines Tages.

»Ich weiß, was du meinst, aber das ist unmöglich. Er ist nicht…«

Ruth war glühend rot geworden, aber es war die Röte des jungen Mädchens, das zum erstenmal über die heiligen Dinge des Lebens mit einer Mutter reden soll, die sie ebenso heilig hält.

»Deinesgleichen«, vollendete die Mutter den Satz für sie.

Ruth nickte.

Telegram@Stadtbibliothek

»Ich wollte es nicht sagen, aber er ist es nicht. Er ist roh, brutal, stark – zu stark. Er hat…«

Sie zögerte und konnte nicht weitersprechen. Es war etwas ganz Neues, daß sie über derlei mit ihrer Mutter sprechen sollte. Und wieder vollendete die Mutter den Satz für sie.

»Er hat kein reines Leben geführt, das wolltest du sagen.«

Wieder nickte Ruth, und eine tiefe Röte färbte ihr Antlitz.

»Ja, das ist es«, sagte sie. »Es ist nicht seine Schuld, aber er hat soviel – er ist zuviel in Berührung gekommen mit…«

»Mit Schmutz?«

»Ja, mit Schmutz. Und er erschreckt mich. Manchmal bin ich wirklich entsetzt über ihn, wenn er so frei und ungeniert darüber spricht, was er getan hat, als bedeute es gar nichts. Aber es bedeutet doch etwas, nicht wahr?«

Sie saßen eng umschlungen, und als Ruth jetzt schwieg, streichelte die Mutter ihr die Hand und wartete, daß sie weitersprechen würde.

»Aber ich interessiere mich schrecklich für ihn«, fuhr sie fort. »Gewissermaßen ist er mein Schützling. Und dazu ist er mein erster Freund – nein, eigentlich nicht Freund, eher Schützling und Freund zugleich. Wenn er mich erschreckt, habe ich manchmal auch das Gefühl, daß er eine Bulldogge ist, die ich mir zum Spielen angeschafft habe, so wie manche Mädels im College, und daß er jetzt an der Kette zerrt, die Zähne zeigt und sich loszureißen droht.«

Wieder wartete die Mutter.

»Ich glaube, er interessiert mich genauso wie eine Bulldogge. Und es ist viel Gutes an ihm, aber auch vieles, das mir nicht gefallen würde, wenn… Siehst du, Mutter, ich habe viel darüber nachgedacht. Er flucht, raucht, trinkt, er hat Schlägereien gehabt, das hat er mir selbst erzählt, und er tut es gern – das sagt er selbst. Er ist alles, was ein Mann nicht sein sollte – ein Mann, den ich zu meinem – «, ihre Stimme sank zu

Telegram@schabarsbibliothek

einem leisen Flüstern herab, »den ich heiraten möchte. Und er ist auch zu stark. Mein Prinz muß hochgewachsen, schlank und dunkel sein, ein eleganter, verführerischer Prinz. Nein, du brauchst nicht zu fürchten, daß ich mich in Martin Eden verliebe. Das wäre das größte Unglück, das mir begegnen könnte.«

»Aber davon habe ich ja gar nicht gesprochen«, wich ihre Mutter aus. »Hast du denn je an ihn gedacht? Er ist doch in jeder Beziehung eine ganz unmögliche Partie, und nimm an, er verliebt sich in dich – «

»Aber das hat er ja schon!« rief sie.

»Das war zu erwarten«, sagte Frau Morse freundlich. »Wie könnte ein junger Mann, der dich kennt, auch anders?«

»Olney haßt mich!« rief Ruth leidenschaftlich. »Und ich hasse Olney. Ich fühle mich immer wie eine Katze, wenn er in der Nähe ist. Ich habe immer das Gefühl, daß ich scheußlich gegen ihn sein muß, und habe ich es zufällig einmal nicht, dann ist er sicher scheußlich gegen mich. Wenn ich aber mit Martin Eden zusammen bin, bin ich glücklich. Keiner hat mich je auf diese Art geliebt – kein Mann, meine ich. Und es ist doch herrlich, geliebt zu werden – auf diese Art. Du weißt, was ich meine, liebe Mutter. Es ist süß, zu fühlen, daß man wirklich eine richtige Frau ist.« Sie barg ihr Gesicht im Schoß der Mutter und schluchzte. »Du findest mich sicher schrecklich, aber ich bin ehrlich und sage dir, was ich fühle!«

Frau Morse war seltsam traurig und glücklich zugleich. Das Mädchen, das sein Examen gemacht hatte, war verschwunden, und statt dessen hatte sie eine Frau zur Tochter. Das Experiment war geglückt. Die merkwürdige Leere in Ruths Wesen war ausgefüllt, und zwar ohne daß sie dadurch gefährdet wurde oder darunter zu leiden hatte. Dieser rauhe Seemann war das Werkzeug gewesen, und obwohl Ruth ihn

Telegrafenschalsbibliothek

nicht liebte, hatte er sie zum Bewußtsein ihrer Weiblichkeit gebracht.

»Seine Hand zittert«, gestand Ruth, immer noch das Gesicht schamhaft im Schoß der Mutter. »Es ist sehr komisch und lächerlich, aber er tut mir auch wieder so leid. Und wenn seine Hände zu sehr zittern und seine Augen zu heiß leuchten, dann halte ich ihm eine Lektion über seine Lebensweise und daß seine Versuche, sie zu ändern, falsch sind. Aber er betet mich an, das weiß ich. Seine Augen und seine Hände lügen nicht. Und der Gedanke daran gibt mir ein solches Gefühl von Erwachsensein – der bloße Gedanke schon; und ich fühle, daß ich etwas besitze, das mir rechtmäßig gehört – und das mich den andern Mädchen… und… den jungen Frauen gleich macht. Und dann weiß ich auch, daß ich nicht immer wie sie gewesen bin, und ich wußte, daß dich das bekümmerte. Du glaubst, ich hätte deine Sorge nicht gekannt, liebe Mutter, aber ich kannte sie, und da wollte ich es ›in Ordnung bringen‹, wie Martin Eden sagt.«

Es war eine große Stunde für Mutter und Tochter, und ihre Augen waren feucht, als sie so im Zwielicht miteinander sprachen – Ruth lautere Unschuld und Offenheit, und ihre Mutter verständnisvoll, empfänglich und doch immer ruhig erklärend und leitend.

»Er ist vier Jahre jünger als du«, sagte sie. »Er hat kein Heim und weder Stellung noch Einkommen. Er ist unpraktisch. Wenn er dich liebte, so sollte er im Namen der Vernunft etwas unternehmen, das ihm das Recht gäbe, dich zu heiraten, statt sich mit diesen Geschichten abzugeben und mit kindischen Träumen zu spielen. Ich fürchte, daß Martin Eden nie erwachsen sein wird. Er will keine Verantwortung übernehmen und weiß nicht, daß ein Mann in der Welt arbeiten muß, wie dein Vater oder alle unsere Freunde – Herr Butler zum Beispiel. Ich fürchte, Martin Eden wird nie Geld verdienen.

Telegram@shamabibliothek

Und diese Welt ist nun einmal so eingerichtet, daß Geld eine notwendige Bedingung für das Glück ist – o nein! kein Riesenvermögen, aber Geld genug, um behaglich und anständig leben zu können. Er… er hat nie etwas gesagt?«

»Nicht ein Wort. Er hat es nie versucht, täte er es aber, so würde ich es ihm nicht erlauben, weil ich ihn nicht liebe.«

»Darüber freue ich mich. Es wäre mir nicht lieb, wenn meine Tochter, meine einzige Tochter, die so rein und fein ist, einen Mann wie ihn liebte. Es gibt edle Männer in der Welt, die aufrichtig und männlich sind. Warte auf einen von ihnen. Du wirst ihn eines Tages finden, und du wirst ihn lieben und von ihm geliebt werden und mit ihm so glücklich werden, wie dein Vater und ich miteinander gewesen sind. Und an eines mußt du immer denken…«

»Ja, Mutter.«

Frau Morses Stimme wurde sanft und leise, als sie sagte: »Und das sind die Kinder.«

»Ich… ich habe darüber nachgedacht«, gestand Ruth, und erinnerte sich der seltsamen Gedanken, die sie früher gequält hatten, und ihr Gesicht glühte in mädchenhafter Scham, weil sie davon sprechen sollte.

»Und das ist es, was Martin Eden unmöglich macht – die Kinder«, sagte Frau Morse streng. »Ihr Erbe muß rein sein, und ich fürchte, er ist nicht rein. Dein Vater hat mir von dem Leben der Seeleute erzählt, und – und du wirst mich verstehen.«

Ruth drückte ihrer Mutter zustimmend die Hand, im Gefühl, daß sie sie wirklich verstand, wenn ihr Begriff davon auch nur etwas unbestimmt Fernes und Schreckliches war, das jenseits des Horizonts ihrer eigenen Vorstellung lag.

»Du weißt, daß ich nichts tue, ohne es dir zu erzählen«, begann sie, »… nur manchmal mußt du mich fragen, wie heute. Ich wollte es dir erzählen, aber ich wußte nicht wie. Das

Telegram@shabarsbibliothek

ist falsche Scham – ich weiß –, aber du kannst es mir erleichtern. Manchmal, wie heute, mußt du mich fragen – du mußt mir Gelegenheit dazu geben. Ach, Mutter, du bist ja selbst auch eine Frau!« rief sie triumphierend, indem sie sich erhob und die Hand der Mutter ergriff, ihr aufrecht und stolz das Gesicht in der Dämmerung zuwandte, in dem Bewußtsein, daß dieses seltsam süße Gefühl sie einander gleich machte. »Ich hätte nie so von dir gedacht, wenn wir nicht heute miteinander geredet hätten. Ich mußte erst lernen, daß ich selbst eine Frau bin, um zu verstehen, daß auch du es bist.«

»Wir sind es beide«, sagte ihre Mutter, zog sie an sich und küßte sie. »Wir sind es beide«, wiederholte sie, als sie umschlungen zum Zimmer hinausgingen, erfüllt von einem neuen Gefühl der Zusammengehörigkeit.

»Unser kleines Mädchen ist eine Frau geworden«, sagte Frau Morse eine Stunde später zu ihrem Mann.

»Das heißt«, sagte er mit einem langen Blick auf seine Frau, »das heißt, sie ist verliebt.«

»Nein, aber sie wird geliebt«, erwiderte sie lächelnd. »Das Experiment ist geglückt. Endlich ist sie erwacht.«

»Dann müssen wir sehen, ihn loszuwerden«, sagte Herr Morse rasch in nüchternem, geschäftsmäßigem Ton.

Aber seine Frau schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig. Ruth sagt, daß er in einigen Tagen zur See geht. Und wenn er zurückkommt, ist sie nicht mehr hier. Wir wollen sie zu Tante Klara schicken. Ein Jahr im Osten mit dem Wechsel von Klima, Umgebung und Gedanken ist gerade das, was sie braucht.«

Telegram@ebookshelf

Zwanzigstes Kapitel

Der Wunsch zu schreiben regte sich wieder in Martin. Pläne zu Erzählungen und Gedichten entsprangen mühelos seinem Hirn, und er merkte sie sich, um sie später einmal zu gestalten. Aber er schrieb nicht. Dies waren seine Ferien; er hatte beschlossen, sie der Erholung und der Liebe zu widmen, und in beidem hatte er Glück. Bald schäumte er wieder über vor Lebenskraft, und jedesmal, wenn er und Ruth sich trafen, fühlte sie im selben Augenblick die alte Wirkung seiner Kraft und Gesundheit.

»Sei vorsichtig«, warnte ihre Mutter sie wieder. »Ich fürchte, du siehst Martin Eden zu oft.«

Aber Ruth lachte aus dem Gefühl der Sicherheit heraus. Sie war ihrer selbst sicher, und er sollte ja in wenigen Tagen zur See gehen. Und wenn er dann heimkehrte, war sie bei der Tante im Osten. Aber dennoch lag ein Zauber in Martins Kraft und Gesundheit. Auch er hatte von der beabsichtigten Reise Ruths gehört und fühlte, daß er rasch handeln mußte. Aber er wußte nicht, wie er sich einem Mädchen wie Ruth erklären sollte. Dazu hemmten ihn seine vielen Erfahrungen mit Mädchen und Frauen, die so ganz anders waren als sie. Die hatten Liebe, Leben und Flirt gekannt, während sie nichts von diesen Dingen wußte. Ihre unglaubliche Unschuld erschreckte ihn, ließ alle Liebeserklärungen auf seinen Lippen gefrieren und gab ihm wider Willen ein ständiges Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit. Auch noch auf andere Weise fühlte er sich gehemmt. Er war noch nie verliebt gewesen. Wohl hatten ihn in seiner bewegten Vergangenheit Frauen angezogen, und manche hatte ihn in ihren Bann geschlagen, aber Liebe hatte er

TeleGram@Shabars Bibliothek

nicht gekannt. Übermütig und gleichgültig hatte er sie gerufen, und sie waren gekommen. Sie waren ihm eine Zerstreuung gewesen, eine Episode, ein Teil des Spiels, das Männer spielen, aber meistens doch nur ein unwichtiger Teil. Und jetzt, zum ersten Male, war er ein Bittender – sanft, schüchtern und zweifelnd. Er kannte nicht die Wege der Liebe, nicht ihre Sprache, und er fürchtete die reine Unschuld seiner Geliebten.

Er hatte sich in der Welt umgesehen, und bei seiner Eilfahrt durch ihre bunten, immer wechselnden Phasen hatte er eine Lebensregel gelernt, die besagte: wenn man ein neues Spiel zum erstenmal spielt, soll man dem Partner Vorhand lassen. Das war ihm tausendmal zugute gekommen und hatte auch seine Beobachtungsgabe entwickelt. Er wußte, wie man das Unbekannte beobachten und auf eine Blöße, eine Schwäche warten mußte, um es zu durchschauen. Es war, als ob man beim Faustkampf die günstige Gelegenheit erspähte. Und wenn der rechte Augenblick kam, dann wußte er aus langjähriger Erfahrung, wie und mit welcher Kraft er zu handeln hatte.

Und so wartete er denn auch jetzt und beobachtete Ruth. Er sehnte sich danach, von seiner Liebe zu sprechen, aber er wagte es nicht. Er fürchtete sich davor, sie zu erschrecken, und war seiner selbst nicht sicher. Aber ohne daß er es wußte, war die Taktik, die er ihr gegenüber befolgte, die einzig richtige. Die Liebe kam vor der Sprache in die Welt, und in ihrer eigenen frühen Jugend hatte sie Wege und Mittel gelernt, die sie nie vergessen hatte. Auf diese alte primitive Weise warb Martin um Ruth. Anfangs wußte er selbst nicht, daß er es tat, später erriet er es. Berührte seine Hand die ihrige, so wirkte das stärker als alle Worte, und die Wirkung seiner Kraft auf ihre Phantasie war weit verlockender als die gedruckten Gedichte und die lautgewordene Leidenschaft von tausend Generationen. Alles, was seine Zunge hätte sprechen können, hätte, wenigstens teilweise, ihren Verstand angerufen, die

Textarchiv@Strandbibliothek

flüchtige Berührung seiner Hand jedoch sprach direkt zu ihrem Instinkt. Ihr Verstand war ebenso jung wie sie selbst, ihre Instinkte aber waren so alt wie die Menschheit und noch älter. Sie waren jung gewesen, als die Liebe jung war, und sie waren klüger als Konventionen und Meinungen und all die andern neugeborenen Dinge. Und daher griff ihr Verstand nicht ein. Er wurde gar nicht herausgefordert, und sie ahnte selbst nicht, wie stark Martin von Augenblick zu Augenblick den Liebesinstinkt in ihr anrief. Andererseits war ihr so klar wie der Tag, daß er sie liebte, und sie freute sich bewußt über die verschiedenen Ausdrücke, die seine Liebe fand – die leuchtenden Augen mit ihren zärtlichen Lichtern, die zitternden Hände und die immer wiederkehrende dunkle Röte, die sich unter der sonnenverbrannten Haut über sein Gesicht ergoß. Sie ging sogar noch weiter und ermutigte ihn auf ihre eigene scheue Art, aber sie tat das so fein, daß er es niemals merkte, und so wenig bewußt, daß sie selbst es kaum ahnte. Ein Schauer durchrieselte sie bei diesen Beweisen ihrer weiblichen Macht, und es machte ihr Spaß, ihn zu quälen und mit ihm zu spielen.

Mangel an Erfahrung und allzu große Leidenschaft banden Martin die Zunge. Er setzte sein ungeschicktes Werben fort und kam ihr durch das bloße Beisammensein immer näher. Die Berührung seiner Hand war ihr angenehm, ja, mehr als das: ein Entzücken. Das wußte Martin nicht, aber er wußte, daß es ihr nicht unangenehm war. Nicht, daß ihre Hände sich so oft berührt hätten, außer bei Begrüßung und Abschied, aber er half ihr aufs Rad, schnallte die Bücher fest, die sie mit in die Berge nahmen, oder sie lasen zusammen und blätterten gemeinsam die Seiten um; bei solcher Gelegenheit berührte eine Hand die andere. Und es kam auch vor, daß ihr Haar seine Wange streifte, daß Schulter Schulter berührte, wenn sie sich zusammen über die Schönheit der Bücher freuten. Sie lächelte

Telegram@shahrabibliotek

über sich selbst, weil es sie hin und wieder reizte, in seinen Haaren zu wühlen; und er sehnte sich danach, wenn sie müde waren zu lesen, seinen Kopf in ihren Schoß zu legen und mit offenen Augen von der Zukunft zu träumen, die ihnen gehören sollte. Früher hatte er oft bei Ausflügen nach dem Shellmound-Park und dem Schuetson-Park seinen Kopf in den Schoß junger Mädchen gelegt, und gewöhnlich hatte er ruhig und selbstsüchtig geschlafen, während die Mädchen sein Gesicht vor der Sonne geschützt, auf ihn hinabgesehen, ihn geliebt und sich gewundert hatten, daß er ihrer Liebe mit so überlegener Gleichgültigkeit begegnete. Den Kopf in den Schoß eines jungen Mädchens zu legen, war für ihn stets die einfachste Sache von der Welt gewesen, jetzt aber entdeckte er, daß Ruths Schoß etwas Unerreichbares war. Und doch lag gerade in seiner Zurückhaltung die Macht seiner Werbung, denn diese Zurückhaltung bewirkte, daß er Ruth nie erschreckte. Ruth, die selbst zurückhaltend und scheu war, erwachte so nie zu dem Bewußtsein, welch gefährliche Richtung ihre Bekanntschaft einzuschlagen drohte. Unmerkbar und ihr unbewußt kam sie ihm immer näher, während er, der die wachsende Vertrautheit spürte, gern mehr gewagt hätte – aber er war zu zaghaft.

Einmal faßte er Mut, an einem Nachmittag, als er sie in dem verdunkelten Wohnzimmer mit schrecklichen Kopfschmerzen antraf.

»Nichts kann mir helfen«, hatte sie auf seine teilnehmende Frage erwidert. »Und Pulver nehme ich nicht. Dr. Hall erlaubt es mir nicht.«

»Ich glaube, ich kann Sie ohne Medizin kurieren«, lautete Martins Antwort. »Ich weiß es natürlich nicht sicher, aber ich möchte es versuchen. Es ist einfach nur Massage. Ich habe den Trick zuerst von den Japanern gelernt. Das sind fabelhafte Masseure, wissen Sie. Dann lernte ich es auf Hawaii gründlich, und noch einige Variationen dazu. Dort nennen sie es Lomi-

Telegrafenschulbibliothek

Lomi. Es hilft in den meisten Fällen so gut wie Medizin und manchmal noch ein bißchen besser.«

Kaum hatten seine Hände ihren Kopf berührt, als sie tief aufseufzte.

»Das tut gut«, sagte sie. Dann sprach sie erst wieder eine halbe Stunde später, als sie fragte: »Sind Sie nicht müde?«

Die Frage war nur eine Höflichkeitsformel, und sie kannte die Antwort im voraus. Dann verlor sie sich in schläfrige Träumerei über die lindernde Beruhigung, die in seiner Stärke lag. Es war, als ob das Leben selbst aus seinen Fingerspitzen strömte und den Schmerz vertrieb; so schien es ihr jedenfalls. Als der Schmerz nachließ, schlief sie ein, und er schlich sich fort.

Am Abend rief sie ihn an, um ihm zu danken.

»Ich habe bis zum Essen geschlafen«, sagte sie. »Sie haben mich vollkommen geheilt, Herr Eden, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll.«

Er war erregt, verlegen und sehr glücklich, als er ihr antwortete, und während des ganzen Telefongesprächs tanzte ihm die Erinnerung an Browning und die kränkliche Elizabeth Barrett durch den Kopf. Was einmal getan war, konnte wieder getan werden, und er, Martin Eden, konnte und wollte es für Ruth Morse tun. Er kehrte in seine Stube und zu Spencers ›Soziologie‹ zurück, die aufgeschlagen auf dem Tisch lag. Aber er konnte nicht lesen. Die Liebe quälte ihn und überrannte seinen Willen, und trotz aller Entschlossenheit saß er gleich darauf an dem kleinen Tisch mit den Tintenflecken. Das Sonett, das er an diesem Abend schrieb, war das erste eines Liebeszyklus von fünfzig Sonetten, die er im Lauf von zwei Monaten vollendete. Er dachte beim Schreiben an Elizabeth Brownings ›Sonette aus dem Portugiesischen‹ und er schrieb die seinen unter den besten Bedingungen für ein großes

Telegrafenschaberbibliothek

Werk, auf einem Höhepunkt des Lebens und in den Schmerzen seines eigenen süßen Liebesrauschs.

Die vielen Stunden, die er nicht mit Ruth zusammen war, widmete er seinem ›Liebeszyklus‹, der Lektüre daheim oder in den Lesesälen der Bibliothek und erweiterte seine Kenntnisse der Zeitschriften und der Taktik, die sie mit ihrem Inhalt verfolgten. Die Stunden mit Ruth brachten ihn fast von Sinnen durch ihre Verheißungen und Zweifel.

Eine Woche, nachdem er sie von ihren Kopfschmerzen geheilt hatte, schlug Norman eine Mondscheinfahrt auf dem Merritt-See vor, und Arthur und Olney erklärten ihr Einverständnis. Martin war der einzige, der mit einem Segelboot umzugehen verstand, und so wurde er denn ohne weiteres mit Beschlag belegt. Ruth saß dicht neben ihm im Stern des Bootes, während die drei jungen Leute mittschiffs saßen, tief in einen wortreichen Streit über geschäftliche Angelegenheiten verwickelt.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, und Ruth, die schweigend in die sternenbesäte Himmelswölbung starrte, spürte, wie ein plötzliches Einsamkeitsgefühl sie überkam. Sie blickte Martin an. Ein Windstoß legte das Boot auf die Seite, daß das Deck unter Wasser kam, und er, der mit der einen Hand das Ruder und mit der andern die Großschoot hielt, luvte ganz leicht, während er gleichzeitig geradeaus blickte, um die nicht ferne Nordküste zu erkennen. Er merkte nicht, daß sie ihn ansah, und sie beobachtete ihn gespannt, während sie über den merkwürdigen Charakterzug nachsann, der ihn, einen jungen Mann mit so unverkennbarer Begabung, seine Zeit damit vergeuden ließ, Geschichten und Gedichte zu schreiben, die im voraus zu Mittelmäßigkeit und Mißerfolg verurteilt waren.

Ihre Augen wanderten über den starken Hals, den sie undeutlich im Schein der Sterne sah, und den kühnen, stolzen Kopf, und wieder überkam sie der Wunsch, die Hände um

Telegram@Schandbibliothek

seinen Nacken zu legen. Die Stärke, die sie verabscheute, zog sie gleichzeitig an. Ihr Einsamkeitsgefühl wuchs, und sie empfand eine große Müdigkeit. Das Sitzen in dem auf der Seite liegenden Boot verursachte ihr fast Krämpfe, und sie dachte an die Kopfschmerzen, die er geheilt hatte, und die beruhigende Kraft, die in ihm lebte. Er saß neben ihr, und es war, als ob das Boot sie ihm entgegenschaukelte. Da erwachte in ihr ein unwiderstehlicher Drang, sich an ihn zu lehnen, Ruhe in seiner Kraft zu suchen – eine unbestimmte, unklare Eingebung, die sie schließlich, als sie darüber nachzudenken begann, so übermannte, daß sie sich an ihn lehnte. Oder war es nur die Bewegung des Bootes? Sie wußte es nicht – erfuhr es nie. Sie wußte nur, daß sie sich an ihn lehnte, und daß das Gefühl von Ruhe und Linderung, das sie überkam, unsagbar schön war. Vielleicht war es die Schuld des Bootes, aber sie versuchte nicht, dagegen anzukämpfen. Sie lehnte sich an seine Schulter und tat es auch dann noch, als er sich anders hinsetzte, um es ihr bequemer zu machen.

Es war Wahnsinn, aber sie wollte nicht daran denken, daß es Wahnsinn war. Sie war nicht mehr sie selber, sondern ein Weib, mit dem Verlangen des Weibes, sich anzuklammern; und obwohl sie sich nur ganz leicht an ihn lehnte, wurde dieses Verlangen befriedigt. Sie war nicht mehr müde. Martin sprach nicht. Hätte er es getan, so wäre der Zauber gebrochen worden. Aber das Schweigen, das die Liebe ihn lehrte, vertiefte den Zauber noch. Er war verwirrt und schwindlig. Er konnte nicht fassen, was geschehen war. Es war zu wunderbar, um etwas anderes zu sein als ein Fiebertraum. Er bezwang sein wahnsinniges Verlangen, Schoot und Ruder loszulassen und sie in seine Arme zu schließen. Er fühlte instinktiv, das wäre falsch gewesen, und freute sich, daß Schoot und Ruder seine Hände brauchten und die Versuchung abwehrten.

Telegramgeschenkbibliothek

Aber er luvte weniger vorsichtig und ließ schamlos das Segel killen, um die Fahrt nach der Nordküste zu verlängern. Wenn sie die Küste erreichten, mußte er halsen, und dann war die Berührung zu Ende. Er segelte mit großer Gewandtheit, verringerte die Schnelligkeit, ohne daß die drei jungen Männer es bemerkten, und war im stillen dankbar für seine schwersten Fahrten, weil sie ihm diese wunderbare Nacht ermöglichten. Sie hatten ihm die Herrschaft über Wasser, Boot und Wind geschenkt, so daß er hier mit ihr, die sich dicht an seine Schulter lehnte, segeln konnte.

Als die ersten Strahlen des aufgehenden Mondes das Segel trafen, so daß das Boot in Perlmutterschimmer leuchtete, rückte Ruth von ihm fort. Und im selben Augenblick fühlte sie, daß auch er zur Seite rückte. Sie hatten beide den Wunsch, nicht entdeckt zu werden. Die ganze Episode war die schweigende, geheime Anerkennung eines vertrauten Verhältnisses. Sie saß mit heißen Wangen ein Stück von ihm entfernt, während ihr die volle Bedeutung dessen, was sie getan, aufging. Sie hatte etwas begangen, was sie weder ihre Brüder noch Olney sehen lassen wollte. Warum nur? Nie im Leben hatte sie etwas Ähnliches getan, und doch hatte sie manche Mondscheinfahrt mit andern jungen Leuten unternommen. Nie hatte sie ein solches Verlangen gespürt. Sie war von der Scham über ihre eigene keimende weibliche Sehnsucht überwältigt. Sie warf einen verstohlenen Blick auf Martin, der jetzt ganz vom Halsen in Anspruch genommen war, und sie haßte ihn fast, weil er sie etwas so Unweibliches und Beschämendes hatte tun lassen. Und von allen Männern gerade er! Vielleicht hatte ihre Mutter recht, und sie sah ihn zu oft. Nie wieder sollte so etwas geschehen, beschloß sie bei sich, und in Zukunft wollte sie ihn nicht so häufig sehen. Ein wilder Gedanke tauchte in ihrem Kopfe auf: Wenn sie das nächste Mal allein waren, wollte sie ihm eine Erklärung geben,

Telegramgeschichtsbibliothek

ihn belügen und ganz nebenbei von der Ohnmacht sprechen, die sie eben, bevor der Mond aufging, befallen hatte. Aber dann fiel ihr ein, daß sie ja beide, als der verräterische Mond aufging, beiseite gerückt waren, und sie wußte, daß er ihre Lüge durchschauen würde.

In den folgenden schnell dahingleitenden Tagen war sie nicht mehr sie selbst, sondern ein fremdes, verwirrtes Geschöpf, das sich mit hartnäckiger Verachtung über Vernunft und Selbstanalyse hinwegsetzte, weder in die Zukunft sehen noch an sich selbst oder daran denken wollte, wohin es trieb. Sie lebte im Fieber des prickelnden Mysteriums, abwechselnd bezaubert und erschreckt, und in einer andauernden Verwirrung. Nur an einem Gedanken hielt sie dabei standhaft fest, und sie fühlte, daß von ihm ihre Sicherheit abhing. Sie wollte Martin nicht erlauben, ihr seine Liebe zu gestehen; solange sie dabei blieb, war alles gut. In ein paar Tagen war er auf dem Meere, und selbst wenn er etwas sagte, war auch noch alles gut. Es konnte nicht anders sein, denn sie liebte ihn ja nicht. Natürlich würde es eine peinliche halbe Stunde für ihn und eine recht unangenehme für sie werden, denn es war ihr erster Antrag. Ein angenehmer Schauer durchrieselte sie bei diesem Gedanken. Sie war wirklich ein Weib und er ein Mann, bereit, sie zu bitten, seine Frau zu werden. Das war ein Lockruf an alle Grundfesten ihres Geschlechts. Das ganze Gefüge ihres Lebens, alles, was ihr innerstes Wesen ausmachte, zitterte und geriet ins Wanken. Immer wieder flatterte ihr der Gedanke durch den Sinn, wie eine vom Licht angezogene Motte. Sie ging so weit, daß sie sich in Gedanken Martins Antrag ausmalte und ihm sogar die Worte in den Mund legte; sie studierte die Ablehnung ein, milderte sie mit freundlichen Worten und ermahnte ihn, ein wahrhaftes, männlich edles Leben zu führen. Und vor allem mußte er aufhören, Zigaretten zu rauchen. Das würde sie besonders betonen. Aber nein, sie

Tolkyrine@Shamarsobliothek

durfte ihm gar keine Gelegenheit zum Sprechen geben. Sie mußte ihn daran hindern, wie sie es ihrer Mutter versprochen hatte. Mit heißen Wangen und am ganzen Körper fiebernd, wies sie die Situation, die sie selbst heraufbeschworen hatte, voll Bedauern wieder von sich. Ihr erster Antrag mußte für einen günstigeren Zeitpunkt und für einen passenderen Bewerber aufgeschoben werden.

Telegram@shabarsbibliothek

Einundzwanzigstes Kapitel

Es kam ein wunderbarer Herbsttag, warm und träge, zitternd unter der Stille, die den Wechsel der Jahreszeiten ankündigt, ein echter kalifornischer Spätsommertag, mit verschleierter Sonne und leichten, wechselnden Winden, die den Schlummer der Luft nicht störten. Feine Purpurnebel, die nicht Dunst, sondern Farbengewebe waren, verhüllten die Bergschluchten. San Franzisko lag wie ein dunkler Rauchfleck auf seinen Höhen. Die Bucht zwischen der Stadt und den Bergen war eine mattschimmernde Fläche wie aus geschmolzenem Metall, auf der Segler unbeweglich lagen oder mit der langsam gleitenden Strömung trieben. Der ferne Tamalpais hob sich, im Silbernebel kaum sichtbar, groß und mächtig vom Goldenen Tor ab, das wie ein blaßgoldener Weg unter der westwärts wandernden Sonne lag. Auf der andern Seite breitete sich, undeutlich und mächtig, der Stille Ozean, und am Horizont darüber wälzten sich Wolkenmassen, die landeinwärts zogen und den ersten stürmischen Hauch des Winters verkündeten.

Der Sommer ging zur Neige. Und doch hielt er noch an, wenn er auch immer mehr schwand und gegen die Berge zurückwich, einen immer tieferen Purpurschleier über die Täler breitend, ein Leichentuch von Nebel aus schwindenden Kräften und gesättigtem Entzücken webend, langsam hinsterbend mit der ruhigen Zufriedenheit darüber, daß er gelebt und gut gelebt hatte. Und in den Bergen, an ihrer Lieblingsstelle, saßen Martin und Ruth Seite an Seite, über dasselbe Buch gebeugt, und er las ihr die Liebessonette der Frau vor, die Browning mit einer Liebe geliebt hatte, wie sie nur den wenigsten Männern zuteil wird.

Teboran@shelbarshi.lioinck

Aber das Lesen ging nur langsam. Der Zauber der scheidenden Schönheit um sie her war zu stark. Das goldene Jahr starb, wie es gelebt hatte, in schöner, reueloser Wollust, und die Luft war schwer von Erinnerung an gestilltes Entzücken. Dies Gefühl erfaßte auch sie, ließ sie träumen und schmachten, schwächte die Fibern des Entschlusses und legte Dunst und Purpurnebel über das Antlitz der Moral und der Vernunft. Martin fühlte, wie ihm weich und zärtlich zumute wurde, und von Zeit zu Zeit durchfuhr ihn eine Glutwelle. Sein Kopf war dem ihren sehr nahe, und wenn das wandernde Phantom des Sommerwindes mit ihrem Haar spielte, so daß es sein Gesicht berührte, dann verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen.

»Ich glaube nicht, daß Sie selbst ein Wort von dem verstehen, was Sie lesen«, sagte sie einmal, als er die Zeile verloren hatte.

Er sah sie mit brennendem Blick an und wollte verlegen werden, als ihm plötzlich eine treffende Antwort auf die Lippen kam:

»Ich glaube, Sie auch nicht. Wovon handelte das letzte Sonett?«

»Ich weiß es nicht«, lachte sie freimütig. »Ich habe es schon vergessen. Wir wollen nicht mehr lesen. Das Wetter ist zu schön.«

»Und es wird für einige Zeit der letzte Tag sein, den wir hier draußen verbringen«, sagte er ernst. »Vom Meer her zieht ein Sturm herauf.«

Das Buch glitt aus seinen Händen auf die Erde, und sie sahen schweigend auf die träumende Bucht hinaus, mit Augen, die träumten und nicht sahen. Ruth warf einen verstohlenen Blick auf seinen Hals. Sie lehnte sich nicht an ihn. Sie fühlte sich zu ihm getrieben von einer Kraft, die stärker war als das Gesetz der Schwere, so stark wie das Schicksal selbst. Sie brauchte nur einen Zoll weiter zu rücken, und es geschah, ohne daß sie

Telegram@shakespearsbibliothek

selbst einen Willen hatte. Ihre Schulter berührte die seine so leicht wie ein Schmetterling eine Blüte, und ebenso leicht war der Gegendruck. Sie fühlte, wie seine Schulter sich gegen die ihre lehnte und ein Zittern ihn durchfuhr. Jetzt war es Zeit für sie, sich zurückzuziehen. Aber ihr Tun ließ sich nicht mehr von ihrem Willen beherrschen – sie dachte nicht einen Augenblick an Beherrschung oder Willen in der süßen Torheit, die über sie gekommen war.

Sein Arm stahl sich hinter ihren Rücken. In entzückter Qual wartete sie die langsame Bewegung ab. Sie wartete, sie wußte selbst nicht auf was, schwer atmend, mit trockenen, brennenden Lippen, mit heftig klopfenden Pulsen und einem wahren Fieber der Vorahnung im Blut. Der Arm, der sie umschlang, hob sie ein wenig und zog sie langsam und liebkosend an sich. Sie konnte nicht länger warten. Mit einem müden Seufzer und einer unwillkürlichen, krampfhaften Bewegung legte sie ihren Kopf an seine Brust. Er beugte sich schnell über sie, und als seine Lippen sich näherten, hob sie ihnen ihren Mund entgegen.

Das muß Liebe sein, dachte sie in dem einen Augenblick, als sie denken durfte. War das nicht Liebe, dann war es zu schändlich. Dies konnte nichts als Liebe sein. Sie liebte diesen Mann, der den Arm um sie geschlungen hatte und dessen Lippen sich auf die ihren preßten. Sie preßte sich enger an ihn mit einer Bewegung, als wolle sie Schutz bei ihm suchen. Und einen Augenblick später riß sie sich halb aus seiner Umarmung, richtete sich plötzlich triumphierend auf und schlang beide Arme um Martin Edens sonnenverbrannten Nacken. Wie ein heftiger Schmerz durchfuhr sie Liebe und gestillte Sehnsucht, so daß sie leise stöhnte, die Hände sinken ließ und halb bewußtlos in seinen Armen lag.

Nicht ein Wort war gesprochen worden, und lange Zeit wurde kein Wort gesprochen. Zweimal beugte er sich hinab

Telegrafenschulbibliothek

und küßte sie. Und jedesmal begegneten ihre Lippen scheu den seinen, und ihr Körper schmiegte sich glückselig an ihn. Sie klammerte sich an ihn, unfähig, loszulassen, und er saß und trug sie fast in seinen Armen, während seine Augen, ohne etwas zu sehen, nach der großen Stadt starrten, die wie ein Rauchfleck jenseits der Bucht lag. Diesmal entstanden keine Bilder in seinem Hirn. Nur Farben, Lichter und Gluten pulsten dort, warm wie der Tag und warm wie seine Liebe. Er beugte sich über sie. Da redete sie.

»Seit wann liebst du mich?« flüsterte sie.

»Von Anfang an – vom allerersten Augenblick, als meine Augen dich sahen. Schon damals war ich toll vor Liebe nach dir, und in der Zeit, die vergangen ist, bin ich nur noch toller geworden. Und jetzt bin ich am allertollsten, Liebste. Ich bin wie verrückt, die Freude hat mir den Kopf verdreht.«

»Ich freue mich so, daß ich eine Frau bin, Martin… Lieber«, sagte sie nach einem tiefen Seufzer.

Er preßte sie immer wieder an sich, und dann fragte er:

»Und du – seit wann weißt du es?«

»Ich habe es die ganze Zeit gewußt, fast vom ersten Augenblick an.«

»Und ich bin blind wie ein Maulwurf gewesen«, rief er, und seine Stimme klang ärgerlich. »Ich habe es mir nicht träumen lassen, bis zu dem Augenblick, als ich… als ich dich küßte.«

»Das meinte ich nicht.« Sie zog sich ein wenig zurück und sah ihn an. »Ich meinte, ich wußte fast von Anfang an, daß du mich liebtest.«

»Und du?« fragte er.

»Das kam ganz plötzlich.« Sie sprach sehr langsam, in ihren Augen leuchtete ein warmes, unsicheres, zärtliches Licht, und auf ihren Wangen lag eine heiße Röte, die nicht weichen wollte. »Ich habe es nicht gewußt… bis du mich in deine Arme nahmst. Und ich hätte nie daran gedacht, dich zu heiraten,

Telegram@shadow_bibliothek

Martin, bis heute. Wie hast du es nur gemacht, daß ich dich liebe?«

»Ich weiß es nicht«, lachte er. »Wohl nur dadurch, daß ich dich liebte; denn ich liebte dich heiß genug, um einen Stein zu schmelzen, wieviel eher das Herz eines lebendigen, atmenden Mädchens, wie du es bist.«

»Das ist alles so anders, als ich mir die Liebe gedacht habe«, sagte sie plötzlich zusammenhanglos.

»Wie hast du sie dir denn gedacht?«

»Ich glaubte nicht, daß es so wäre.«

Sie sah ihm beim Sprechen in die Augen, dann aber schlug sie die ihren nieder und fuhr fort: »Ich wußte ja nicht, wie es ist.«

Er versuchte, sie wieder an sich zu ziehen, aber es war nur die Andeutung einer Muskelbewegung in dem Arm, der sie umschloß, denn er fürchtete, zu gierig zu sein. Da fühlte er, wie ihr Körper nachgab, und wieder lag sie in seinen Armen, und Mund preßte sich auf Mund.

»Was sie nur zu Hause sagen werden?« fragte sie plötzlich erschrocken in einer Pause.

»Das weiß ich nicht. Aber wir können es ja leicht erfahren, sobald wir es wollen.«

»Wenn Mutter aber Einspruch erhebt? Ich habe solche Angst, es ihr zu sagen.«

»Dann laß mich es ihr sagen«, schlug er mutig vor. »Ich glaube zwar nicht, daß deine Mutter mich besonders gern hat, aber ich werde sie schon auf unsere Seite kriegen. Der Mann, der dich gewinnen kann, kann alles gewinnen. Und selbst wenn wir nicht…«

»Was dann?«

»Nun, so haben wir ja uns. Aber es ist keine Gefahr, daß deine Mutter nicht in unsere Heirat einwilligt. Sie liebt dich viel zu sehr.«

Telegram@Strahlersbibliothek

»Ich möchte ihr nicht das Herz brechen«, sagte Ruth nachdenklich.

Er hätte ihr am liebsten versichert, daß die Herzen der Mütter nicht so leicht brechen. Statt dessen aber sagte er: »Und Liebe ist das Größte auf der Welt.«

»Weißt du, Martin, manchmal erschreckst du mich. Das tust du auch jetzt, wenn ich daran denke, wie du gewesen bist. Du mußt sehr, sehr gut zu mir sein. Vergiß nicht, daß ich trotz allem noch ein Kind bin. Ich habe noch nie geliebt.«

»Ich auch nicht. Wir sind beide Kinder. Und wir sind glücklicher als die meisten, denn wir haben uns in unserer ersten Liebe gefunden.«

»Aber das ist doch unmöglich!« rief sie und löste sich mit einer hastigen, leidenschaftlichen Bewegung aus seinen Armen. »Bei dir unmöglich! Du bist Seemann gewesen, und Seeleute, habe ich gehört, sind… sind…«

Ihre Stimme zitterte und versagte.

»Sind gewohnt, in jedem Hafen eine Braut zu haben«, ergänzte er. »Ist es das, was du meinst?«

»Ja«, antwortete sie leise.

»Aber das ist nicht Liebe«, sagte er ruhig. »Ich bin in vielen Häfen gewesen, aber ich habe nie, und wenn auch noch so kurz, etwas gefühlt, das Liebe genannt werden könnte, ehe ich dich an jenem ersten Abend sah. Denk dir, als ich dir Lebewohl gesagt hatte und heimging, wäre ich fast verhaftet worden.«

»Verhaftet?«

»Ja. Der Schutzmann glaubte, ich sei betrunken, und ich war es auch – berauscht von Liebe zu dir.«

»Aber du sagtest, wir wären Kinder, und ich sagte, bei dir sei das unmöglich, und wir sind vom Kern der Sache abgekommen.«

Telegram@strahlersbibliothek

»Ich sagte, daß ich nie eine andere als dich geliebt habe«, antwortete er. »Du bist meine erste, meine allererste Liebe.«

»Und doch bist du Seemann gewesen.«

»Aber das hindert doch nicht, daß du meine erste Liebe bist.«

»Und es hat Frauen gegeben… andere Frauen – ach!«

Und zu Martin Edens äußerstem Erstaunen brach sie in einen Strom von Tränen aus, und es bedurfte vieler Küsse und Liebkosungen, um sie zu beruhigen. Und die ganze Zeit ging ihm eine Zeile von Kipling durch den Kopf: »Und des Obersten Lady und Judy O'Grady sind Schwestern im Grunde.« Das ist also wahr, dachte er, obgleich die Romane, die er gelesen, ihn etwas anderes hatten glauben lassen. Der Eindruck, den er durch die Romane gewonnen hatte, war, daß man in den oberen Klassen nur förmliche Anträge kannte. Die jungen Männer und Mädchen seiner Schicht konnten sich durch die Berührung gewinnen, aber die erhabenen Wesen droben auf den Höhen auf die gleiche Weise zu umwerben, war ihm undenkbar erschienen. Und doch hatten die Romane unrecht. Er hatte ja den Beweis. Derselbe Druck, dieselbe wortlose Liebkosung, die auf das junge Mädchen aus der Arbeiterklasse wirkten, wirkten ebenso auf das junge Mädchen, das über ihr stand. Sie waren trotz alledem aus demselben Stoff – Schwestern im Grunde –, und das hätte er ja selbst wissen können, wenn er nur an seinen Spencer gedacht hätte. Während er Ruth in seinen Armen hielt und sie beruhigte, war ihm der Gedanke ein großer Trost, daß »des Obersten Lady und Judy O'Grady im Grunde Schwestern« waren. Das brachte ihm Ruth näher, machte sie erreichbarer. Ihr geliebter Körper war wie der Körper aller andern Menschen – wie sein eigener Körper.

Es gab keinen Grund, der eine Heirat unmöglich gemacht hätte, der einzige Unterschied war der Klassenunterschied, und der war rein äußerlich. Man konnte ihn abschütteln. Er hatte

Telegram@strabbersblitzdruck

von einem Sklaven gehört, der sich den Purpur des römischen Kaisers erobert hatte. War das möglich, so konnte er sich auch zu Ruth erheben. Trotz ihrer engelhaften Reinheit, ihrer Kultur und ihrer ätherischen Seelenschönheit war sie in allen rein menschlichen Dingen genau wie Lizzie Connolly und die andern jungen Mädchen dieser Art. Alles, was bei ihnen möglich war, konnte man auch von ihr erwarten. Sie konnte lieben und hassen, vielleicht sogar hysterisch und ganz sicher eifersüchtig sein, wie sie es jetzt war, als sie müde in seinen Armen weinte.

»Außerdem bin ich älter als du!« rief sie plötzlich, öffnete die Augen und sah zu ihm auf. »Vier Jahr älter.«

»Still! Du bist nur ein Kind, und an Erfahrung bin ich vierzig Jahre älter als du«, lautete seine Antwort.

Wirklich, in allem, was ihre Liebe betraf, waren sie Kinder, und in ihren Ausdrücken für diese Liebe waren sie ebenso naiv und unreif wie zwei Kinder, und das, obwohl Ruth vollgepfropft war mit Universitätsbildung und sein Kopf mit Philosophie und den harten Tatsachen des Lebens.

So saßen sie beieinander, während der strahlende Tag schwand, und sprachen zusammen, wie Verliebte es so gern tun, staunten über das Wunder ihrer Liebe und das Schicksal, das sie auf so seltsame Art zusammengeführt hatte, und glaubten fest, daß sie sich so heiß liebten, wie noch kein Paar vor ihnen sich geliebt hatte. Und immer wieder erzählten sie, welchen Eindruck sie bei ihrer ersten Begegnung aufeinander gemacht hatten, und immer wieder machten sie hoffnungslose Versuche, ihr Gefühl füreinander und die Größe dieses Gefühls ganz genau zu beschreiben.

Die Wolkenmassen am westlichen Horizont schlossen sich über der sinkenden Sonne, und der ganze Himmelskreis flammte wie die rotesten Rosen, während der Zenit in derselben warmen Farbe strahlte. Das rosenrote Licht ergoß

Telegrafenschaltsbibliothek

sich über sie und alles um sie her, und Ruth sang: »Leb wohl, du schöner Tag!« Sie sang leise, von seinen Armen gewiegt, und so saßen sie, Herz an Herz und Hand an Hand.

Telegram@shabarsbibliothek

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Frau Morse bedurfte keiner mütterlichen Intuition, um die Nachricht in Ruths Gesicht zu lesen, als sie heimkehrte. Die Glut, die noch nicht von ihren Wangen weichen wollte, erzählte die einfache Geschichte; noch beredter aber waren die großen, strahlenden Augen, die eine unverkennbare innere Seligkeit spiegelten.

»Was ist geschehen?« fragte Frau Morse, die geduldig gewartet hatte, bis Ruth zu Bett gegangen war.

»Du weißt also?« fragte Ruth mit bebenden Lippen. Statt zu antworten, schlang die Mutter ihren Arm um sie und strich ihr sanft liebkosend übers Haar.

»Er hat nichts gesagt«, brach es aus ihr heraus. »Es war nicht meine Absicht, und ich hätte es ihn nie sagen lassen – aber er hat auch nichts gesagt.«

»Aber wenn er nicht gesprochen hat, dann kann doch auch nichts geschehen sein?«

»Doch – es ist etwas geschehen.«

»Du lieber Gott, Kind, was redest du da?« Frau Morse war ganz bestürzt. »Ich glaube, ich weiß doch nicht, was geschehen ist. Was ist es denn?«

Ruth sah ihre Mutter erstaunt an.

»Ich glaubte, du wüßtest es. Wir haben uns verlobt, Martin und ich!«

Frau Morse lachte ungläubig und ärgerlich.

»Nein, er hat nichts gesagt«, erklärte Ruth. »Er liebte mich eben, und das war alles. Ich war ebenso überrascht wie du jetzt. Er sagte nicht ein Wort. Er legte nur seinen Arm um mich. Und… und ich kannte mich nicht mehr. Und er küßte

Telegrafenhaus-Bibliothek

mich, und ich küßte ihn. Ich konnte nicht anders. Ich mußte einfach. Und da wußte ich, daß ich ihn liebte.«

Sie schwieg und wartete gespannt, daß ihre Mutter sie küssen und segnen sollte, aber Frau Morse blieb stumm und kalt.

»Es ist schrecklich, das weiß ich«, begann Ruth wieder mit zitternder Stimme. »Und ich weiß nicht, wie ihr mir je verzeihen sollt. Aber ich konnte nichts dafür. Ich ahnte nicht, daß ich ihn liebte, bis zu diesem Augenblick. Und du mußt bei Vater für mich sprechen.«

»Wäre es nicht am besten, Vater gar nichts zu sagen? Laß mich mit Martin Eden sprechen und ihm alles erklären. Er wird es verstehen und dir deine Freiheit wiedergeben.«

»Nein, nein!« rief Ruth und fuhr hoch. »Ich will meine Freiheit nicht wiederhaben. Ich liebe ihn, und es ist süß zu lieben. Ich werde ihn heiraten – wenn ihr mich laßt, natürlich.«

»Wir haben andere Pläne für dich, liebe Ruth, dein Vater und ich – ach nein, nein! Wir haben noch keinen Mann für dich gewählt oder dergleichen. Unsere Pläne gehen nicht weiter, als daß du in deinem eigenen Stande heiraten sollst, einen guten, rechtschaffenen Mann, den du selbst wählen wirst, wenn du ihn liebst.«

»Aber ich liebe doch schon Martin«, klagte Ruth.

»Wir wollen deine Wahl in keiner Weise beeinflussen, aber du bist unsere Tochter, und wir könnten es nicht ertragen, dich in einer solchen Ehe zu sehen. Er ist plump und gewöhnlich, und du bist fein und gebildet. Er ist in keiner Weise eine Partie für dich. Er kann dich nicht erhalten. Wir machen uns keine törichten Vorstellungen von Reichtum, aber Wohlstand ist etwas ganz anderes, und unsere Tochter soll wenigstens einen Mann heiraten, der ihr ein auskömmliches Leben bieten kann, nicht einen armen Abenteurer, einen Matrosen, Cowboy, Schmuggler, und der Himmel mag wissen, was sonst – der

Telegram@stadtbibliothek

noch dazu unbesonnen ist und kein Verantwortungsgefühl kennt.«

Ruth schwieg. Sie erkannte jedes Wort als richtig an.

»Er vergeudet seine Zeit mit seinen Schreibereien, mit seinen Versuchen, das zu erreichen, was einem Genie oder einem ungewöhnlich begabten Mann mit akademischer Bildung zuweilen gelingt. Ein Mann, der an eine Ehe denkt, sollte sich darauf vorbereiten. Aber er? Wie gesagt, und ich weiß, daß du darin mit mir einig bist, er hat kein Verantwortungsgefühl. Und wie sollte er auch? So sind eben die Seeleute. Er hat nie Sparsamkeit und Mäßigkeit gelernt. Die Jahre, in denen er sich in der Welt herumtrieb, haben ihn geprägt. Es ist selbstverständlich nicht seine Schuld, aber das macht ihn nicht anders. Und hast du an das zügellose Leben gedacht, das er in diesen Jahren geführt haben muß? Hast du daran gedacht, mein Kind? Du weißt, was Ehe bedeutet.«

Ruth klammerte sich schaudernd an die Mutter.

»Ich habe daran gedacht«, Ruth wartete eine Weile, daß ihre Gedanken Form annehmen sollten, »und es ist schrecklich. Der Gedanke daran macht mich krank. Ich sagte ja, es ist ein furchtbares Unglück, daß ich ihn liebe, aber ich kann nichts dafür. Konntest du dafür, daß du Vater liebtest? Ebenso geht es mir. Es ist etwas in mir, in ihm – bis auf den heutigen Tag habe ich nicht gewußt, daß es da war; aber es ist da, und es zwingt mich, ihn zu lieben. Ich hätte nie gedacht, daß ich ihn liebe, aber siehst du, ich tue es eben«, schloß sie, und ein leiser Klang von Triumph war in ihrer Stimme.

Sie sprachen noch lange miteinander, kamen aber zu keinem rechten Ergebnis und einigten sich schließlich dahin, zunächst nichts weiter in der Sache zu tun und eine unbestimmte Zeit abzuwarten.

Telegram @schattenbibliothek

Zu demselben Entschluß kam etwas später am Abend Ruths Vater, als Frau Morse ihm von dem Mißlingen ihres Planes berichtete.

»Es war kaum anders möglich«, lautete Herrn Morses Urteil. »Dieser junge Seemann war der einzige Mann, mit dem sie in Berührung kam. Früher oder später mußte sie erwachen; jetzt ist sie erwacht, und da er der einzige junge Mann war, der im Augenblick erreichbar war, mußte sie sich prompt in ihn verlieben, oder jedenfalls bildet sie es sich ein, was auf dasselbe hinausläuft.«

Frau Morse übernahm es, Ruth langsam und indirekt zu beeinflussen, was ihr besser schien, als mit ihr zu kämpfen. Sie würde Zeit genug haben, denn Martin war nicht in der Lage zu heiraten.

»Laß sie ihn sehen, so viel sie will«, lautete Herrn Morses Rat. »Je besser sie ihn kennenlernt, desto weniger wird sie ihn lieben, möchte ich wetten. Und gib ihr Gelegenheit, Vergleiche anzustellen. Hole junge Leute ins Haus; junge Mädchen und junge Männer, alle möglichen jungen Leute, tüchtige Männer, die etwas erreicht haben und etwas tun, Männer aus ihrem eigenen Stand – gebildete Männer. Sie kann ihn mit ihnen vergleichen, und dann wird sie sehen, was wirklich an ihm dran ist. Und schließlich ist er ja ein reines Kind, erst einundzwanzig Jahre alt. Ruth ist auch ein Kind. Es ist die reine Backfischschwärmerei, und die verliert sich schon.«

Und dabei blieb es. Im engsten Familienkreis akzeptierte man, daß Ruth und Martin verlobt waren, aber veröffentlicht wurde die Verlobung nicht. Die Familie glaubte nicht, daß es je nötig sein würde. Außerdem wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß die Verlobungszeit sehr lange dauern würde. Ruths Eltern forderten nicht, daß Martin sich Arbeit suchen oder mit Schreiben aufhören sollte. Sie ermunterten ihn nicht, seine Verhältnisse zu verbessern. Und er half ihnen und

Telegram@standardbibliothek

unterstützte sie in ihren unfreundschaftlichen Plänen, denn nichts lag seinen Gedanken ferner, als eine Stellung anzunehmen.

»Ich weiß nicht, ob es dir gefallen wird, was ich getan habe«, sagte er einige Tage später zu Ruth. »Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß es zu teuer ist, bei meiner Schwester zu leben, und darum will ich mich selbst versorgen. Ich habe schon ein Zimmer im Norden von Oakland gefunden – ruhige Nachbarschaft und auch sonst alles in Ordnung, weißt du, und ich habe mir einen Petroleumkocher angeschafft.«

Ruth war begeistert. Besonders der Petroleumkocher fand ihren Beifall.

»So hat auch Herr Butler angefangen«, sagte sie.

Martin ärgerte sich heimlich, daß dieser würdige Herr ins Feld geführt wurde, und fuhr fort: »Ich habe Briefmarken auf alle meine Manuskripte geklebt und sie wieder an die Redaktionen geschickt. Heute ziehe ich um, und morgen fange ich an zu arbeiten.«

»Du hast eine Stellung!« rief sie, und verriet die frohe Überraschung mit ihrem ganzen Körper, schmiegte sich dichter an ihn und drückte ihm lächelnd die Hand. »Und das hast du mir nicht erzählt! Was ist es?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich will nur wieder anfangen zu schreiben.«

Ihr froher Ausdruck schwand, und er fuhr hastig fort: »Du darfst mich nicht mißverstehen. Diesmal gehe ich nicht mit allzu strahlenden Erwartungen daran. Es soll ein ganz nüchternes, prosaisches Geschäft werden. Das ist besser, als wieder zur See zu gehen, und ich werde mehr Geld verdienen, als irgendeine Stellung in Oakland einem Mann ohne Vorbildung einbringen kann. Siehst du, dieser Urlaub, den ich mir genommen habe, hat mir Übersicht gegeben. Ich habe mir nicht die Seele aus dem Leib geschunden, und ich habe nichts

Telegram@shanabibliothek

geschrieben – wenigstens nichts, was für die Öffentlichkeit berechnet ist. Ich habe nichts getan als dich geliebt und nachgedacht. Ich habe auch etwas gelesen, hauptsächlich Zeitschriften, aber das war ein Teil meines Denkens. Ich habe allgemeine Betrachtungen angestellt über mich selbst und die Welt und die Möglichkeit, eine Stellung zu erringen, die deiner würdig wäre. Und dann habe ich Spencers ›Philosophie des Stils‹ gelesen und ein ganz Teil gelernt, was mit mir oder vielmehr mit meiner Schreiberei los war; und übrigens mit dem meisten, was jeden Monat in den Zeitschriften steht. Aber das Ergebnis von allem – von meinem Denken, Lesen und Lieben ist, daß ich jetzt die Meisterwerke lassen und Tagelöhnerarbeit machen werde – Witze, Anekdoten, kleine Zeitungsartikel, Charakterbilder, Skizzen, humoristische Verse, Vereinsgedichte und all den Unsinn, nach dem anscheinend eine so große Nachfrage herrscht. Es gibt ja die großen Zeitungssyndikate, Syndikate für Kurzgeschichten und Syndikate für Sonntagsbeilagen. Ich kann ihnen den Stoff liefern, den sie brauchen, und so viel verdienen, daß es einem guten Gehalt entspricht. Es gibt Leute, die mit derartiger Zufallsarbeit vier- bis fünfhundert Dollar monatlich verdienen. Ich will nicht mit ihnen wetteifern, aber ich will mir ein ordentliches Einkommen schaffen und dabei viel Zeit zu meiner Verfügung haben, was in einer festen Stellung nicht möglich ist. In meiner freien Zeit kann ich dann studieren und meine eigentliche Arbeit tun. Zwischendurch will ich versuchen, Meisterwerke zu schaffen. Ich bin sehr erstaunt, wie weit ich schon gekommen bin! Als ich anfing zu schreiben, hatte ich keinen Stoff außer ein paar kümmerlichen Erlebnissen, die ich weder verstand noch richtig einschätzte. Aber ich hatte keine Gedanken. Mir fehlten selbst die Worte, um zu denken. Meine Erlebnisse waren Bilder ohne Sinn und Zusammenhang. Als ich aber begann, mein Wissen und

Telegramm Shakespeare

meinen Wortschatz zu erweitern, da sah ich, daß meine Erlebnisse mehr waren als bloße Bilder. Damals begann ich, gute Sachen zu schreiben: ›Abenteuer‹, ›Freude‹, ›Der Topf ‹, ›Der Wein des Lebens‹, ›Liebeszyklus‹ und ›Seelyrik‹. Ich will weiter solche und bessere Dinge schreiben, aber in meiner freien Zeit. Jetzt stehe ich mit den Füßen fest auf der Erde. Zuerst Lohnarbeit und Einkünfte – dann Meisterwerke. Ich kann dir ein paar Verse zeigen, die ich für ein Witzblatt gemacht habe – gestern, als ich eben zu Bett gehen wollte, kam mir die Idee, mich an einem humoristischen Triolett zu versuchen, und ehe eine Stunde vergangen war, hatte ich vier Gedichte geschrieben. Sie werden mir vielleicht einen Dollar das Stück einbringen. Vier Dollar auf den Tisch für einen Einfall, der mir kam, als ich zu Bett ging.

Natürlich ist es ganz wertlos – langweilige und niedrige Arbeit, aber nicht langweiliger und niedriger, als wenn ich für sechzig Dollar monatlich Bücher führen oder bis zum Jüngsten Tage endlose Reihen von sinnlosen Zahlen addieren würde. Dazu bleibe ich bei dieser Lohnschreiberei mit literarischen Dingen in Berührung und behalte Zeit übrig für die größeren Dinge.«

»Aber was haben diese größeren Dinge, diese Meisterwerke für einen Zweck?« fragte Ruth. »Du kannst sie ja nicht verkaufen.«

»O doch«, begann er, aber sie unterbrach ihn.

»Von all den Erzählungen, die du nanntest und die du selbst gut findest, hast du ja nicht eine einzige verkauft. Wir können uns doch nicht auf unverkäufliche Meisterwerke hin heiraten.«

»Dann werden wir uns eben auf die kleinen Gedichte zu einem Dollar das Stück hin heiraten«, erklärte er mutig, während er den Arm um sie legte und eine augenblicklich sehr wenig entgegenkommende Liebste an sich zog. Und als er später versuchte, ihr recht munter seine komischen Verse

Telegram@sirshahsbibliothek

vorzulesen: »Hör dir das an, es ist keine Kunst, aber es ist ein Dollar« – da konnte er ihr kein Lächeln entlocken. Ruth sah ihn ernst und bekümmert an.

»Es mag ein Dollar sein, aber das ist der Lohn eines Narren, eines Clowns. Siehst du denn nicht, Martin, daß das Ganze entwürdigend ist? Der Mann, den ich liebe und ehre, sollte etwas Edleres und Höheres sein als ein Spaßmacher und Verseschmied.«

»Du möchtest, daß er wie… sagen wir, wie Herr Butler ist?« meinte er.

»Ich weiß, daß du Herrn Butler nicht leiden magst«, begann sie.

»Ich habe an Herrn Butler nichts auszusetzen«, unterbrach er sie. »Sein einziger Fehler ist sein schlechter Magen. Aber du kannst mich totschlagen, wenn ich einen Unterschied darin sehe, ob man Witze und Knittelverse schreibt oder stenographiert und Bücher führt. Das eine ist so gut wie das andere ein Mittel zum Zweck. Deine Theorie lautet, daß ich damit anfangen soll, Bücher zu führen, um mit der Zeit ein erfolgreicher Rechtsanwalt oder Geschäftsmann zu werden. Meine lautet, daß ich mit Lohnschreiberei beginne, um mich zu einem tüchtigen Schriftsteller zu entwickeln.«

»Aber das ist doch ein Unterschied«, beharrte sie.

»Wieso?«

»Doch. Deine gute Arbeit – die du selbst gut nennst – kannst du nicht verkaufen. Du hast es versucht – das weißt du selbst –, aber die Redakteure wollten sie nicht kaufen.«

»Laß mir Zeit, Liebste«, bat er, »diese Lohnschreiberei ist nur ein Notbehelf, und ich nehme sie selbst nicht ernst. Laß mir zwei Jahre Zeit. Bis dahin habe ich mich durchgesetzt, und die Redakteure werden mir meine guten Arbeiten abnehmen. Ich weiß, was ich sage, und ich glaube an mich. Ich weiß, was in mir steckt; und jetzt weiß ich auch, was Literatur ist; ich

Telegrafenschulbibliothek

kenne den üblichen Unsinn, den ein Haufen unbedeutender Leute in Mengen produziert, und ich weiß, daß ich in zwei Jahren auf dem sicheren Wege zu Ansehen und Wohlstand sein werde. Im Geschäft würde ich nie Erfolg haben. Ich habe kein Interesse dafür, und es erscheint mir langweilig, dumm und voller Eigennutz und Winkelzüge. Jedenfalls eigne ich mich nicht dazu. Ich würde es nie weiter bringen als bis zum gewöhnlichen Kontoristen, und wie könnten wir mit dem lumpigen Gehalt eines Kontoristen glücklich sein? Ich will dir das Beste schaffen, was es in der Welt gibt. Und ich werde es schon so weit bringen. Neben den Einnahmen eines erfolgreichen Schriftstellers nehmen sich selbst die von Herrn Butler ärmlich aus. Ein Prominenter verdient fünfzig- bis hunderttausend Dollar – manchmal mehr, manchmal weniger, meistens aber ungefähr soviel.«

Sie verharrte in Schweigen – ihre Enttäuschung war offenbar.

»Nun?« fragte er.

»Ich hatte andere Hoffnungen und Pläne. Ich hatte gedacht und denke es noch, das Beste, was du tun könntest, wäre, Stenographie zu lernen – Maschineschreiben kannst du ja schon – und in Vaters Büro eintreten. Du bist intelligent, und ich bin ganz sicher, daß du als Rechtsanwalt eine Zukunft haben würdest.«

Telgter Shakespeare-Bibliothek

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Daß Ruth so wenig an Martins schriftstellerische Begabung glaubte, setzte sie in seinen Augen nicht herab. In der Atempause, die er sich nach der Arbeit in der Wäscherei gönnte, hatte er viele Stunden mit Selbstanalyse verbracht und sich dadurch gründlich kennengelernt. Er hatte entdeckt, daß er Schönheit mehr liebte als Ruhm und daß er sich den Ruhm hauptsächlich um Ruths willen wünschte. Allein aus diesem Grund war sein Verlangen danach so stark. Er wollte groß sein in den Augen der Welt – vorwärtskommen, nannte er es –, damit die Frau, die er liebte, stolz auf ihn sein und ihn ihrer würdig erachten konnte.

Er selbst liebte die Schönheit leidenschaftlich, und die Freude, ihr zu dienen, war ihm Lohn genug. Noch mehr als die Schönheit aber liebte er Ruth. Er hielt Liebe für das Beste in der Welt. Die Liebe hatte die Revolution in ihm bewirkt, die ihn vom ungebildeten Matrosen zu einem Mann der Bücher und der Wissenschaft und zum Künstler gemacht hatte. Und darum war die Liebe für ihn das Schönste und Größte, größer als alle Gelehrsamkeit und Kunst. Er hatte schon bemerkt, daß sein Verstand weiter reichte als der Ruths und als der ihrer Brüder und ihres Vaters. Trotz Ruths akademischer Bildung und ihres Examens stellte seine Intelligenz die ihre in den Schatten, und das Jahr, das er damit verbracht hatte, auf eigene Faust zu studieren und sich weiterzubilden, verlieh ihm eine Herrschaft über alle Bereiche dieser Welt, sowohl über die Kunst wie über das Leben, eine Herrschaft, die zu erreichen sie nie hoffen konnte.

Telegram @shabarshuriemek

Alles das wußte er recht gut, aber es berührte weder seine Liebe zu ihr noch die ihre zu ihm. Die Liebe war etwas allzu Schönes und Edles, und er war ein zu treuer Liebender, als daß er seine Liebe durch Kritik beschmutzt hätte. Was hatte Liebe mit Ruths abweichenden Anschauungen über Kunst, Benehmen, die Französische Revolution oder gleiches Stimmrecht zu tun? Das alles waren nur Denkprozesse, die Liebe aber stand über der Vernunft. Er konnte die Liebe nicht herabsetzen. Er betete sie an. Sie wohnte auf Bergesgipfeln, hoch über den Tälern der Vernunft. Sie war eine veredelte Phase des Daseins, und sie kam nur sehr selten. Dank der Schule der wissenschaftlichen Philosophie kannte er wohl die biologische Bedeutung der Liebe; aber durch eine Verfeinerung dieser wissenschaftlichen Beweisführung kam er zu dem Ergebnis, daß der menschliche Organismus sein höchstes Ziel in der Liebe erreichte, daß die Liebe nicht in Zweifel gezogen werden durfte, sondern als höchster Lohn des Lebens angesehen werden mußte. Und daher meinte er, daß der Liebende vor allen andern Sterblichen gesegnet sei, und er war entzückt von dem Gedanken, daß »Gottes erkorener, wahnsinngeschlagener Liebender« sich hoch über alles erhob, was der Erde angehörte, über Reichtum und Vernunft, über öffentliche Meinung und Beifall – sich über das Leben selbst erhob und »für einen Kuß starb«.

Vieles hiervon hatte Martin bereits gründlich durchdacht, einiges fand er erst später. Unterdessen arbeitete er, ruhte nie, außer wenn er Ruth aufsuchte, und lebte äußerst genügsam. Er bezahlte zwei Dollar fünfzig monatlich für das Stübchen, das er bei einer portugiesischen Witwe gemietet hatte. Diese Maria Silva, ein wahres Mannweib, gebrauchte ihre Hände fleißig und ihre scharfe Zunge noch fleißiger, erzog ihre große Kinderschar, so gut sie konnte, und ertränkte ihre Sorgen und ihre Müdigkeit in kürzeren oder längeren Zwischenräumen mit

Tobias Hahn@Strahlsbibliothek

einem Liter des dünnen, sauren Weins, den sie für fünfzehn Cent beim Krämer und Gastwirt an der Ecke kaufte. Anfangs hatte Martin sie wegen ihrer Schimpfreden gehaßt, allmählich aber mußte er sie wegen der Tapferkeit, mit der sie ihren Kampf ums Dasein führte, wirklich bewundern. Das Häuschen hatte nur vier Räume – drei, wenn man Martins abrechnete. Einer davon, das Wohnzimmer, das durch einen bunten Wollteppich einen heiteren Anstrich bekam und dem eine Todesanzeige und die Photographie eines ihrer zahlreichen verstorbenen Säuglinge gleichzeitig etwas Trauriges gab, wurde nur geöffnet, wenn Gäste kamen. Die Vorhänge waren immer herabgelassen, und Marias barfüßige Sprößlinge durften sich nur bei feierlichen Gelegenheiten in das Heiligtum wagen. Sie kochte und alle aßen in der Küche, wo sie jeden Tag, außer sonntags, auch wusch, stärkte und plättete, denn ihre Haupteinnahmequelle bestand darin, daß sie für wohlhabendere Nachbarn die Wäsche besorgte. Es blieb also noch das Schlafzimmer, das ebenso klein wie Martins Stube war und in dem sie mit ihren sieben Kindern schlief. Es blieb ein ewiges Rätsel für Martin, wie das möglich war, aber allabendlich hörte er durch die dünne Scheidewand, wie sie zur Ruhe gebracht wurden: Balgerei und Schelten, leises Schwatzen und ein schläfriges, zwitscherndes Geräusch wie von kleinen Vögelchen. Eine weitere Einnahmequelle Marias bildeten ihre zwei Kühe, die sie morgens und abends molk und die sich ihren ungesetzlichen Lebensunterhalt auf unbebauten Plätzen verschafften und das Gras fraßen, das zu beiden Seiten der Bürgersteige wuchs. Sie wurden stets von einem oder mehreren der zerlumpten Sprößlinge Marias begleitet, deren Hütertätigkeit hauptsächlich darin bestand, daß sie sich nach dem Schutzmann umsahen.

In seinem eigenen Stübchen lebte Martin, schlief, studierte, schrieb und bereitete sich sein Essen. Vor dem einzigen

Telegonos Barsoi Bibliothek

Fenster, von dem aus man auf den winzigen Vorbau sah, stand der Küchentisch, der als Pult, Bücherregal und Schreibmaschinentisch diente. Das Bett, das an der Rückwand stand, nahm zwei Drittel des ganzen Raumes ein. Auf der einen Seite des Tisches stand eine prunkvolle Kommode, die mehr zum Ansehen als zum Gebrauch bestimmt war und deren dünne Politur mit jedem Tag mehr absprang. Diese Kommode füllte eine Ecke, und die Ecke an der andern Seite des Tisches nahm seine Küche ein – der Petroleumkocher auf einer alten Kiste, in der sich Teller und Töpfe befanden, ein Bord an der Wand für die Vorräte und auf dem Boden ein Eimer Wasser. Martin mußte sich das Wasser aus der Küche holen, da es in seinem Zimmer keine Leitung gab. An den Tagen, an denen seine Kocherei viel Dampf verursachte, blätterte die Politur der Kommode besonders reichlich ab. Über dem Bett, zur Decke hinaufgezogen, hing sein Fahrrad. Anfangs hatte er versucht, es im Keller stehenzulassen, aber die Silvasche Sippe hatte die Lager losgeschraubt, die Reifen durchstochen und ihn so verjagt. Dann probierte er es mit dem winzigen Vorbau, aber da stand das Rad eine ganze lange Nacht hindurch in einem heftigen Südoststurm mit starken Regenschauern. So mußte er es in sein Zimmer nehmen und unter die Decke hängen.

Ein kleiner Schrank enthielt seine Kleider und die Bücher, die sich bei ihm angesammelt hatten und die nicht auf oder unter dem Tisch Platz fanden. Er hatte sich daran gewöhnt, gleich beim Lesen Aufzeichnungen zu machen, und in solcher Fülle, daß für ihn in dem engen Raum gar kein Platz gewesen wäre, wenn er nicht mehrere Wäscheleinen quer durch die Stube gespannt und seine Aufzeichnungen daran aufgehängt hätte. Aber selbst so war es mit Schwierigkeiten verknüpft, durch den Raum zu navigieren. Er konnte die Tür nicht öffnen, ohne zuerst die Schranktür zu schließen, und umgekehrt. Es war ihm nicht möglich, die Stube von einer Seite zur andern in

Telgte@Grabbe-Bibliothek

gerader Linie zu durchqueren. Um von der Tür zum Kopfende des Bettes zu gelangen, mußte er im Zickzack gehen, was ihm im Dunkeln nie ohne arge Zusammenstöße gelang. Wenn er die Schwierigkeit mit den kollidierenden Türen überwunden hatte, mußte er scharf nach rechts steuern, um nicht gegen die Küche zu stoßen. Dann machte er eine Wendung nach links, um nicht an das Fußende des Bettes zu stoßen, fiel die Wendung aber zu reichlich aus, stieß er bereits gegen die Tischecke. Hierauf machte er eine scharfe Drehung und steuerte nach rechts in eine Art Kanal, dessen Ufer das Bett und der Tisch bildeten. Stand der einzige Stuhl des Zimmers auf seinem gewöhnlichen Platz vor dem Tische, so war der Kanal nicht schiffbar. Wurde der Stuhl nicht gebraucht, so lag er auf dem Bett. Aber Martin saß stets auf dem Stuhl und las, bis das Wasser kochte, und schließlich war er sogar so geübt, daß er ein paar Absätze lesen konnte, während das Fleisch in der Pfanne briet. Dazu war die Ecke, die seine Küche ausmachte, so klein, daß er, wenn er saß, alles Notwendige in Reichweite hatte. Tatsächlich war es ratsam sein Essen sitzend zu bereiten, denn wenn er aufstand, war er sich überall selbst im Wege.

Er hatte einen ausgezeichneten Magen, der alles verdauen konnte. Und dazu wußte er Bescheid mit den verschiedenen Lebensmitteln, die nahrhaft und billig zugleich waren. Erbsensuppe gehörte zu seinen Hauptgerichten, ebenso Bohnen und Kartoffeln, große, braune, auf mexikanische Art zubereitete Bohnen. Reis, wie ihn keine amerikanische Hausfrau je kocht oder zu kochen lernen wird, stand wenigstens einmal täglich auf Martins Tisch. Dörrobst war billiger als frisches Obst, und Martin hatte meistens einen Topf davon fertig gekocht stehen, da er es als Brotaufstrich statt Butter verwendete. Zuweilen leistete er sich ein Stück Rinderfilet oder einen Suppenknochen. Kaffee ohne Sahne

Telegram@schandi_bibliothek

oder Milch trank er zweimal täglich, und abends machte er sich Tee, aber der Kaffee sowohl wie der Tee waren ausgezeichnet zubereitet.

Er war zur Sparsamkeit gezwungen. Seine Ferien hatten fast alles verschlungen, was er in der Wäscherei verdient hatte, und wie die Dinge lagen, konnten Wochen vergehen, ehe er hoffen durfte, für seine Lohnschreiberei etwas zu bekommen. Wenn er nicht mit Ruth zusammen war oder einen kurzen Besuch bei seiner Schwester Gertrud machte, führte er ein wahres Einsiedlerleben und leistete täglich eine Arbeit, für die ein gewöhnlicher Mensch drei Tage gebraucht hätte. Er schlief kaum fünf Stunden, und nur ein Mann mit einer eisernen Konstitution konnte sich wie er zwingen, neunzehn Stunden hintereinander zu arbeiten. Er vergeudete nicht einen Augenblick. Am Spiegel waren Listen mit Erklärungen der Bedeutung und Aussprache verschiedener Wörter angebracht, und während er sich rasierte, ankleidete oder sein Haar kämmte, überlas er sie. Ähnliche Listen befanden sich an der Wand über dem Petroleumkocher, und die las er, wenn er kochte oder aufwusch. Die alten Listen wurden immer wieder durch neue ersetzt. Jedes fremde oder weniger bekannte Wort, auf das er beim Lesen stieß, wurde augenblicklich hingekritzelt, und wenn er eine hinreichende Menge gesammelt hatte, schrieb er sie auf der Maschine ab und befestigte sie an der Wand oder am Spiegel. Er trug sie sogar in der Tasche und las sie, während er die Straße entlangging oder beim Schlächter und Krämer wartete.

Er ging sogar noch weiter. Wenn er las, was die Männer, die in der Welt vorwärtsgekommen waren, geschrieben hatten, versuchte er dahinterzukommen, durch welche Mittel sie ihre Erfolge erzielt hatten – durch etwas Besonderes in der Erzählungsweise, in der Darstellung, im Stil, durch ihre Gesichtspunkte, ihre Kontraste und Epigramme, und über alles

Telegram@Stahlbibliothek

legte er Listen an, die er studieren konnte. Er ahmte sie nicht nach. Er suchte nach den Prinzipien. Er stellte Listen der wirkungsvollen Eigentümlichkeiten auf, bis er an Hand solcher Listen das allgemeine Prinzip der Eigentümlichkeit herausfand und, so ausgerüstet, selbst neue originelle Ausdrücke suchen und sie gebührend abwägen, messen und würdigen konnte. Ebenso legte er Listen an über Ausdrücke, die von besonderer Kraft zeugten, Ausdrücke aus der lebendig quellenden Sprache, Ausdrücke, die wie ätzende Säure und Feuer brannten oder die glühend, voll und saftig in der dürren Wüste der Alltagssprache auftauchten. Stets suchte er nach dem Prinzip, das hinter und unter allen Dingen lag. Er wollte wissen, wie es gemacht wurde – um es später selbst zu können. Er gab sich nicht mit der glatten Oberfläche der Schönheit zufrieden. Er zergliederte die Schönheit in seinem kleinen Schlafzimmer und Laboratorium, das von Essensdunst erfüllt war und vom Lärm der Silvaschen Sprößlinge draußen widerhallte, und als er die Schönheit zergliedert und ihre Anatomie studiert hatte, war er der Möglichkeit, selbst Schönheit zu schaffen, nähergekommen. Er konnte nur mit dem Verstand arbeiten. Er konnte nicht blind drauflosschreiben, im Finstern tastend, ohne zu wissen, was er schuf, und in der Hoffnung, daß der Zufall und sein guter Stern ihm schon helfen würden, die rechte Wirkung zu erzielen. Er glaubte nicht an zufällige Wirkung. Er wollte wissen, wie und warum. Seine schöpferische Begabung arbeitete ganz bewußt, und ehe er eine Erzählung oder ein Gedicht begann, hatte es schon in seinem Kopf Leben angenommen. Das Ziel stand ihm immer vor Augen, und die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, waren ihm völlig bewußt. Sonst mußte die Arbeit unweigerlich mißglücken. Andererseits verstand er auch, die zufälligen Wirkungen von Worten und Sätzen zu würdigen, die ohne Anstrengung seinem Gehirn entsprangen, deren Schönheit und Kraft jeder Probe

Telegram@strandbibliothek

standhielten und die geheimnisvolle Zusammenhänge enthüllten. Davor beugte er sich in Ehrerbietung und Bewunderung, denn er wußte, daß diese Schönheit weit über dem stand, was ein Mensch bewußt schaffen konnte. Und soviel er auch die Schönheit zergliederte in seinem Suchen nach den Prinzipien, die ihr zugrunde lagen und sie möglich machten, so fühlte er doch immer das innerste Mysterium der Schönheit, zu dem er nicht gelangte und zu dem kein Mensch je gelangt war. Er wußte sehr wohl von seinem Spencer, daß der Mensch in keinem Fall zur letzten Erkenntnis kommen kann und daß das Mysterium der Schönheit nicht geringer war als das des Lebens selbst, ja – noch mehr, daß die Fibern der Schönheit und des Lebens sich ineinanderschlangen und daß er selbst nur ein Stückchen von demselben unfaßbaren, aus Sonnenschein, Sternenstaub und Wunder gewebten Stoff war.

Als diese Gedanken ihn erfüllten, schrieb er gerade die Abhandlung, die er ›Sternenstaub‹ nannte und in der er zwar nicht die Prinzipien der Kritik, wohl aber die prinzipiellen Kritiker angriff. Es war eine glänzende Arbeit, tiefsinnig, philosophisch und mit einem prachtvollen Humor. Sie wurde denn auch prompt von allen Zeitschriften, an die er sie sandte, zurückgeschickt. Er gewöhnte sich daran, seine Gedanken über eine bestimmte Sache wachsen und reifen zu lassen und erst dann mit ihnen zur Schreibmaschine zu eilen. Daß sie nicht gedruckt wurden, bedeutete ihm nur wenig. Das Niederschreiben an sich war der Höhepunkt in einem langen geistigen Prozeß, ein Zusammenziehen zerstreuter Gedankenfäden und die endliche Verallgemeinerung aller Einzelheiten, mit denen sein Gehirn belastet war. Das Niederschreiben eines solchen Artikels war die bewußte Anstrengung, durch die er seinen Geist befreite und ihn befähigte, neue Eindrücke und neue Probleme aufzunehmen. Es war gewissermaßen der Gewohnheit verwandt, die so viele

Telegram@startrekbuch

Männer und Frauen mit wirklichen oder eingebildeten Sorgen haben: hin und wieder einmal brechen sie das Schweigen, unter dem sie so lange gelitten, um sich endlich einmal Luft zu machen und alles zu sagen, was sie auf dem Herzen haben.

Telegram@shabarsbibliothek

Vierundzwanzigstes Kapitel

Die Wochen verstrichen. Martin ging das Geld aus, und die Honorare der Zeitschriften zeigten sich weniger als je. Alle seine größeren Manuskripte kamen zurück, und mit seiner Lohnschreiberei ging es nicht besser. Seine kleine Küche hatte keinen Vorrat an Lebensmitteln mehr aufzuweisen. Schließlich besaß er nur noch einen halben Sack Reis und ein paar Pfund getrocknete Aprikosen, und so bildeten drei Mahlzeiten aus Reis und Aprikosen fünf Tage hintereinander sein Menü. Dann begann er, auf Kredit zu leben. Der portugiesische Krämer, den Martin bisher bar bezahlt hatte, sagte halt, als seine Rechnung die fabelhafte Summe von drei Dollar und fünfundachtzig Cent erreicht hatte.

»Denn Sie sehen«, sagte der Krämer, »Sie nicht kriegen Arbeit, ich verlieren mein Geld.«

Darauf wußte Martin keine Antwort. Er konnte dem Mann keine Erklärung geben. Es war eben kein richtiges Geschäftsprinzip, einem kräftigen, gesunden jungen Burschen Kredit zu geben, der zu faul war zu arbeiten, obwohl er der Arbeiterklasse angehörte.

»Sie kriegen Arbeit, ich lassen Sie kriegen mehr Ware«, sagte der Krämer zu Martin. »Keine Arbeit, keine Ware. Das ist Geschäft.« Und um zu zeigen, daß es tatsächlich Geschäftsprinzip und kein Vorurteil war, sagte er: »Aber wir trinken ein Glas auf Geschäftskosten – deshalb gute Freunde.«

Und Martin trank in seiner ungenierten Art, um zu zeigen, daß er es dem Mann nicht übelnahm, und ging ohne Abendbrot zu Bett.

Textarchiv@shakespeare-bibliothek

Die Obsthandlung, in der Martin sein Gemüse gekauft hatte, wurde von einem Amerikaner betrieben, dessen Geschäftsprinzipien so locker waren, daß er Martin bis zu einem Betrage von fünf Dollar kaufen ließ, ehe er ihm weiteren Kredit versagte. Der Bäcker ging bis zu zwei Dollar und der Schlächter bis zu vier. Martin addierte die Posten und stellte fest, daß seine Gesamtschulden sich auf vierzehn Dollar und fünfundachtzig Cent beliefen. Auch mit der Bezahlung der Schreibmaschine war er noch im Rückstand, aber er dachte, daß er noch zwei Monate Kredit erhalten würde, was acht Dollar machte. Dann hatte er aber auch jede Kreditmöglichkeit erschöpft.

Der letzte Einkauf in der Obsthandlung war ein Sack Kartoffeln gewesen, und eine ganze Woche lang aß er dreimal täglich Kartoffeln und nichts als Kartoffeln. Gelegentlich aß er bei Morses, und das half ihm, sich bei Kräften zu halten, obwohl er wahre Tantalusqualen litt, wenn er die Schüsseln beim zweiten oder dritten Male vorbeigehen lassen mußte; sein Appetit wurde noch gewaltiger, wenn er so viel Essen auf dem Tisch sah. Hin und wieder besuchte er – worüber er sich im geheimen schämte – seine Schwester zu den Essenszeiten und aß soviel mit, wie er wagte – mehr als bei Morses.

Tagein, tagaus arbeitete er, und tagein, tagaus brachte ihm der Postbote die zurückgesandten Manuskripte. Er hatte kein Geld für Briefmarken, so daß die Manuskripte sich zu einem Stapel unter dem Tisch häuften.

Schließlich hatte er seit vierzig Stunden nichts mehr gegessen. Er konnte nicht hoffen, bei Ruth etwas zu essen zu bekommen, denn sie war auf vierzehn Tage zu Besuch nach San Rafael gereist, und zu seiner Schwester konnte er anstandshalber nicht gehen. Und um das Maß voll zu machen, brachte ihm der Briefträger bei der Nachmittagszustellung fünf Manuskripte zurück. Da fuhr Martin mit seinem Mantel nach

Telegramm Staatsbibliothek

Oakland und kam ohne ihn, aber mit fünf Dollar in der Tasche, zurück. Er bezahlte bei jedem seiner vier Lieferanten einen Dollar a conto, und als er wieder in seiner Küche war, briet er sich ein Beefsteak mit Zwiebeln, machte Kaffee und kochte sich einen großen Topf Pflaumen. Als er gegessen hatte, setzte er sich an den Schreibtisch, und noch vor Mitternacht hatte er eine Abhandlung fertig, die er ›Die Würde des Wuchers‹ nannte. Als sie ins reine geschrieben war, warf er sie unter den Tisch, denn er besaß von den fünf Dollar nicht mehr so viel, daß er sich hätte Marken kaufen können.

Später versetzte er seine Uhr und noch später sein Fahrrad, aber statt sich für den ganzen Betrag Essen zu kaufen, klebte er Briefmarken auf alle seine Manuskripte und sandte sie in die Welt hinaus. Seine Lohnschreiberei war eine große Enttäuschung, niemand wollte sie kaufen. Er verglich sie mit dem, was er in Zeitungen, Wochenblättern und billigen Zeitschriften sah, und kam zu dem Ergebnis, daß seine Arbeiten weit besser als der Durchschnitt waren, und doch ließen sie sich nicht verkaufen. Da entdeckte er, daß die meisten Blätter ihren Stoff von Korrespondenzen bezogen, und erhielt die Adresse einer solchen. Die Manuskripte, die er einsandte, erhielt er indessen mit einem stereotypierten Wisch zurück, der ihn davon unterrichtete, daß alles Material, das die Korrespondenz brauchte, von ihren festen Angestellten geliefert würde.

In einer der großen Jugendzeitschriften fand er ganze Spalten von Anekdoten und kurzen Berichten über seltsame Ereignisse. Hier war doch eine Chance. Aber alles, was er einsandte, wurde zurückgeschickt, und trotz mehrerer Versuche glückte es ihm nicht, auch nur einen einzigen Beitrag anzubringen. Später, als es keine Bedeutung mehr für ihn hatte, erfuhr er, daß die Redakteure und die Redaktionssekretäre der Blätter ihre eigenen Einnahmen durch Lieferung derartiger Notizen

Telegram@shakerbibliothek

ein wenig erhöhten. Dann gab es noch die Kurzgeschichten in den Zeitungen. Er wußte, daß er Besseres schreiben konnte, als dort erschien, und verschaffte sich die Adressen von zwei Zeitungskorrespondenzen, die er nun mit Kurzgeschichten überschwemmte. Als er zwanzig geschrieben hatte, ohne daß auch nur eine einzige angenommen wurde, hörte er auf. Und dennoch las er Tag für Tag in Tageszeitungen und Wochenblättern Kurzgeschichten – Dutzende und aber Dutzende von Kurzgeschichten –, und nicht eine, die sich mit den seinen messen konnte. In seiner Verzweiflung kam er zu dem Ergebnis, daß es ihm an Urteilskraft fehlte und er von dem, was er selbst schrieb, hypnotisiert würde, daß er törichte Forderungen stellte und sich selbst hinters Licht führte.

Die unpersönliche Redaktionsmaschine lief so gleichmäßig wie je. Er legte seinen Manuskripten Briefmarken bei, warf sie in den Briefkasten, und nach drei Wochen oder höchstens einem Monat kam der Briefträger und brachte sie ihm zurück. Unmöglich konnte es am andern Ende einen wirklichen, lebendigen Redakteur geben. Es waren alles nur Räder und Zähne und Achsen – ein sinnreicher, von Automaten bedienter Mechanismus. Zeitweise war er so mutlos, daß er tatsächlich an der Existenz der Redakteure zweifelte. Er hatte nie ein einziges Lebenszeichen von ihnen gesehen, und wenn sie so dumm waren, alles, was er schrieb, zu verwerfen, konnte man wirklich annehmen, daß sie eine von Kontoristen, Setzern und Zeitungsverlegern aufgestellte Fiktion waren.

Die Stunden, die er mit Ruth verbrachte, waren seine einzigen glücklichen, und doch waren sie nicht ganz glücklich. Stets wurde er von einer Rastlosigkeit gequält, die schlimmer war als früher; denn jetzt, da er ihre Liebe gewonnen hatte, war er weiter als je davon entfernt, sie zu besitzen. Er hatte sie um zwei Jahre gebeten, aber die Zeit verstrich, ohne daß er etwas erreichte. Dazu kam das beständige Gefühl, daß sie seine

Telegram@shabossbibliotek

Arbeit nicht billigte. Sie sagte das nicht offen, aber indirekt gab sie es ihm zu verstehen, und das so klar und deutlich, als hätte sie es mit Worten ausgesprochen. Sie fühlte keinen Zorn, nur Mißbilligung, obwohl eine Frau von weniger sanftem Wesen vielleicht zornig geworden wäre, wo sie nur enttäuscht war. Ihre Enttäuschung bestand darin, daß der Mann, den sie gewählt hatte, um ihn umzubilden, sich nicht umbilden lassen wollte. Bis zu einem gewissen Grade schien er ihr aus knetbarem Ton gemacht, dann aber hatte er sich hartnäckig gezeigt und es abgelehnt, sich nach dem Bilde ihres Vaters oder Herrn Butlers umformen zu lassen.

Das Große und Starke in seinem Charakter verstand sie nicht, oder – was noch schlimmer war – sie mißverstand es. Diesen Mann, der so beweglich war, daß er alle Formen des menschlichen Daseins erleben konnte, hielt sie für eigensinnig und widerspenstig, weil er sich nicht in ihre eigene enge Form pressen ließ, die einzige, die sie kannte. Sie konnte dem Flug seines Geistes nicht folgen; wenn seine Gedanken über ihren Horizont hinausgingen, hielt sie ihn für exzentrisch. Kein anderer hatte je Gedanken gehabt, die über ihren Horizont hinausgingen. Ihrem Vater und ihrer Mutter, ihren Brüdern und Olney konnte sie folgen, und wenn sie Martin nicht folgen konnte, so meinte sie, daß die Schuld an ihm lag. Es war die alte Tragödie des begrenzten Geistes, der dem umfassenden Geist ein Mentor sein möchte.

»Du betest vor dem Altar des Bestehenden«, sagte er eines Tages, als sie Praps und Vanderwater diskutierten. »Ich räume ein, daß sie als Autoritäten, die man zum Beweis zitiert, großartig geeignet sind – die beiden bekanntesten literarischen Kritiker in den Vereinigten Staaten. Jeder Schullehrer im ganzen Lande sieht zu Vanderwater als dem Hohenpriester der amerikanischen Literaturkritik auf. Aber ich habe sein Zeug gelesen, und es erscheint mir als der Gipfel der in schöne

Telegramm-Shakespeare-Bibliothek

Worte gekleideten Gedankenleere. Ja, er ist nichts weiter als ein schweres Schlafmittel, dank Colett Burgess. Und Praps ist auch nicht besser. Sein ›Hemlock Mosses‹ zum Beispiel ist sehr schön geschrieben, kein Komma fehlt, und der Ton ist erhaben, ach, so erhaben. Er ist der bestbezahlte Kritiker in den Vereinigten Staaten, obwohl er weiß Gott gar kein Kritiker ist. In England ist die Kritik besser.

Sie haben Erfolg, weil sie die populäre Note anschlagen und weil sie die so schön und moralisch und selbstzufrieden anschlagen. Ihre Kritik erinnert mich an einen englischen Sonntag. Sie geben die Volksstimme wieder. Sie decken deinen Literaturprofessoren den Rücken und umgekehrt. Und dabei haben sie nicht einen einzigen neuen und eigenen Gedanken in ihrem Schädel. Sie kennen nur das Bestehende – tatsächlich sind sie selbst das Bestehende. Sie sind Schwachköpfe, und das Bestehende prägt sich ihnen so leicht auf, wie das Etikett einer Brauereifirma auf einer Bierflasche kleben bleibt. Und ihre Aufgabe ist es, all die jungen Leute, die an den Universitäten Vorlesungen hören, einzufangen, jeden Funken von Originalität, der sich möglicherweise bei ihnen findet, auszulöschen und ihnen den Stempel des Bestehenden aufzudrücken.«

»Ich glaube«, erwiderte sie, »ich komme, wenn ich bei dem Bestehenden bleibe, der Wahrheit näher als du, wenn du wie ein bilderstürmender Südseeinsulaner herumwütest.«

»Das Bilderstürmen besorgten aber die Missionare«, lachte er. »Und unglücklicherweise sind alle Missionare bei den Heiden, so daß nicht einer zu Hause geblieben ist, um alte Götzen wie Vanderwater und Praps zu zerschlagen.«

»Und die Universitätsprofessoren überhaupt«, fügte sie hinzu.

Er schüttelte sehr nachdrücklich den Kopf. »Nein. Die wirklichen Wissenschaftler dürfen am Leben bleiben. Die sind

Telegrafenbergbibliothek

tatsächlich bedeutend. Aber es wäre eine gute Tat, neun Zehntel aller Professoren der englischen Sprache – diesen kleinen Papageien mit ihren mikroskopischen Gehirnen – den Schädel einzuschlagen!«

Das war ziemlich hart gegen die Professoren, in Ruths Ohren aber war es die reine Blasphemie. Sie verglich unwillkürlich die Professoren – nette, gutgekleidete Gelehrte, die mit wohlmodulierter, von Kultur und Bildung zeugender Stimme sprachen – mit diesem unbeschreiblichen jungen Burschen, den sie aus irgendeinem Grunde liebte, dessen Kleider nie sitzen wollten, dessen schwere Muskeln von harter Arbeit zeugten, der so erregt wurde, wenn er sprach, der schimpfte, statt ruhig über die Dinge zu reden, und ganz außer Rand und Band geriet, statt kühle Selbstbeherrschung zu zeigen. Die Professoren verdienten doch wenigstens gut und waren – ja, sie mußte den Dingen ins Gesicht sehen – Gentlemen, während er nicht einen Groschen verdiente und nicht so wie sie war.

Sie erwog weder Martins Worte, noch versuchte sie seine Argumente zu beurteilen. Kam sie zu dem Ergebnis, daß seine Argumente falsch waren, so geschah das – allerdings unbewußt – durch einen Vergleich von Äußerlichkeiten. Die Professoren hatten recht in ihren literarischen Urteilen, weil sie angesehene Männer waren. Martins Urteile waren falsch, weil er seine Sachen nicht verkaufen konnte. Um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen: sie kamen vorwärts und er nicht. Und außerdem sprach die Vernunft dagegen, daß er recht hatte – er, der doch erst vor kurzem rot und verlegen, dankbar für die Einladung, in eben diesem Wohnzimmer gestanden und sich ängstlich nach allen Nippesgegenständen umgesehen hatte, die er mit seinen schwingenden Bewegungen herunterzureißen drohte, der sie fragte, wie lange Swinburne tot sei, und stolz verkündete, daß er ›Excelsior‹ und den ›Psalm des Lebens‹ gelesen hätte.

Tonyrain@schabenschinderei.de

Ganz unbewußt lieferte Ruth selbst den Beweis, daß sie das Bestehende anbetete. Martin folgte ihrem Gedankengang, zog aber nicht die Konsequenzen. Er liebte sie nicht wegen ihrer Ansichten über Vanderwater und die Professoren für englische Literatur, und er überzeugte sich immer mehr, daß er geistige Fähigkeiten und Kenntnisse besaß, die sie nie verstehen konnte, ja, deren Existenz sie nicht einmal ahnte.

In musikalischen Fragen hielt sie ihn für unvernünftig und in bezug auf die Oper nicht nur für unvernünftig, sondern für böswillig verstockt.

»Wie hat es dir gefallen?« fragte sie ihn eines Abends, als sie aus der Oper heimgingen. Er hatte sie diesen Abend eingeladen, was für ihn einen Monat strengster Sparsamkeit im Essen bedeutete. Nachdem sie einige Zeit vergebens gewartet hatte, daß er über die Oper sprechen sollte, stellte sie, noch erregt von all dem, was sie soeben gesehen und gehört hatte, ihre Frage.

»Die Ouvertüre gefiel mir gut«, lautete seine Antwort, »die war großartig.«

»Ja, aber die Oper selbst?«

»Auch großartig – das heißt, das Orchester, obwohl ich mehr Genuß davon gehabt hätte, wenn die Hampelmänner auf der Bühne den Mund gehalten hätten oder verschwunden wären.«

Ruth war entsetzt.

»Du meinst doch nicht die Tetralani oder Barillo?« fragte sie.

»Alle – die ganze Bande!«

»Aber es sind doch große Künstler.«

»Trotzdem haben sie die Musik verdorben mit ihren Albernheiten und Unwahrscheinlichkeiten.«

»Aber hat dir denn Barillos Stimme nicht gefallen?« fragte Ruth. »Er soll gleich nach Caruso kommen.«

»Natürlich gefiel er mir, und die Tetralani gefiel mir noch besser. Ihre Stimme ist prachtvoll – das finde ich jedenfalls.«

Textarchiv@shakespeare-bibliothek

»Aber, aber – «, stammelte Ruth. »Dann verstehe ich nicht recht, was du meinst. Du bewunderst ihre Stimmen und behauptest doch, daß sie die Musik verderben.«

»Ja, das ist es eben. Ich würde viel dafür geben, sie in einem Konzert zu hören, aber ich würde noch mehr dafür geben, sie nicht hören zu müssen, wenn das Orchester spielt. Ich fürchte, ich bin ein hoffnungsloser Realist. Große Sänger sind keine großen Schauspieler. Wenn Barillo mit seiner Engelsstimme eine Liebesarie singt und die Tetralani wie ein Engel antwortet, und das mit einer Begleitung, die eine wahre Orgie von flammender, farbengesättigter Musik ist, so ist das herrlich – ganz herrlich, das steht fest.

Aber die ganze Wirkung wird verdorben, wenn ich die Tetralani mit ihren fünf Fuß zehn Zoll in Strümpfen und ihren hundertneunzig Pfund Gewicht sehe und dazu Barillo, der mindestens sechs Zoll kleiner ist, eine fettige, unreine Haut und eine Brust wie ein vierschrötiger Grobschmied hat, und wenn sich die beiden dann aufstellen, sich an die Brust schlagen und wie Tollhäusler mit den Armen in der Luft herumrudern! Und wenn ich mir das als Liebesszene zwischen einer schlanken, schönen Prinzessin und einem schönen, romantischen Prinzen vorstellen soll – ja, da kann ich eben nicht mit, das ist alles! Es ist Unsinn! Es ist albern! Es ist unwirklich! Das ist es. Es ist nicht wirklich. Du willst mir doch nicht erzählen, daß je ein Mensch auf diese Weise seine Liebe gestanden hätte. Weißt du, wenn ich es bei dir so gemacht hätte, dann hättest du mir eine heruntergehauen!«

»Aber das verstehst du nicht«, protestierte Ruth. »Jede Kunstform hat ihre Grenzen.« (Sie memorierte eifrig eine Vorlesung, die sie einmal über die Gesetze der Kunst gehört hatte.) »Wenn man malt, hat man nur zwei Dimensionen auf der Leinwand und hat doch die Illusion von drei Dimensionen, die die Kunst des Malers auf der Leinwand hervorbringt. Und

Tehran@Shahr-Bibliothek

ebenso muß auch ein Dichter allmächtig sein. Man findet es vollkommen richtig, wenn ein Autor die heimlichen Gedanken seiner Heldin berichtet, obwohl man weiß, daß die Heldin, als sie diese Gedanken dachte, allein war und daß weder der Autor noch sonst jemand imstande war, sie zu hören. Und ebenso ist es mit der Bühne, mit der Bildhauerei, der Oper und allen andern Kunstarten. Gewisse Unmöglichkeiten muß man als gegeben hinnehmen.«

»Ja, das verstehe ich«, antwortete Martin. »Jede Kunst hat ihre Konvention.« (Ruth war über seine Ausdrucksweise überrascht. Es war, als hätte er an der Universität studiert und nicht aufs Geratewohl ein mangelhaftes Wissen aus Bibliotheksbüchern geschöpft.) »Aber selbst diese Konvention muß irgendwie wirklich sein. Bäume, die auf flache Pappe gemalt und zu beiden Seiten der Bühne aufgestellt sind, nehmen wir für einen Wald hin. Da ist die Illusion überzeugend genug. Dagegen würden wir ein Seebild nicht als Wald anerkennen. Wir können es nicht. Es beleidigt unsern gesunden Menschenverstand. Und ebensowenig würde man – oder vielmehr sollte man – die Faseleien und Windungen und gequälten Verrenkungen der beiden Tollhäusler, die wir heute abend sahen, als überzeugende Darstellung einer Liebesszene hinnehmen.«

»Aber du willst dich doch nicht über alle Musikkenner erheben?« protestierte sie.

»Nein, nein, nicht einen Augenblick. Ich behaupte nur mein Recht als Individuum. Ich habe dir ja nur erzählt, was ich denke, um dir zu erklären, warum Madame Tetralanis elefantenhaftes Gehüpfe mir die Freude am Orchester verdirbt. Die großen Musikkenner der Welt mögen alle recht haben. Aber ich bin nun einmal ich, und ich will meinen Geschmack auch nicht von dem einstimmigen Urteil der ganzen Menschheit abhängig machen. Wenn mir etwas nicht gefällt,

Telegram@standardbibliothek

dann gefällt es mir eben nicht. Das ist alles, was ich sagen kann, und ich habe nicht den geringsten Grund, so zu tun, als gefiele es mir, nur weil es der Mehrzahl meiner Mitmenschen gefällt oder weil sie so tun, als ob es ihnen gefällt. In Geschmackssachen kann ich der Mode nicht folgen.«

»Aber Musik ist Übungssache, weißt du«, fuhr Ruth fort. »Und Opern noch mehr. Könnte es nicht daher kommen, daß – «

»Daß ich keine Übung darin habe, Opern zu hören?« fiel er ihr ins Wort.

Ruth nickte.

»Ja eben«, sagte er, »und ich freue mich darüber, daß ich nicht in meiner Jugend eingefangen worden bin. Wäre ich es, so hätte ich heute abend vielleicht sentimentale Tränen vergossen, und die Faxen des teuren Paares hätten die Wirkung ihrer schönen Stimmen und der prachtvollen Orchesterbegleitung auf mich noch erhöht. Du hast recht. Es ist zum großen Teil eine Sache der Übung. Und jetzt bin ich zu alt. Ich muß etwas Wirkliches haben oder gar nichts. Eine Illusion, die einen nicht überzeugt, ist offenbar Lüge, und das wird eben die große Oper für mich, wenn der kleine Barillo in einem Wahnsinnsanfall die riesige Tetralani, die genauso wahnsinnig ist, in seine Arme schließt und ihr erzählt, wie leidenschaftlich er sie anbetet.«

Wieder beurteilte Ruth seine Gedanken durch einen Vergleich von Äußerlichkeiten und gemäß ihrem Glauben an das Bestehende. Wer war er, daß er recht und die ganze gebildete Welt unrecht haben sollte? Seine Worte und Gedanken machten keinen Eindruck auf sie. Sie war zu fest hinter dem Gültigen verschanzt, um Sympathie für revolutionäre Ideen zu haben. Sie war stets Musik gewohnt gewesen und war seit ihrer Kindheit gern in die Oper gegangen, und ebenso ihre ganze Umgebung. Wie konnte sich

Telegrafenhof Abo Bibliothek

daher Martin Eden, der sich erst kürzlich von den Neger-Rhythmen und kunstlosen Liedern der arbeitenden Klasse frei gemacht hatte, das Recht anmaßen, über die Musik der großen Welt zu richten? Sie ärgerte sich über ihn und hatte, als sie jetzt neben ihm herschritt, ein unklares Gefühl von Gekränktsein. Bestenfalls, in ihrer duldsamsten Stimmung, sah sie seine Gesichtspunkte als eine Laune, eine exzentrische und ungerechtfertigte Neckerei an. Als er sie aber an der Haustür in seine Arme schloß und ihr einen zärtlichen, verliebten Gutenachtkuß gab, da vergaß sie alles, weil ihre Liebe zu ihm sie überwältigte.

Und dann später, als sie in ihrem Bett lag und nicht einschlafen konnte, grübelte sie, wie schon oft in der letzten Zeit, woher es doch kam, daß sie einen Mann liebte, der so ganz anders als die andern war, und daß sie ihn trotz der Mißbilligung ihrer Familie liebte.

Und am nächsten Tage warf Martin Eden alle Geldschreiberei beiseite und verfaßte in weißglühender Begeisterung eine Abhandlung, die er ›Die Philosophie der Illusion‹ nannte. Eine Briefmarke schickte sie auf die Reise, aber sie war dazu bestimmt, in den folgenden Monaten mit vielen Briefmarken versehen zu werden und weit umherzureisen.

Telegram@shabarsbibliotek

Zweiter Teil

Telegram@shabarsbibliothek

Erstes Kapitel

Maria Silva war arm, und sie wußte, was Armut bedeutete. Für Ruth war Armut nur ein Wort, das unangenehme Lebensbedingungen bezeichnete. Das war alles, was sie davon wußte. Sie wußte, daß Martin arm war, und verknüpfte das in Gedanken mit der Kindheit Abraham Lincolns, Charles Butlers und anderer Männer, die es zu etwas gebracht hatten. Und wenn sie einerseits auch die Vorstellung hatte, daß Armut alles andere als angenehm war, so teilte sie doch andererseits die sehr bequeme Ansicht des Mittelstandes, daß Armut gesund und ein scharfer Ansporn war, der alle Menschen zum Erfolg trieb, wenn sie nicht hoffnungslos heruntergekommen und elende Sklavenseelen waren. Und darum störte es sie auch nicht weiter, als sie erfuhr, daß Martin aus Armut Uhr und Mantel hatte versetzen müssen. Sie betrachtete das sogar als einen Grund zur Hoffnung, denn sie glaubte, das würde ihn früher oder später aufrütteln und zwingen, seine Schreiberei zu lassen.

Ruth las nie den Hunger in Martins Gesicht, das mager geworden war und täglich mehr einfiel. Im Gegenteil, sie bemerkte die Veränderung seines Gesichts mit Genugtuung. Es war, als veredelte sie ihn, befreite ihn vom Schmutz des Fleisches und der allzu animalischen Kraft, die sie lockte und gleichzeitig abstieß. Zuweilen, wenn sie mit ihm zusammen war, sah sie einen ungewöhnlichen Glanz in seinen Augen, und sie bewunderte das, denn er glich dadurch mehr dem Dichter und Gelehrten – dem, was er gern gewesen wäre und sie gern in ihm gesehen hätte. Maria Silva aber las etwas ganz anderes

Telegram@sfabolabpintek

in den hohlen Wangen und brennenden Augen, sie bemerkte die Veränderungen, die jeden Tag mit ihm vorgingen, und erkannte daraus, ob Ebbe oder Flut in seiner Kasse war. Sie sah ihn mit seinem Mantel ausgehen und ohne ihn zurückkommen, obwohl es ein rauher, kalter Tag war, und unmittelbar darauf sah sie, wie seine Wangen sich leicht rundeten und seine Augen weniger hungrig glänzten. Ebenso hatte sie seine Uhr und sein Fahrrad verschwinden und danach seine Kräfte wieder aufflackern sehen.

Sie sah auch, wie er arbeitete, und wußte, daß er bis spät in die Nacht aufsaß. Arbeiten! Sie wußte, daß er weit schwerer arbeitete als sie, wenn ihre Arbeit auch anderer Art war, und sie wunderte sich darüber, daß er desto mehr arbeitete, je weniger er zu essen hatte.

Zuweilen, wenn sie wußte, daß der Hunger am schlimmsten nagte, schickte sie ihm, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, ein frischgebackenes Brot und machte einen verlegenen Versuch, ihren wahren Beweggrund durch die scherzhafte Bemerkung zu verdecken, daß er selbst nicht so gut backen könnte. Dann wieder schickte sie eines von ihren Kleinen mit einem Topf warmer Suppe zu ihm, während sie gleichzeitig mit sich kämpfte, ob es richtig sei, ihrem eigenen Fleisch und Blut etwas zu entziehen und ihm zu geben. Und Martin war keineswegs undankbar, denn er kannte das Leben der Armen und wußte, daß wahre Wohltätigkeit, wenn sie je existiert hatte, hier zu finden war.

Eines Tages, als Marias Sprößlinge alles aufgegessen hatten, was sich im Hause fand, ging sie fort und kaufte von ihren letzten fünfzehn Cent einen Liter billigen Wein. Martin, der in die Küche kam, um sich Wasser zu holen, wurde aufgefordert, sich zu setzen und mitzutrinken. Er trank auf ihr Wohl, und sie trank auf das seine. Dann trank sie darauf, daß er Glück bei seinen verschiedenen Unternehmungen haben möchte, und er,

Telegram@schattersblibliothek

daß James Grant auftauchen und seine Wäscherechnung bezahlen möchte. James Grant war ein Zimmermannsgeselle, der seine Rechnungen nicht immer bezahlte und Maria drei Dollar schuldete.

Sowohl Maria wie Martin tranken den jungen, sauren Wein auf leeren Magen, und er stieg ihnen schnell zu Kopf. So verschieden sie auch waren, saßen sie doch jetzt beide allein in ihrem Elend, und obwohl sie in stillschweigender Übereinkunft nicht davon sprachen, war es doch das Band, das sie miteinander verknüpfte. Maria war sehr überrascht, als sie hörte, daß er auf den Azoren gewesen war, wo sie bis zu ihrem elften Jahre gelebt hatte. Noch mehr überraschte es sie, daß er auf Hawaii gewesen war, wohin sie von den Azoren mit ihrer Familie ausgewandert war. Aber ihr Erstaunen ging über alle Grenzen, als er ihr erzählte, daß er auf Maui gewesen war, der Insel, auf der sie gelebt hatte, bis sie ein heiratsfähiges junges Mädchen war. In Kahului, wo sie ihren Mann zum erstenmal getroffen hatte, war Martin zweimal gewesen! Ja, sie erinnerte sich gut der Zuckerdampfer, und er war auf einem von ihnen gefahren – jaja, die Welt war wirklich klein. Und Wailuku! Dort war er auch gewesen! Ob er den Plantagenaufseher kannte? Jawohl, er hatte sogar mehrmals mit ihm getrunken.

Und so verloren sie sich in Erinnerungen und ertränkten ihren Hunger in dem unreifen, sauren Wein. Martin erschien die Zukunft nicht mehr so ungewiß, denn der Sieg winkte so nahe, daß er nur die Hand nach ihm auszustrecken brauchte.

Dann begann er das gefurchte Antlitz der abgearbeiteten Frau zu studieren, die da vor ihm saß, und bei der Erinnerung an ihre Suppe und das frischgebackene Brot stieg ein Gefühl wärmster Dankbarkeit und Nächstenliebe in ihm auf.

»Maria«, fragte er plötzlich. »Was wünschen Sie sich?«

Sie sah ihn verdutzt an.

Telegramm@Strandbibliothek

»Was würden Sie sich jetzt wünschen, jetzt im Augenblick, wenn Sie es bekommen könnten?«

»Schuhe für alle meine Kinder – sieben Paar Schuhe.«

»Die sollen Sie haben«, sagte er, und sie nickte ernsthaft. »Aber ich meine einen größeren Wunsch, etwas Großes, das Sie sich so recht von Herzen wünschen.«

Marias Augen sprühten freundliche Funken. Er wollte wohl seinen Spaß mit ihr machen, und das taten jetzt so wenige.

»Denken Sie gut nach«, ermahnte er sie, als sie schon den Mund zum Sprechen öffnete.

»Jaja«, antwortete sie. »Ich nachdenken – gut nachdenken. Ich möchten Haus, dies Haus – daß es ganz mir gehört, keine Miete – sieben Dollar monatlich.«

»Das sollen Sie haben«, sagte er gutmütig. »Und sogar bald. Aber nun sagen Sie den großen Wunsch. Denken Sie, ich sei der liebe Gott und sagte: Alles, was du wünschst, sollst du haben. Dann wünschen Sie sich das Große, und ich höre zu.«

Maria überlegte eine Weile feierlich.

»Sie haben keine Angst?« fragte sie vorsichtig.

»Nein, nein«, lachte er, »ich habe keine Angst. Nur heraus damit.«

»Er ist aber sehr groß«, warnte sie nochmals.

»Gut, schießen Sie nur los!«

»Na also…« Sie schöpfte tief Atem wie ein Kind und sprach den Wunsch aus, der für sie die höchste Forderung an das Leben bedeutete. »Ich möchten haben eine Meierei – gute Meierei. Viele Kühe, viel Boden, viel Gras. Ich möchten sie haben bei San-Lean – meine Schwester wohnen da. Ich verkaufen Milch in Oakland. Ich verdienen viel Geld. Joe und Nick hüten nicht Kühe. Sie gehen in Schule. Dann sie werden gute Ingenieure, arbeiten bei Eisenbahn. Ja, ich möchten haben die Meierei!«

Sie hielt inne und sah Martin mit funkelnden Augen fest an.

Telegrammoeschabarsbibliothek

»Sie sollen sie haben«, antwortete er prompt.

Sie nickte, setzte höflich das Glas an den Mund und trank auf das Wohl des edlen Spenders – des Spenders der Gabe, die sie ihrer Meinung nach nie erhalten würde. Aber er hatte ein gutes Herz, und sie schätzte seine freundliche Absicht so hoch wie die Gabe selbst.

»Nein, Maria«, fuhr er fort. »Joe und Nick werden nicht Milch panschen müssen, alle Kinder kommen in die Schule und tragen Schuhe, das ganze Jahr. Es wird eine erstklassige Meierei sein – mit allen modernen Einrichtungen. Da gibt es ein Wohnhaus, einen Stall für die Pferde und selbstverständlich für die Kälber. Und dazu Küken, Schweine, Gemüse, Obstbäume und alles mögliche, und die Kühe bringen genug ein, um einen oder zwei Mann anzustellen. Dann haben Sie nichts zu tun, als für die Kinder zu sorgen. Übrigens können Sie sich auch verheiraten, wenn Sie einen guten Mann finden, und es sich bequem machen, während er für den Betrieb sorgt.«

So stellte Martin großzügig Wechsel auf die Zukunft aus und mußte doch im nächsten Augenblick seinen einzigen guten Anzug zum Pfandleiher tragen. Seine Lage mußte sehr verzweifelt sein, daß er es so weit kommen ließ, denn das nahm ihm die Möglichkeit, Ruth zu treffen. Er hatte keinen anständigen »zweitbesten Anzug«, und wenn er auch in schäbiger Kleidung zum Schlächter oder Bäcker oder gelegentlich zu seiner Schwester gehen konnte, war es doch ganz undenkbar, sich der Familie Morse in einem so skandalösen Aufzug zu zeigen.

Er arbeitete weiter, unglücklich und fast hoffnungslos. Er begann zu erkennen, daß die zweite Schlacht verloren und er gezwungen war, irgendeine Arbeit anzunehmen. Dadurch konnte er alle befriedigen, den Krämer, seine Schwester, den Bäcker, Ruth und selbst Maria, der er einen Monat Miete

Telegram@shabolabibliotek

schuldete. Mit der Gebühr für die Schreibmaschine war er zwei Monate im Rückstand, und das Büro, in dem er sie gemietet hatte, forderte energisch Bezahlung oder Rücklieferung der Maschine. In seiner Verzweiflung wollte er schon den Kampf aufgeben und mit dem Schicksal Waffenstillstand schließen, bis er wieder von vorn beginnen konnte, und in dieser Absicht meldete er sich zum Postbeamtenexamen. Zu seinem Erstaunen bestand er es als Bester. Jetzt war er sicher, eine Stellung zu erhalten, obwohl niemand wissen konnte, wann die Aufforderung kam, mit der Arbeit zu beginnen.

In dieser Zeit der tiefsten Ebbe kam plötzlich die gleichmäßig laufende Redaktionsmaschine zum Stillstand. Ein Rad mußte sich gelöst oder sogar ein Kugellager sich trockengelaufen haben, denn eines Morgens brachte der Briefträger ihm einen kleinen, dünnen Briefumschlag. Martin sah auf die obere Ecke und las ›Transcontinental-Magazin‹ mit der Adresse des Blattes darunter. Sein Herz machte einen Sprung, und er fühlte sich plötzlich schwach und sonderbar zittrig in den Knien. Er wankte in die Stube zurück, setzte sich, den ungeöffneten Brief in der Hand, aufs Bett, und in diesem Augenblick verstand er, daß Leute plötzlich tot umfallen konnten, wenn sie eine besonders freudige Nachricht erhielten.

Es mußte ja eine freudige Nachricht sein. In dem dünnen Brief lag kein Manuskript, und das bedeutete, daß eine seiner Geschichten angenommen war. Er wußte, welche Geschichte er dem Magazin geschickt hatte. Es war ›Glockenläuten‹, eine seiner unheimlichen Geschichten, und sie hatte einen Umfang von fünfhundert Zeilen. Und da erstklassige Zeitschriften stets bei Annahme bezahlten, mußte in dem Brief ein Scheck liegen. Zwanzig Cent die Zeile – zwanzig Dollar für hundert, also mußte der Scheck auf hundert Dollar lauten! Hundert Dollar! Als er den Brief aufriß, flogen ihm alle Beträge, die er schuldete, durch den Kopf – drei Dollar 85 Cent dem Krämer,

Tebura projektbibliothek

dem Schlächter genau vier Dollar, dem Bäcker zwei, dem Obsthändler fünf, im ganzen also vierzehn Dollar und 8 5 Cent. Dazu kamen die Miete mit zwei Dollar 50 Cent; zwei Monate für die Schreibmaschine acht Dollar, einen Monat im voraus vier Dollar. Alles in allem 31 Dollar und 8 5 Cent, und zuletzt berechnete er, was er brauchte, um seine Sachen beim Pfandleiher einzulösen – die Uhr fünf Dollar 50 Cent, der Mantel fünf Dollar 50 Cent, das Rad sieben Dollar 75 Cent, der Anzug fünf Dollar 50 Cent (er mußte 60 Prozent Zinsen zahlen, aber was machte das?) – alles in allem 56 Dollar 10 Cent. Und wie mit Flammenschrift geschrieben sah er die ganze Summe vor sich in der Luft, die Zahl, die abzuziehen war, und das Fazit: 43 Dollar und 90 Cent. Wenn er jeden Groschen, den er schuldete, bezahlt und alle versetzten Gegenstände eingelöst hatte, besaß er noch 43 Dollar und 90 Cent – ein fürstliches Vermögen, und dann hatte er noch einen ganzen Monat Miete und die Gebühr für die Schreibmaschine vorausbezahlt.

Während dieser Berechnungen aber hatte er den maschinegeschriebenen Brief herausgezogen und vor sich ausgebreitet. Es lag kein Scheck darin. Er guckte in den Umschlag und hielt ihn gegen das Licht, wollte seinen Augen nicht trauen und zerriß mit zitternden Händen den Umschlag. Nein, es lag kein Scheck darin. Er überflog die Zeilen, glitt schnell über die Lobrede des Redakteurs hinweg, um zu dem Kern des Briefes zu kommen, der Erklärung für das Fehlen eines Schecks. Er fand keine solche Erklärung, aber was er las, ließ alles vor ihm sich im Kreise drehen. Der Brief entglitt seiner Hand. Seine Augen wurden trübe, er lehnte sich auf das Kissen zurück und zog die Decke bis zum Kinn hinauf.

Fünf Dollar für ›Glockenläuten‹ – fünf Dollar für fünfhundert Zeilen. Statt zwanzig Cent die Zeile nur einen. Und dabei lobte der Redakteur die Geschichte! Und das Geld sollte er erst

Telegram@shadowslibrary

bekommen, wenn sie gedruckt war. Also war alles Unsinn mit den zwanzig Cent die Zeile als Mindesthonorar und Zahlung bei Annahme! Es war eine Lüge, durch die er sich hatte verleiten lassen. Wenn er das gewußt hätte, würde er nie versucht haben zu schreiben. Er hätte gearbeitet – für Ruth gearbeitet! Seine Gedanken kehrten zu dem Tage zurück, als er das erstemal versucht hatte zu schreiben, und er entsetzte sich über den ungeheuren Zeitverlust – das alles für einen Cent die Zeile! Und alles, was er sonst über hohe Schriftstellerhonorare gelesen hatte, mußte also auch Lüge sein. Seine dadurch entstandenen Ideen über das Einkommen eines Schriftstellers waren falsch – dafür hatte er jetzt den Beweis. Das ›Transcontinental-Magazin‹ wurde für fünfundzwanzig Cent die Nummer verkauft, und sein würdiger künstlerischer Umschlag verriet, daß es eines der erstklassigen Magazine war. Es war eine ehrbare, angesehene Zeitschrift, sie erschien bereits, als er noch nicht geboren war. Ja, und jeden Monat standen auf dem Umschlag Sätze eines großen Schriftstellers, dessen erste Arbeiten im ›Transcontinental-Magazin‹ erschienen waren und der in hohen Tönen von der Mission des Blattes sprach. Und dieses vornehme ›Transcontinental-Magazin‹ mit seiner erhabenen Mission bezahlte fünf Dollar für fünfhundert Zeilen! Der große Schriftsteller war kürzlich im Ausland gestorben – in kläglicher Armut, daran mußte Martin plötzlich denken, und darüber brauchte man sich auch nicht zu wundern, wenn man daran dachte, wie glänzend Schriftsteller bezahlt wurden.

Nun ja, er hatte also angebissen, er hatte an die Lügen geglaubt, die die Zeitungen erzählten, und hatte zwei Jahre damit vergeudet. Aber jetzt machte er Schluß damit! Nie mehr wollte er auch nur eine einzige Zeile schreiben. Er würde tun, was Ruth von ihm wollte, was alle Menschen von ihm wollten, er würde arbeiten. Bei diesem Gedanken fiel ihm jedoch

Textarchiv Grabert-Bibliothek

plötzlich Joe ein – Joe, der durch das Land des Nichtstuns wanderte. Und Martin seufzte neidisch. Die Reaktion auf seine vielen neunzehnstündigen Arbeitstage überfiel ihn jetzt mit Macht. Andrerseits war Joe nicht verliebt, kannte nicht die Verantwortung, die die Liebe einem Manne auferlegt, und konnte es sich leisten, durch das Land des Nichtstuns zu schlendern. Martin dagegen hatte etwas, für das er arbeiten mußte, und er würde auch Arbeit finden. Schon am nächsten Morgen wollte er auf die Suche gehen. Und er wollte Ruth mitteilen, daß er seine Meinung geändert habe und bereit sei, eine Stellung im Büro ihres Vaters anzunehmen.

Fünf Dollar für fünfhundert Zeilen, eine Zeile für einen Cent. Das war also die Kunst auf dem Markt wert! Die Enttäuschung, der Betrug, das unglaublich Entwürdigende daran beherrschte sein ganzes Bewußtsein, und hinter den geschlossenen Lidern sah er mit Flammenschrift die drei Dollar 85 Cent, die er dem Krämer schuldete. Er fröstelte und fühlte, wie seine Knochen schmerzten. Namentlich die Lenden schmerzten. Der Kopf schmerzte – der Scheitel schmerzte, der Nacken schmerzte, selbst das Gehirn schmerzte, und es schien gleichsam anzuschwellen, während der Schmerz über den Brauen fast unerträglich wurde. Und unter den Brauen, hinter den Lidern standen die unbarmherzigen drei Dollar 8 5 Cent. Er öffnete die Augen, um den Anblick loszuwerden, aber das grelle Licht im Zimmer tat ihnen weh und zwang ihn, sie wieder zu schließen, und im selben Augenblick waren die drei Dollar 85 Cent wieder da.

Fünf Dollar für fünfhundert Zeilen, eine Zeile für einen Cent –dieser Gedanke setzte sich in seinem Hirn fest. Er konnte ihn ebensowenig loswerden wie die drei Dollar 85 Cent, die hinter seinen Lidern standen. Es war, als ob die Zahlen sich veränderten, er sah sie neugierig an, bis an ihrer Stelle zwei Dollar standen. Aha, dachte er, das ist der Bäcker! Der nächste

Tellyan@Strabelsbibliothek

Betrag, der auftauchte, war zwei Dollar 50. Er dachte nach, als ob es das Leben gelte. Irgend jemand schuldete er zwei Dollar 50, das war sicher, aber wem? Das herauszufinden, war die Aufgabe, die ein unerbittliches, boshaftes Universum ihm auferlegt hatte, und er durchwanderte die endlosen Gänge seines Hirns, öffnete alle möglichen Rumpelkammern und Räume, wo Abfälle von Wissen und Erinnerungen durcheinanderlagen, während er vergebens nach der Antwort suchte. Da, nach einer Ewigkeit, fiel ihm ohne die geringste Anstrengung ein, daß es Maria war. Er atmete erleichtert auf, denn jetzt hatte er das Rätsel gelöst und konnte Ruhe finden. Aber nein, die zwei Dollar 50 Cent verschwanden, und an ihrer Stelle standen acht Dollar. Wer war das? Er mußte seine Gedanken wieder auf die traurige Reise schicken und versuchen, es herauszufinden.

Wie lange diese Suche dauerte, wußte er selber nicht, aber nach einer Zeitspanne, die ihm endlos lang vorkam, wurde er durch ein Klopfen an seiner Tür in die Wirklichkeit zurückgerufen, und Maria fragte, ob er krank sei. Er antwortete mit einer seltsam dumpfen Stimme, die er selbst nicht kannte, daß er nur ein bißchen schlafe. Er war ganz überrascht, daß es dunkel im Zimmer war. Er hatte den Brief um zwei Uhr nachmittags erhalten, und ihm wurde klar, daß er krank war.

Dann flammte die Summe »acht Dollar« wieder hinter seinen Lidern auf, und er zwang seine Gedanken von neuem unters Joch. Aber er wurde jetzt listig. Er brauchte ja nicht sein ganzes Bewußtsein zu durchwandern. Er war dumm gewesen. Er setzte einen Hebel an, und sein ganzes Bewußtsein drehte sich wie ein riesiges Glücksrad, ein Karussell von Erinnerungen, ein schwingender Kreis der Weisheit. Immer schneller drehte es sich, bis der Wirbel ihn einsog und er durch das dunkle Chaos dahinsauste.

Telegram@Shabashbibliotek

Dann stand er, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, an einer Rolle, in die er gestärkte Manschetten schob. Während er aber mit dieser Arbeit beschäftigt war, bemerkte er, daß die Manschetten mit Zahlen bedruckt waren. Das ist eine neue Art, die Wäsche zu zeichnen, dachte er, bis er näher hinsah und entdeckte, daß auf einer der Manschetten drei Dollar 85 Cent stand. Da merkte er, daß es die Krämerrechnung war und daß statt der Manschetten seine Rechnungen durch die Rolle flogen. Dann tauchte ein schlauer Gedanke in seinem Kopfe auf. Er wollte die Rechnungen auf den Boden werfen, dann brauchte er sie nicht mehr zu bezahlen. Sofort folgte dem Gedanken die Tat, er zerknüllte wütend die Manschetten und warf sie auf den ungewöhnlich schmutzigen Boden. Aber der Haufen wuchs immer mehr, und obwohl jede Rechnung tausendfach abgeschrieben war, fand er nur eine, die auf zwei Dollar 50 Cent lautete – der Betrag, den er Maria schuldete. Das bedeutete, daß Maria ihn nicht mahnen wollte, und er beschloß edelmütig, daß sie die einzige sein sollte, die er bezahlen würde, und begann danach, den beiseite geworfenen Haufen zu durchsuchen, um ihre Rechnung herauszufinden. Er suchte eine lange Zeit, suchte verzweifelt und suchte immer noch, als der Hotelverwalter, der dicke Holländer, eintrat. Sein Gesicht war ganz rot vor Zorn, und er rief mit einer Stimme, die durchs Universum dröhnte: »Den Preis für die Manschetten ziehe ich Ihnen vom Lohn ab.« Der Manschettenhaufen wuchs zu einem ganzen Berge, und Martin wußte, daß er dazu verdammt war, tausend Jahre lang zu arbeiten, um sie zu bezahlen. Nun ja, da blieb nichts anderes übrig, als den Verwalter zu ermorden und die Wäscherei niederzubrennen. Aber der große Holländer wich ihm aus, packte ihn beim Genick und schwenkte ihn hin und her. Er schwang ihn über die Plättbretter, über den Ofen, über die Rolle, in den Waschraum hinaus und über Wring- und

Tetyana@Stadtbibliothek

Waschmaschinen. Martin wurde geschwenkt, bis ihm die Zähne klapperten und der Kopf schmerzte, und er wunderte sich, daß der Holländer so stark war.

Und dann stand er wieder an der Rolle, diesmal aber nahm er Manschetten entgegen, und ein Redakteur legte von der andern Seite nach. Jede Manschette war ein Scheck, und Martin untersuchte sie eifrig in fieberhafter Erwartung. Aber keiner von ihnen war ausgefüllt. Eine Ewigkeit oder noch länger nahm er diese unausgefüllten Schecks entgegen und ließ keinen einzigen vorbeigehen, aus Furcht, daß er möglicherweise doch ausgefüllt wäre. Schließlich fand er denn auch einen ausgefüllten Scheck und hielt ihn mit zitternden Fingern gegen das Licht. Er lautete auf fünf Dollar. »Haha!« lachte der Redakteur auf der andern Seite der Rolle. »Na ja, dann muß ich Sie totschlagen«, sagte Martin. Er ging in den Waschraum, um ein Beil zu holen, und dort fand er Joe damit beschäftigt, Manuskripte zu stärken. Joe versuchte, ihm sein Vorhaben auszureden, schwang dann aber selbst das Beil für ihn. Doch das Beil blieb aufrecht in der Luft stehen, denn jetzt befand Martin sich in der Plättstube, mitten in einem Schneesturm. Nein, es war kein Schnee, es waren Schecks auf große Summen – die kleinste war nicht geringer als tausend Dollar. Er begann sie aufzulesen und in Packen zu je hundert zu ordnen, und er band jeden Packen ordentlich mit einem Bindfaden zusammen.

Als er von seiner Arbeit aufsah, stand Joe mit Bügeleisen jonglierend vor ihm und stärkte Hemden und Manuskripte. Hin und wieder beugte er sich vor und legte einen Packen Schecks zu all den Schriften, die durch den Raum flogen, sich durch das Dach in die Luft erhoben und in einem mächtigen Wirbel verschwanden. Martin schlug nach ihm, aber er packte das Beil und warf es in den fliegenden Wirbel. Dann packte er Martin und warf ihn hinterher. Martin flog durch das Dach, klammerte

Telegram@shahersBibliothek

sich an die Manuskripte, und als er wieder herunterkam, hatte er den ganzen Arm voll davon. Aber kaum war er heruntergekommen, als er wieder hochgeworfen wurde und zweimal, dreimal und immer wieder im selben Kreise herumflog. In der Ferne konnte er eine hohe Kinderstimme singen hören: »Tanz mit mir, tanz mit mir, tanz, tanz, tanz mit mir.«

Dann fand er das Beil wieder, mitten in einer wahren Milchstraße von Schecks, gestärkten Hemden und Manuskripten und beschloß, Joe, wenn er wieder herunterkam, totzuschlagen. Aber er kam nicht herunter, und um zwei Uhr nachts hörte Maria durch die dünne Wand sein Stöhnen. Sie kam zu ihm herein und legte ihm warme Plätteisen auf den Leib und nasse Tücher auf die schmerzenden Augen.

Telegram@shabarsbibliothek

Zweites Kapitel

Am Morgen ging Martin Eden nicht auf die Arbeitssuche. Erst spät am Nachmittag erwachte er aus seinen Fieberträumen und sah sich mit schmerzenden Augen in der Stube um. Mary, eine vom Stamme Silva im Alter von acht Jahren, wachte an seinem Bett und kreischte auf, als sie sah, daß er wieder zum Bewußtsein kam. Maria schoß aus der Küche herein. Sie legte ihre schwielige Hand auf seine fieberheiße Stirn und fühlte ihm den Puls. * »Sie möchten essen?« fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. Essen war das, wonach er im Augenblick am wenigsten verlangte, und er wunderte sich, daß er je hungrig gewesen sein sollte. »Ich bin krank, Maria«, sagte er mit schwacher Stimme. »Wissen Sie, was es ist?«

»Grippe«, antwortete sie. »Zwei oder drei Tage, Sie ganz gesund wieder. Besser, Sie essen nicht jetzt. Hinterher Sie können viel essen, morgen Sie können essen vielleicht.«

Krankheit war für Martin etwas ganz Ungewohntes, und als Maria und ihr Mädchen ihn verließen, versuchte er, aufzustehen und sich anzukleiden. Durch eine gewaltige Willensanspannung, mit schwindelndem Hirn und Augen, die so heftig schmerzten, daß er sie nicht offen halten konnte, glückte es ihm, aus dem Bett zu steigen, aber nur, um über dem Tisch ohnmächtig zusammenzubrechen. Eine halbe Stunde später gelang es ihm, wieder ins Bett zu kommen, wo er mit geschlossenen Augen still lag und seine verschiedenen Schmerz- und Schwächegefühle zu analysieren suchte. Maria kam mehrmals im Laufe des Abends herein und machte kalte Umschläge um seine Stirn, sonst aber ließ sie ihn in Ruhe, denn sie war zu klug, um ihn durch Reden zu quälen. Das

Telegram@Slovenskiknjiznek

rührte ihn, und dankbar murmelte er vor sich hin: »Maria, du kriegst die Meierei, sicher, sicher.«

Dann fiel ihm die längst begrabene Vergangenheit des gestrigen Tages ein. Ein ganzes Menschenalter schien vergangen, seit er den Brief vom ›Transcontinental-Magazin‹ erhalten hatte – ein Menschenalter, seitdem alles vorbei war und der neue Lebensabschnitt für ihn begonnen hatte. Er hatte seine Pfeile verschossen, und zwar mit aller Kraft, und jetzt war er am Ende. Wäre er nicht ausgehungert gewesen, so hätte die Grippe ihn nicht gepackt. Er war erschöpft und hatte nicht Kraft genug gehabt, sich von dem Krankheitskeim zu befreien, der seinen Körper überfiel. Und das war nun der Erfolg!

»Was nützt es dem Menschen, eine ganze Bibliothek zu schreiben, wenn er dabei drauf geht?« fragte er laut. »Das ist kein Beruf für mich. Ich will nichts mehr mit Literatur zu tun haben. Von jetzt an gibt es für mich nur noch Kontor und Hauptbuch, festes Gehalt und ein kleines Heim mit Ruth.«

Als er zwei Tage später ein Ei mit zwei Scheiben Röstbrot gegessen und eine Tasse Tee getrunken hatte, fragte er nach seiner Post, aber er merkte, daß seine Augen immer noch zu sehr schmerzten, als daß er hätte lesen können.

»Sie müssen mir vorlesen, Maria«, sagte er. »Nicht die langen, dicken Schreiben. Die werfen Sie unter den Tisch. Lesen Sie mir die kleinen Briefe vor.«

»Kann nicht«, lautete die Antwort. »Teresa, sie gehen zur Schule, sie können.«

So öffnete denn die neunjährige Teresa Silva seine Briefe und las sie ihm vor. Er hörte geistesabwesend zu, wie sie einen langen Mahnbrief des Schreibmaschinengeschäftes las, und sann über Mittel und Wege nach, eine Stellung zu finden. Plötzlich aber wurde er aus diesen Gedanken gerissen.

»Wir bieten Ihnen vierzig Dollar für das Vorabdrucksrecht Ihrer Erzählung«, buchstabierte Teresa mühsam, »aber unter

Telegram@standardbibliothek

der Bedingung, daß Sie uns erlauben, folgende Änderungen vorzunehmen.«

»Welche Zeitschrift ist das?« rief Martin. »Gib her!« Jetzt konnte er lesen und fühlte nicht die Schmerzen, die es ihm verursachte. Es war ›Die Weiße Maus‹, die ihm vierzig Dollar bot, und die Erzählung war ›Der Strudel‹ – auch eine seiner ersten Gruselgeschichten. Er las den Brief immer wieder durch. Der Redakteur sagte ihm offen, daß er die Idee nicht richtig ausgewertet hätte, daß sie aber die Idee kaufen wollten, weil sie originell sei. Wenn sie die Geschichte um ein Drittel kürzen dürften, würden sie sie nehmen und ihm, sobald sie seine Antwort hätten, vierzig Dollar schicken.

Er rief nach Tinte und Feder und teilte dem Redakteur mit, daß er die Geschichte um drei Drittel kürzen könnte, wenn er Lust hätte, und daß er die vierzig Dollar umgehend schicken sollte.

Als Teresa den Brief in den Kasten geworfen hatte, legte Martin sich wieder hin und dachte nach. Es war also doch keine Lüge. ›Die Weiße Maus‹ bezahlte bei Annahme. ›Der Strudel‹ war dreihundert Zeilen lang. Wenn er um ein Drittel gekürzt wurde, machte das zwanzig Cent die Zeile. Bezahlung bei Annahme und zwanzig Cent die Zeile – dann hatten die Zeitungen ja doch die Wahrheit geschrieben. Und er hatte ›Die Weiße Maus‹ für ein Blatt dritten Ranges gehalten! Offenbar kannte er die Zeitschriften nicht. Das ›Transcontinental-Magazin‹ hatte er für eine erstklassige Zeitung gehalten, und es bezahlte einen Cent für die Zeile. ›Die Weiße Maus‹ hatte in seinen Augen gar keine Bedeutung gehabt, und sie bezahlte zwanzigmal soviel wie das ›Transcontinental-Magazin‹, und noch dazu bei Annahme.

Nun, eines war jedenfalls sicher: wenn er wieder gesund war, würde er sich nicht nach Arbeit umsehen. In seinem Kopf gab es noch mehr Geschichten, die genauso gut wie ›Der Strudel‹

Telegram@schabarsbibliothek

waren, und mit vierzig Dollar das Stück konnte er bedeutend mehr verdienen als in irgendeiner festen Stellung. Gerade als er die Schlacht verloren glaubte, war sie gewonnen. Er hatte den richtigen Beruf gewählt. Der Weg lag offen vor ihm. Jetzt, da mit der ›Weißen Maus‹ der Anfang gemacht war, würde er eine Zeitschrift nach der anderen als Abnehmer gewinnen. Die Lohnschreiberei konnte er beiseite legen. Sie war pure Zeitverschwendung gewesen, denn sie hatte ihm nicht einen Dollar eingebracht. Er konnte sich seiner Arbeit widmen – seiner guten Arbeit –, und er würde das Beste aus sich herausholen. Er wünschte nur, daß Ruth dagewesen wäre, um seine Freude zu teilen, und als er die Briefe, die neben seinem Bett lagen, überflog, fand er auch einen von ihr. Sie machte ihm sanfte Vorwürfe, wunderte sich, daß er sich so schrecklich lange nicht hatte sehen lassen. Immer wieder las er verliebt den Brief, freute sich über ihre Handschrift, über jeden Federstrich, und küßte zuletzt ihre Unterschrift.

In seinem Antwortbrief schrieb er ihr ohne Umschweife, daß er sie nicht besuchen könnte, weil er seinen besten Anzug versetzt hätte. Er erzählte ihr, daß er krank gewesen, jetzt aber fast wieder gesund sei, und daß er nach zehn oder vierzehn Tagen (so lange, wie ein Brief nach New York und die Antwort darauf brauchten) seinen Anzug wieder einlösen und bei ihr sein würde.

Aber Ruth hatte keine Lust, zehn oder vierzehn Tage zu warten. Zudem war ihr Bräutigam krank. Am nächsten Nachmittag erschien sie, von Arthur begleitet, im Morseschen Wagen, zur ungemischten Freude der Silvaschen Jugend und aller Kinder der Straße und zu Marias Bestürzung. Maria teilte unter ihren Sprößlingen, die sich in dem winzigen Vorraum um die Besucher drängten, einige Ohrfeigen aus und versuchte sich in ungewöhnlich schlechtem Englisch wegen ihrer Kleidung zu entschuldigen. Die Ärmel, die aufgekrempelt

Tonyarn@stadtbibliothek

waren, so daß man die seifenschaumbedeckten Arme sah, und der nasse Sack, den sie sich um den Leib gebunden hatte, zeigten deutlich, bei welcher Arbeit sie überrascht worden war. Sie war so verblüfft über die zwei feinen jungen Leute, die nach ihrem Zimmerherrn fragten, daß sie ganz vergaß, ihnen in dem kleinen Wohnstübchen Platz anzubieten. Um in Martins Zimmer zu gelangen, mußten sie durch die Küche gehen, die warm und naß und vom Dampf der großen Wäsche erfüllt war. In ihrer Aufregung stieß Maria Schlafzimmertür und Schranktür zusammen, und fünf Minuten lang drangen Dampfwolken, mit dem Geruch von Seifenwasser und Schmutz vermischt, ins Krankenzimmer.

Es glückte Ruth, nach rechts und nach links und dann wieder nach rechts zu lavieren und so durch den engen Gang zwischen Tisch und Stuhl zu Martin zu gelangen, Arthur aber geriet in Kollision mit den Pfannen und Töpfen in der Ecke, wo Martin seine Küche hatte. Arthur blieb nicht lange. Ruth saß auf dem einzigen vorhandenen Stuhl, und als er seine Pflicht getan hatte, ging er hinaus und blieb neben dem Vorbau stehen, wo er den Mittelpunkt einer Gruppe von sieben kleinen, bewundernden Silvas bildete, die ihn anstarrten, als ob er eine Panoptikumsfigur sei. Und um den Wagen hatte sich die ganze Jugend des Viertels versammelt und wartete gespannt auf irgendeine tragische, fürchterliche Lösung des Rätsels. Wagen sah man hier sonst nur zu Hochzeiten und Begräbnissen; hier gab es weder Hochzeit noch Begräbnis, es mußte also etwas ganz Unerhörtes vorgehen, auf das zu warten sich lohnte.

Martin war vor Sehnsucht nach Ruth ganz außer sich gewesen. Er war eine ausgesprochen liebebedürftige Natur und brauchte Mitgefühl, das für ihn gleichbedeutend mit geistigem Verständnis war; wie er aber später erkennen sollte, beruhte Ruths Mitgefühl in der Hauptsache auf Sentimentalität und Takt und war eher ihrer Sanftmut als wirklichem Verständnis

Telegrafenbuchhandlung Bibliothek

für die Menschen zuzuschreiben, denen sie ihre Sympathien schenkte. Und so kam es, daß, als Martin ihre Hand in der seinen hielt und begeistert von seiner Liebe sprach, ihre Liebe sie drängte, den Druck zu erwidern, daß ihre Augen leuchteten und voller Tränen standen beim Anblick seiner Hilflosigkeit und der Spuren, die die Leiden in seinem Gesicht hinterlassen hatten.

Als er aber von den beiden angenommenen Erzählungen, von seiner Verzweiflung über den Brief des ›Transcontinental-Magazin‹ und der Freude über den Brief von der ›Weißen Maus‹ berichtete, konnte sie ihm nicht mehr folgen. Sie hörte wohl die Worte, die er sprach, und verstand auch, was er mit ihnen sagen wollte, aber seine Verzweiflung und seine Freude teilte sie nicht. Sie konnte ihr eigenes Wesen nicht überwinden. Sie interessierte sich nicht dafür, daß er Erzählungen an Zeitschriften verkaufte. Für sie war die Hauptsache, heiraten zu können. Sie selbst wußte das natürlich nicht, – ebensowenig wie sie wußte, daß ihr Wunsch, Martin möchte eine Stellung annehmen, dem instinktiven Drang nach Mutterschaft entsprang. Sie wäre errötet, hätte man ihr das mit nackten Worten gesagt, und sie hätte entrüstet erklärt, daß ihr Interesse allein dem Mann gelte, den sie liebte, und daß sie nur den Wunsch habe, er möge das Beste in sich zur Entwicklung bringen. Und während Martin ihr sein Herz ausschüttete, begeistert über die erste Anerkennung der Welt für die von ihm gewählte Lebensarbeit, achtete sie nur auf die bloßen Worte und ließ hin und wieder ihre Blicke durch die Stube wandern, entsetzt über alles, was sie sah.

Zum erstenmal sah Ruth das schmutzige Gesicht der Armut. Hungernde Liebende waren ihr immer romantisch erschienen, aber sie hatte keine Ahnung, wie ein hungernder Liebender lebte. Die Wirklichkeit hatte sie sich nie träumen lassen. Ihr Blick glitt immer wieder zwischen ihm und dem Zimmer hin

Telegram@schaerslibrary

und her. Der Dampf und der Geruch der schmutzigen Wäsche, der ihr aus der Küche gefolgt war, waren ihr widerlich. Martin mußte ja ganz davon durchtränkt sein, wenn die schreckliche Frau oft wusch. Die entwürdigende Umgebung mußte ihm ihren Stempel aufdrücken. Als Ruth in Martins Gesicht blickte, glaubte sie schon die Spuren davon zu entdecken. Sie hatte ihn nie unrasiert gesehen, und der dreitägige Bart, mit dem er jetzt dalag, wirkte abstoßend auf sie. Er gab ihm nicht nur etwas von dem trüben Düster, das über dem ganzen Silvaschen Hause, außen wie innen, lag, er betonte gleichsam auch die animalische Kraft, die sie an ihm haßte. Und nun war er noch dazu durch die Annahme der zwei Erzählungen, von der er ihr mit solchem Stolz berichtete, in seinem Wahnsinn bestärkt worden. Noch kurze Zeit, und er hätte sich ergeben und angefangen zu arbeiten, jetzt aber würde er weiter in diesem schrecklichen Hause wohnen, schreiben und hungern – auf jeden Fall noch einige Monate.

»Was ist das für ein Geruch?« fragte sie plötzlich.

»Vermutlich Marias Wäsche«, lautete die Antwort.

»Nein, nein, das nicht. Es ist etwas anderes – ein schaler, widerlicher Geruch.«

Martin sog prüfend die Luft ein, ehe er antwortete.

»Ich kann sonst nichts riechen, außer altem Tabaksrauch«, meinte er.

»Das ist es eben. Es ist gräßlich. Warum rauchst du so viel, Martin?«

»Ich weiß nicht, es sei denn, daß ich mehr als gewöhnlich rauche, wenn ich mich einsam fühle. Außerdem ist es eine alte Gewohnheit. Ich habe als ganz junger Bursche damit angefangen.«

»Das ist keine gute Gewohnheit, weißt du«, sagte sie vorwurfsvoll. »Es riecht furchtbar.«

Tehbyan@Stahlsbibliothek

»Daran ist der Tabak schuld. Ich kann mir nur den allerbilligsten leisten. Aber warte, bis ich die vierzig Dollar bekommen habe. Dann rauche ich eine Sorte, die nicht einmal einen Engel stören würde. Aber das ist doch nicht schlecht, nicht wahr – zwei Annahmen in drei Tagen? Mit den fünfundvierzig Dollar kann ich alle meine Schulden bezahlen.«

»Und das ist der Lohn für die Arbeit von zwei Jahren?« fragte sie.

»Nein, für die Arbeit von weniger als einer Woche. Bitte, gib mir das Buch, das drüben auf dem Tisch liegt – das Kontobuch im grauen Umschlag.« Er öffnete es und begann hastig darin zu blättern. »Ja, ich habe recht. Vier Tage habe ich für ›Glockenläuten‹ gebraucht und zwei für den ›Strudel‹. Das macht fünfundvierzig Dollar für eine Woche Arbeit – hundertachtzig Dollar im Monat. Das ist viel mehr, als ich in einer festen Stellung verdienen könnte. Und dazu bin ich ja erst Anfänger. Tausend Dollar monatlich sind nicht zu viel, um dir alles zu kaufen, was ich mir für dich wünsche. Ein Gehalt von fünfhundert monatlich würde nicht reichen. Diese fünfundvierzig Dollar sind nur der Anfang. Warte, bis ich erst richtig in Gang gekommen bin. Dann sollst du sehen, wie ich ›rauche‹.«

Ruth mißverstand seinen Slang und kam wieder auf die Zigaretten zurück.

»Du rauchst jetzt schon mehr, als dir gut tut, und die Marke wird nichts daran ändern. Das Rauchen ist überhaupt nicht schön, ganz abgesehen vom Tabak. Du bist ja ein Schornstein, ein lebender Vulkan, eine wandelnde Rauchwolke, ja, und eine Schande für die Menschheit – Martin, Liebster –, und das weißt du auch.«

Mit einem flehenden Blick lehnte sie sich an ihn, und als er ihr feines Antlitz und die reinen, klaren Augen sah, hatte er das alte, peinliche Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit.

Telegram@sharbshiptbek

»Es wäre schön, wenn du das Rauchen aufgeben würdest«, flüsterte sie. »Bitte… um meinetwillen.«

»Schön, dann lasse ich es!« rief er. »Ich will alles tun, um was du mich bittest, Liebling – alles, das weißt du ja.«

Sie fühlte eine starke Versuchung. Immer wieder hatte sie sich von dem Großzügigen, Leichtherzigen in seinem Wesen überzeugen können, und sie glaubte fest, daß er ihren Wunsch erfüllen würde, wenn sie ihn bäte, nicht mehr zu schreiben. Einen Augenblick lang brannten ihr die Worte auf der Zunge. Aber sie sprach sie nicht aus. Sie hatte nicht ganz den Mut dazu; sie wagte es nicht. Statt dessen lehnte sie sich an ihn und flüsterte in seinen Armen: »Du weißt doch, daß es nicht meinetwegen ist, Martin – sondern deinetwegen. Es ist sicher schädlich für dich, daß du soviel rauchst, und außerdem ist es nicht gut, sich zum Sklaven zu machen – am wenigsten zum Sklaven eines Reizmittels.«

»Ich werde stets dein Sklave sein«, lächelte er.

»Dann werde ich jetzt anfangen, dir meine Befehle zu erteilen.«

Sie sah ihn mutwillig an, obwohl sie im Innern schon bedauerte, daß sie nicht lieber ihre größte Forderung vorgebracht hatte.

»Ich lebe nur, um zu gehorchen, Eure Majestät.«

»Nun, dann ist mein erster Befehl, daß du dich täglich rasieren sollst. Sieh nur, wie du mir die Backe zerkratzt hast.«

Und so endete alles in Lachen und Liebkosungen. Aber sie hatte einen Erfolg erzielt und konnte nicht erwarten, noch mehr auf einmal zu erreichen. Sie fühlte sich geschmeichelt, weil sie ihn dazu gebracht hatte, das Rauchen aufzugeben. Ein andermal wollte sie ihn überreden, eine Stellung anzunehmen, denn hatte er nicht gesagt, er würde alles tun, um was sie ihn bat?

Tehuran@shabarsbibliothek

Sie erhob sich von dem Stuhl neben dem Bett, begann die Wäscheleinen mit seinen Notizen und das Geheimnis des Fahrrads an der Zimmerdecke zu untersuchen und wurde ganz traurig, als sie den großen Manuskripthaufen unter dem Tisch sah, weil er für sie nur Zeitvergeudung bedeutete.

Der Petroleumkocher fand ihren Beifall, als sie aber die Borde untersuchte, auf denen die Nahrungsmittel stehen sollten, entdeckte sie, daß sie leer waren.

»Aber du hast ja gar nichts zu essen, du Ärmster!« sagte sie mit zärtlichem Mitleid. »Du mußt ja verhungern.«

»Ich verwahre meine Lebensmittel in Marias Speisekammer«, log er, »da halten sie sich besser. Es ist keine Gefahr, daß ich verhungere. Sieh nur!«

Sie stand wieder neben dem Bett und sah, wie er den Arm beugte, bis der große Oberarmmuskel sich als ein harter, schwerer Knoten unter dem Hemdärmel abzeichnete. Der Anblick wirkte abstoßend auf sie. Aus anerzogener Empfindsamkeit scheute sie davor zurück. Aber das Blut in ihren Adern, jede Fiber ihres Körpers liebte diese Kraft und fühlte sich davon angezogen, und als er sie im nächsten Augenblick in seine Arme zog und an sich preßte, empörte sich zwar ihr Hirn, für das nur die Oberfläche des Lebens existierte, aber ihr Herz, das Weib in ihr, dem nur das Leben selbst etwas galt, frohlockte triumphierend. In solchen Augenblicken fühlte sie, wie heiß sie Martin liebte, denn es war eine Wonne, die ihr fast das Bewußtsein nahm, sich von seinen starken Armen fest umschlungen zu fühlen, so daß es fast schmerzte. Dann fand sie, daß alles gerechtfertigt war: ihr Verrat gegen das, was sie für richtig hielt, die Verletzung ihrer eigenen hohen Ideale und, vor allem, ihr stillschweigender Ungehorsam gegen Vater und Mutter. Die wollten nicht, daß sie diesen Mann heiratete. Sie waren entsetzt darüber, daß sie ihn liebte. Manchmal war sie selbst entsetzt darüber – immer

Telegram@shabdsbibliothek

dann, wenn sie ihn nicht sah und ein kaltblütiges, vernünftiges Geschöpf war. Wenn sie mit ihm zusammen war, liebte sie ihn. Allerdings war es zuweilen eine peinigende, qualvolle Liebe; aber Liebe war es – eine Liebe, die stärker war als sie selbst.

»Diese Grippe ist nicht schlimm«, sagte er, »sie tut ein bißchen weh, und man hat ekelhafte Kopfschmerzen, aber es ist nichts gegen Wundfieber.«

»Hast du das auch gehabt?« fragte sie geistesabwesend, hingegeben an das Glück, das sie in seinen Armen fand.

Und so brachte sie ihn dazu, weiter zu erzählen, aber sie hörte ihm nicht zu, bis ein Wort sie plötzlich aufschreckte.

Er hatte mit diesem Wundfieber in einer geheimen Kolonie von dreißig Leprakranken auf Hawaii gelegen.

»Aber wie bist du denn dahin gekommen?« fragte sie. Eine so erhabene Gleichgültigkeit gegen seine eigene Gesundheit erschien ihr geradezu verbrecherisch.

»Weil ich es nicht wußte«, antwortete er. »Ich ahnte nichts von Leprakranken. Als ich von dem Schoner desertierte und die Küste erreichte, floh ich landeinwärts, um mich zu verstecken. Drei Tage lang lebte ich von Guavas, Ohiaäpfeln und Bananen, die alle wild im Urwald wuchsen. Am vierten Tage aber stieß ich auf einen schmalen Pfad. Er führte hügelauf und ins Landesinnere. Es war die Richtung, die ich einschlagen mußte, und es sah aus, als wären kürzlich Menschen dort gegangen. An einer Stelle lief er am Rande eines Gebirgskammes entlang, der so schmal wie eine Messerklinge war. Auf dem Gipfel war der Pfad keine drei Fuß breit, und zu beiden Seiten stürzte die Felswand viele hundert Fuß tief steil ab. Ein einziger Mann mit genügend Munition hätte hier einem Heer von hunderttausend standhalten können.

Es war der einzige Weg zu dem Versteck. Als ich den Pfad gefunden hatte, befand ich mich schon nach drei Stunden in der Kolonie, in einem kleinen Tal inmitten von Lavagipfeln.

Telegramm Schreiberbibliothek

Es war eine terrassenförmige Anlage mit Tarofeldern; auch verschiedene Obstbäume wuchsen dort, und es standen acht oder zehn Grashütten da. Sobald ich aber die Einwohner sah, wußte ich, wo ich war. Ein einziger Blick auf sie genügte.«

»Und was tatest du da?« fragte Ruth atemlos.

»Ich konnte nichts machen. Ihr Anführer war ein freundlicher Mann, bei dem die Krankheit schon weit vorgeschritten war, der aber wie ein König herrschte. Er hatte das Tal entdeckt und die Kolonie gegründet – was alles gegen das Gesetz verstieß. Aber er hatte Gewehre, eine Menge Munition, und die Kanaken, darin geübt, wilde Ziegen und Schweine zu schießen, waren unfehlbare Schützen.

Nein, Martin Eden konnte nicht weglaufen. Er mußte bleiben, drei Monate lang.«

»Aber wie entkamst du dann?«

»Ich wäre nie entkommen, wäre nicht in der Kolonie ein junges Mädchen gewesen – halb Chinesin, ein Viertel Weiße und ein Viertel Eingeborene. Die Ärmste war eine Schönheit und hatte eine gute Erziehung genossen. Ihre Mutter, die in Honolulu wohnte, besaß ein Millionenvermögen. Nun, das junge Mädchen half mir schließlich fort. Ihre Mutter unterstützte die Kolonie mit Geld, weißt du, so daß sie nicht zu fürchten brauchte, bestraft zu werden, weil sie mir half. Aber zuerst ließ sie mich schwören, daß ich nie ihr Versteck verraten würde, und das habe ich auch nicht getan. Es ist das erstemal, daß ich mit einem Menschen darüber spreche. Das junge Mädchen hatte gerade die ersten Lepra-Symptome. Die Finger ihrer rechten Hand waren leicht gekrümmt, und sie hatte einen kleinen Fleck auf dem Arm. Das war alles. Jetzt ist sie wohl tot.«

»Aber hattest du denn keine Angst? Und warst du nicht froh, daß du entkamst, ohne von der schrecklichen Krankheit angesteckt zu sein?«

Telegram@shabarsbibliotek

»Nun ja«, gestand er, »anfangs zitterte ich schon ein bißchen, aber allmählich gewöhnte ich mich daran. Das arme Mädchen tat mir furchtbar leid, und ich vergaß ganz meine Furcht. Sie war so schön an Leib und Seele, und die Krankheit war kaum zu bemerken, und doch war sie dazu verdammt, dortzubleiben, primitiv wie eine Wilde zu leben und langsam zu verfaulen. Lepra ist viel schrecklicher, als du dir vorstellen kannst.«

»Armes Ding«, flüsterte Ruth sanft. »Es ist aber doch ein Wunder, daß sie dich fortließ.«

»Wie meinst du das?« fragte Martin arglos.

»Sie muß dich ja geliebt haben«, sagte Ruth, noch ebenso sanft. »Sag einmal ehrlich, liebte sie dich nicht?«

Martins Sonnenbräune war bei der Arbeit in der Wäscherei und bei seiner Stubenhockerei verblaßt, der Hunger der letzten Zeit und die Krankheit hatten das Ihre dazu getan, und jetzt ergoß sich über seine bleichen Wangen eine tiefe Röte. Er wollte etwas sagen, aber Ruth schnitt ihm das Wort ab.

»Einerlei; antworte mir nicht. Es ist nicht nötig«, lachte sie.

Aber es kam ihm vor, als wäre ein metallischer Klang in ihrem Lachen und ein kalter Glanz in ihren Augen – er mußte unwillkürlich an einen Sturm denken, den er einmal im nördlichen Pazifik erlebt hatte. Und sofort stand das Bild des Sturmes vor seinen Augen – eine Sturmnacht mit klarem Himmel, Vollmond und riesigen Wellen, die kalt im Mondschein glitzerten. Dann sah er die junge Leprakranke und dachte daran, daß sie ihn aus Liebe hatte ziehen lassen.

»Sie war edel«, sagte er einfach. »Sie schenkte mir das Leben.«

Das war alles, aber er hörte, wie Ruth ein Schluchzen unterdrückte, und bemerkte, daß sie sich abwandte, um aus dem Fenster zu sehen. Als sie sich wieder umdrehte, war sie ruhig, und der kalte Glanz in ihren Augen war verschwunden.

Telegramm@Staatsbibliothek

»Ich bin töricht«, klagte sie. »Aber ich kann nichts dafür. Ich liebe dich so, Martin – wirklich, so sehr. Mit den Jahren werde ich schon vernünftiger werden; aber jetzt kann ich nicht anders, ich muß eifersüchtig sein auf diese Gespenster der Vergangenheit, und du weißt, daß deine Vergangenheit voll von Gespenstern ist. Es ist ja selbstverständlich«, sagte sie, als er etwas erwidern wollte, » es kann ja nicht anders sein. Aber der arme Arthur winkt, daß ich kommen soll. Er ist müde vom Warten. Auf Wiedersehen, Lieber.

Es gibt in der Apotheke eine Medizin, die gegen das Rauchen hilft«, sagte sie in der Tür, »ich werde sie dir schicken.«

Die Tür schloß sich, wurde aber gleich noch einmal geöffnet.

»Ich liebe dich, ich liebe dich«, flüsterte sie, und dann war sie wirklich gegangen.

Maria, die es trotz aller Ehrfurcht doch nicht unterlassen hatte, auf Stoff und Schnitt von Ruths Kleid zu achten (es war ein ganz neuer Schnitt, der eine sehr schöne Wirkung hervorbrachte), begleitete sie an den Wagen. Die Schar enttäuschter Straßenkinder starrte dem Wagen nach, bis er verschwunden war, und staunte dann Maria an, die plötzlich die wichtigste Persönlichkeit der Straße geworden war. Aber Marias eigene Kinder zerstörten ihren Ruhm, indem sie erzählten, daß der vornehme Besuch ihrem Mieter gegolten hatte. Hierauf sank Maria wieder in ihre alte Unwichtigkeit zurück, aber Martin bemerkte, daß alle Kinder der Nachbarschaft ihn jetzt mit Respekt ansahen. In Marias Achtung aber stieg Martin um reichlich hundert Prozent, und wenn der portugiesische Krämer Zeuge dieses Nachmittagsbesuches gewesen wäre, so hätte er Martin sicherlich einen weiteren Kredit von drei Dollar fünfundachtzig Cent eingeräumt.

Telgtenheimatbibliothek

Drittes Kapitel

Die Sonne des Glücks war für Martin aufgegangen. Am Tage nach Ruths Besuch empfing er einen Scheck auf drei Dollar von einem New Yorker Skandalblatt für drei Scherzgedichte. Zwei Tage später nahm eine Chikagoer Zeitung seine ›Schatzgräber‹ an und versprach, bei Erscheinen zehn Dollar zu bezahlen. Das war allerdings ein niedriger Preis, aber es war der erste Artikel, den er geschrieben hatte – sein allererster Versuch, seine Gedanken zu Papier zu bringen. Und zu alledem wurde sein zweiter Versuch, die abenteuerliche Erzählung für Knaben, von einer Jugendzeitschrift angenommen. Zwar boten sie ihm für die zweitausendeinhundert Zeilen lange Erzählung nur zehn Dollar bei Erscheinen, was ungefähr fünfundsiebzig Cent für hundert Zeilen entsprach, aber es war ja sein zweiter Versuch, und er wußte sehr wohl, daß es eine unbeholfene, wertlose Arbeit war.

Aber selbst seine frühesten Arbeiten hatten nichts von der Unbeholfenheit, die der Mittelmäßigkeit eigen ist. Das Charakteristische an ihnen war die Unbeholfenheit einer zu großen Kraft; aber Martin war froh, daß er seine ersten Versuche für ein Butterbrot verkaufen konnte. Er wußte, was sie wert waren, und es hatte nicht lange gedauert, bis er das erkannte. Das größte Vertrauen setzte er auf seine späteren Arbeiten. Er hatte darum gekämpft, etwas Besseres als ein Magazinschriftsteller zu werden. Er hatte versucht, sich die Mittel der Kunst zu eigen zu machen. Andererseits hatte er seine Kraft nicht preisgegeben. Er strebte bewußt danach, diese Kraft durch Vermeidung jeder Übertreibung zu vermehren. Er

Telegram @shebarshidigital

hatte auch seine Liebe zum Wirklichen nicht aufgegeben. Er schrieb realistisch, aber er bemühte sich, die Realistik mit der schöpferischen Eingebung und der Schönheit der Phantasie zu vereinigen. Was er suchte, war leidenschaftlicher Realismus, gepaart mit menschlichem Streben und Glauben. Er wollte das Leben wiedergeben, wie es war, mit allem Tasten und Trachten der menschlichen Seele.

Bei seinem Lesen hatte er zwei Literaturrichtungen entdeckt. Die eine behandelte den Menschen als einen Gott und übersah seinen irdischen Ursprung, die andere behandelte ihn als einen Klumpen Lehm, ohne auf seine schlummernden Möglichkeiten und göttlichen Eingebungen zu achten. Nach Martins Meinung hatten beide Richtungen unrecht, weil sie zu einseitig in ihren Zielen und Ansichten waren. Ein Kompromiß zwischen beiden kam der Wahrheit am nächsten, obwohl es der Gott-Richtung nicht schmeichelte und die tierisch-barbarische Richtung direkt herausforderte. In seiner Erzählung ›Abenteuer‹, die Ruth wider Willen mitgerissen hatte, glaubte Martin, sein Ideal der Wahrheit in der Dichtung erreicht zu haben; und in einem Essay ›Gott und Lehm‹ hatte er seine Ansichten über diese Frage im allgemeinen entwickelt.

Aber ›Abenteuer‹ und alles, was er selbst für seine besten Arbeiten hielt, reiste immer noch von Redaktion zu Redaktion. Seine früheren Arbeiten schätzte er nur insofern, als sie ihm Geld einbrachten, und seine Gruselgeschichten, von denen er schon zwei verkauft hatte, hielt er weder für hohe Kunst noch für das Beste, was er geschaffen hatte. Für ihn waren sie nichts als phantastische Einfälle, obwohl er ihnen den ganzen Zauber der Wirklichkeit verliehen hatte, und das eben war es, was ihren Reiz ausmachte. Er betrachtete diesen Versuch, dem Grotesken und Unmöglichen Wirklichkeit zu verleihen, als einen Trick – bestenfalls als einen geschickten Trick. Aber mit großer Literatur hatten diese Dinge nichts zu tun. In rein

Textprobe Handexemplar

künstlerischer Beziehung waren sie vielleicht wertvoll, aber er leugnete den Wert des Künstlerischen, wenn es nicht mit dem Menschlichen verbunden war. Der von ihm angewandte Trick hatte darin bestanden, daß er seine Technik hinter einer Maske von Menschlichkeit verbarg, und das hatte er in dem Dutzend Gruselgeschichten versucht, die er schrieb, ehe er die größeren Höhen der Erzählungen ›Abenteuer‹, ›Freude‹, ›Der Topf‹ und ›Der Wein des Lebens‹ erreichte.

Dank der drei Dollar, die er für die Knittelverse erhalten hatte, konnte er sich recht und schlecht durchschlagen, bis er den Scheck von der ›Weißen Maus‹ erhielt. Mit dem ersten Scheck ging er zu dem mißtrauischen portugiesischen Krämer, dem er einen Dollar a conto bezahlte, und die beiden Dollar, die ihm blieben, teilte er zwischen Bäcker und Gemüsehändler. Fleisch konnte Martin sich noch nicht leisten, und er schränkte sich sehr ein, bis er den Scheck von der ›Weißen Maus‹ erhielt. Er wußte nicht recht, wie er es mit dem Scheck machen sollte. Er war noch nie im Leben in einer Bank gewesen, geschweige denn, um Geld zu holen, und er hatte den kindlichen Wunsch, in eine der großen Banken von Oakland zu spazieren und den endossierten Scheck über vierzig Dollar auf den Tisch zu werfen. Andererseits sagte ihm der gesunde Menschenverstand, daß es klug wäre, ihn beim Krämer einzuwechseln und ihm dadurch zu imponieren, was später einen erhöhten Kredit zur Folge haben könnte. Er entschloß sich zögernd für den Krämer, bezahlte seine ganze Rechnung bei ihm und verließ ihn, die Tasche voll klingender Münze. Auch den andern Händlern bezahlte er alles, was er ihnen schuldete, löste seine Kleider und sein Fahrrad ein, erlegte einen Monat Leihgebühr für die Schreibmaschine, bezahlte Maria die Monatsmiete, die er ihr schuldig war, und die für den nächsten Monat im voraus. Und dann blieb ihm noch ein

Telegram@shahrsbibliotek

Überschuß von fast drei Dollar für unvorhergesehene Ausgaben.

Die kleine Summe schien ihm ein ganzes Vermögen zu sein. Sobald er seine Sachen eingelöst hatte, begab er sich zu Ruth, und unterwegs konnte er sich nicht enthalten, mit der kleinen Handvoll Silber in der Tasche zu klimpern. Wie ein Mann, der vom Hungertod errettet ist, die Augen nicht vom Essen wenden kann, so konnte er die Finger nicht von diesem Silber lassen. Er war weder geldgierig noch kleinlich, aber das Geld bedeutete ihm mehr als soundso viele Dollars und Cents. Es bedeutete Erfolg, und die den Münzen aufgeprägten Adler waren für ihn geflügelte Siegesgöttinnen.

Ohne sich dessen recht bewußt zu sein, hatte er ein Gefühl, daß die Welt herrlich sei, jedenfalls erschien sie jetzt schöner in seinen Augen. Viele Wochen lang war sie traurig und finster gewesen, jetzt aber, da er fast alle Schulden bezahlt, drei Dollar in der Tasche hatte und von seinem eigenen Erfolg durchdrungen war, schien die Sonne warm und strahlend, und selbst ein Regenschauer, der die Fußgänger unversehens durchnäßte, war für ihn ein lustiger Zwischenfall. Als er hungerte, hatten seine Gedanken oft bei den Tausenden geweilt, die, wie er wußte, in der ganzen Welt hungerten; jetzt aber, da er selbst satt war, verlor die Tatsache, daß es Tausende von Hungernden gab, für ihn an Bedeutung. Er vergaß sie. Und weil er selbst verliebt war, dachte er statt dessen an die zahllosen Verliebten in der ganzen Welt. Ohne sich bewußt damit zu beschäftigen, fühlte er, wie Motive zu Liebesgedichten in seinem Hirn entstanden, und der Schöpferdrang überwältigte ihn so, daß er zwei Haltestellen zu weit fuhr und sich nicht einmal darüber ärgerte.

Er fand das Haus der Familie Morse voll von Gästen. Zwei Kusinen Ruths aus San Rafael waren zu Besuch da, und unter dem Vorwand, ihnen Zerstreuung zu bieten, verfolgte Frau

Telegram@shamsibibliothek

Morse ihren Plan, Ruth mit jungen Leuten zu umgeben. Der Feldzug hatte während der zwangsweisen Abwesenheit Martins begonnen und war jetzt in vollem Gange. Sie machte es sich besonders zur Aufgabe, Männer ins Haus zu ziehen, die wirklich etwas leisteten. So traf Martin denn außer den Kusinen Dorothy und Florence zwei Universitätsprofessoren, einen jungen Offizier, einen Schulkameraden Ruths, der soeben von den Philippinen heimgekehrt war, ferner einen jungen Mann namens Melville, Privatsekretär von Joseph Perkins, dem Präsidenten der San Franziskoer Trust-Company, und endlich einen leibhaftigen Bankkassierer, Charles Hapgood, einen sehr jung aussehenden Mann von fünfunddreißig, der an der Stanford-Universität studiert hatte, Mitglied zweier angesehener Klubs und einer der Redner der republikanischen Partei bei den Wahlkämpfen war – kurz, ein junger Mann mit einer Zukunft. Unter den Damen befand sich eine, die Porträts malte, eine andere, die Berufsmusikerin war, und eine dritte, die ihren Doktor der Nationalökonomie gemacht und sich eine gewisse lokale Berühmtheit durch ihre soziale Hilfsarbeit in den Elendsvierteln von San Franzisko erworben hatte. Aber die Frauen zählten nicht in Frau Morses Plänen. Bestenfalls waren sie ein notwendiges Zubehör. Es sollten eben Männer, die etwas leisteten, ins Haus gezogen werden.

»Reg dich nicht auf, wenn du sprichst«, warnte Ruth ihn, ehe die Feuerprobe der Vorstellung begann.

Er benahm sich anfangs etwas steif, weil ihn das Gefühl seiner eignen Ungeschicklichkeit bedrückte, namentlich wegen seiner Schultern, die, wie gewöhnlich, Möbel und Nippesgegenstände bedrohten. Die Gesellschaft trug auch dazu bei, ihn nervös zu machen, denn noch nie war er mit so erhabenen Geschöpfen und noch dazu mit so vielen auf einmal in enge Berührung gekommen.

Telegram@shahab_bibliothek

Charles Hapgood, der Bankkassierer, interessierte ihn sehr, und er beschloß im stillen, ihn bei der ersten Gelegenheit näher zu untersuchen. Denn hinter Martins Bewunderung lauerte sein eigenes selbstbewußtes Ich, und er fühlte den Drang, sich mit diesen Männern und Frauen zu messen und herauszubekommen, was sie mehr als er aus Büchern und vom Leben gelernt hatten.

Ruths Augen schweiften immer wieder zu ihm hin, um zu sehen, wie er fertig wurde, und sie war angenehm überrascht über die Leichtigkeit, mit der er Bekanntschaft mit ihren Kusinen schloß. Er war durchaus nicht aufgeregt, und als er sich jetzt setzte, war er auch von der Sorge um seine Schultern befreit. Ruth kannte die beiden als begabte, geistreiche, aber oberflächliche Mädchen und konnte gar nicht verstehen, daß sie abends beim Schlafengehen Martin so viel Lob spendeten. Doch er – der in seinen eigenen Kreisen als ein witziger, schlagfertiger Bursche und als der Ausgelassenste bei Bällen und Sonntagsausflügen galt – hatte gefunden, daß es ihm leicht fiel, mit diesen vornehmen jungen Mädchen zu scherzen und freundliche Neckereien zu tauschen. Und heute stand der Erfolg an seiner Seite, klopfte ihm auf die Schulter und sagte, er hätte es gut gemacht, so daß er lachen und andere zum Lachen bringen konnte, ohne sich verlegen zu fühlen.

Später zeigte es sich, daß Ruths Besorgnis nicht ganz unbegründet war. Martin und Professor Caldwell hatten sich, allen sichtbar, in einer Ecke gefunden, und wenn Martin auch nicht mehr mit den Händen in der Luft herumfocht, so mißfiel es Ruths kritischem Blick doch, daß seine Augen zu oft blitzten und funkelten, daß er zu schnell und begeistert redete, daß er sich zu sehr hinreißen ließ und im Eifer des Gefechts seine Wangen vor Erregung glühten. Es mangelte ihm an Selbstbeherrschung und Sinn für äußere Formen, und er bildete

Textgrenzschieberbibliothek

einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem jungen Literaturprofessor, mit dem er sprach.

Aber Martin dachte nicht daran, welchen Eindruck er machte. Er hatte sofort den geschulten Geist des anderen bemerkt, und daß er seine Wissenschaft wirklich beherrschte. Außerdem entsprach Professor Caldwell nicht Martins Begriff von einem durchschnittlichen Literaturprofessor. Martin wollte ihn zum Fachsimpeln verleiten, und obwohl Caldwell anfangs anscheinend keine Lust dazu hatte, glückte es Martin schließlich doch; denn er sah nicht ein, warum ein Mann nicht über seinen Beruf sprechen sollte.

»Es ist ebenso albern wie unfair«, hatte er vor einigen Wochen zu Ruth gesagt, »daß man nicht fachsimpeln darf. Warum in aller Welt kommen Männer und Frauen denn zusammen, wenn sie nicht über das Beste reden sollen, was sie haben? Und das Beste an ihnen ist eben das, was sie interessiert, womit sie sich ihr Brot verdienen, worin sie Spezialisten sind, woran sie Tag und Nacht gearbeitet, wovon sie sogar geträumt haben. Denk dir, wenn Charles Butler sich der Etikette beugen und anfangen wollte, über Paul Verlaine, das deutsche Drama oder die Romane von d'Annunzio zu reden! Wir würden uns ja zu Tode langweilen. Wenn ich Charles Butler schon anhören muß, dann ziehe ich es doch vor, ihn über Jura reden zu hören. Das beherrscht er am besten, und das Leben ist so kurz, daß ich aus allen Männern und Frauen, denen ich auf meinem Wege begegne, das Beste herausholen möchte.«

»Aber«, hatte Ruth eingewandt, »es gibt doch auch Themen, die alle interessieren.«

»Da irrst du dich«, hatte er lebhaft widersprochen. »Alle Menschen, die der guten Gesellschaft angehören, alle Cliquen in der guten Gesellschaft – oder richtiger, fast alle Menschen und Cliquen – äffen Leute nach, die über ihnen stehen. Nun,

Tonbrand@Schabi-Bibliothek

und wer steht über ihnen? Die Tagediebe – die reichen Tagediebe. Die wissen in der Regel nichts von dem, was die Menschen wissen, die etwas tun. Eine Unterhaltung über derartige Dinge anzuhören, würde sie langweilen, und deshalb bestimmen die Tagediebe, das sei Fachsimpelei und man dürfe nicht darüber reden. Sie bestimmen auch, was nicht Fachsimpelei ist und worüber man reden darf, und das sind die letzten Opern, die letzten Romane, Karten, Billard, Cocktails, Automobile, Pferdeausstellungen, Forellenfischerei, Thunfischangeln, Jagd, Segelsport usw. Und siehst du – das sind eben Dinge, die die Tagediebe kennen. Sie sind in Wirklichkeit der Stoff für die Fachsimpelei der Tagediebe, und das allerkomischste ist, daß viele kluge Leute und solche, die sich dafür halten, sich von den Tagedieben imponieren lassen. Ich für mein Teil will von den Menschen das Beste, was in ihnen steckt – du magst es meinetwegen Fachsimpelei nennen, oder wie du willst.«

Und Ruth hatte ihn nicht verstanden. Dieser Angriff auf das Bestehende, den er sich hier erlaubte, schien ihr purer Eigensinn. Die Folge war, daß Martin Professor Caldwell mit seinem eigenen Eifer ansteckte und ihn reizte, sich auszusprechen. Als Ruth zu ihnen trat, hörte sie Martin sagen:

»Aber Sie können doch ganz unmöglich derartige ketzerische Anschauungen an der Universität von Kalifornien vorbringen?«

Professor Caldwell zuckte die Achseln.

»Der brave Steuerzahler und Politiker, Sie wissen ja. Sacramento stellt uns an, und daher machen wir Kotau vor Sacramento und seinen Regierenden, vor der Parteipresse oder vor der Presse beider Parteien.«

»Ja, das ist klar; aber wie stellen Sie sich persönlich dazu?« beharrte Martin. »Sie müssen sich ja wie ein Fisch auf dem Trockenen fühlen.«

Teilgabe@shanbergbibliothek

»Ja, ich bin auch wohl eine Art Hecht im Universitätsteich. Zuweilen habe ich auch das Gefühl, ein Fisch auf dem Trockenen zu sein und nach Paris in eine Einsiedlerhöhle im Viertel der armen Dichter oder zu der traurigen Boheme zu gehören, die in den billigen Restaurants im Quartier Latin Rotwein trinkt und Mittag ißt und mit lauter, deutlicher Stimme ihre radikalen Anschauungen über alles unter der Sonne ausspricht. Tatsächlich bin ich oft fast überzeugt, daß ich eigentlich ein Radikaler sein sollte. Andererseits gibt es so viele Fragen, in denen ich unsicher bin. Ich fürchte mich davor, meiner eigenen menschlichen Schwäche ins Gesicht zu sehen, die mich ständig hindert, alle Faktoren irgendeines Problems – lebenswichtige menschliche Probleme, wissen Sie – zu berücksichtigen.«

Und während er sprach, ertappte sich Martin dabei, wie ihm ›Das Lied des Passats‹ auf die Lippen kam:

»Morgens und mittags und mitternachts blas ich die Segel ihm rund.«

Fast hätte er die Melodie gesummt, und er fühlte, daß der andere ihn an den Passat gemahnte, an den stetigen, kühlen, starken Nordostpassat. Er war ruhig, er war zuverlässig, und doch war etwas Täuschendes an ihm. Martin hatte das Gefühl, daß er nie seine volle Meinung aussprach, gerade wie er oft das Gefühl gehabt hatte, daß der Passat nie alle seine Kräfte verausgabte, sondern immer noch einen Teil davon in Reserve behielt. Die Visionen arbeiteten in Martin wie nur je. Sein Hirn war eine leicht zugängliche Schatzkammer von Erinnerungen und Phantasien, deren Inhalt stets zur Besichtigung geordnet und ausgebreitet schien. Was immer sich im Augenblick ereignete, in Martins Geist zeigten sich sofort – zumeist in Bildern – Gegensätze und Ähnlichkeiten. Das geschah ganz automatisch, und diese Bilder begleiteten ihn ständig in seinem täglichen Leben. Gerade wie Ruths Gesicht in einem

Telegram@shadersbibliothek

Augenblick der Eifersucht ihm einen vergessenen Sturm im Mondschein vor Augen rief und wie Professor Caldwell ihn an den Nordostpassat erinnerte, der die weißschäumenden Sturzwellen über das purpurne Meer trieb, so entstanden von Augenblick zu Augenblick Erinnerungsbilder vor ihm, die keineswegs verwirrend waren, sondern eher ordnend und klärend wirkten. Diese Visionen stammten aus Taten und Eindrücken der Vergangenheit, aus Ereignissen und aus Büchern, die er gestern gelesen – ein endloser Schwarm von Erscheinungen, die seinem Geist wachend und schlafend zuströmten.

So kam es, daß Martin, als er Professor Caldwells leichtfließender Rede – der Unterhaltung eines begabten, gebildeten Mannes – lauschte, sich selbst in der Vergangenheit sah. Er sah sich in den Tagen, als er ein richtiger Strolch gewesen war, mit steifem Hut, breitem, zweireihigem Jackett und prahlerischen Schulterbewegungen und mit dem Ideal, so unverschämt zu sein, wie es die Polizei eben noch erlaubte. Er verbarg es sich nicht und versuchte es auch nicht zu beschönigen. In einem bestimmten Abschnitt seines Lebens war er eben ein gemeiner Strolch gewesen, der Anführer einer Bande, die der Polizei ein Dorn im Auge und braven Arbeitern ein Schrecken gewesen war. Aber seine Ideale hatten sich geändert. Er blickte sich nach den wohlerzogenen, gutgekleideten Männern und Frauen um, die ihn umgaben, und atmete die Atmosphäre von Kultur und Bildung ein, während er gleichzeitig sich selbst als ganz jungen Menschen mit seinem steifen Hut und weiten Jackett großmäulig und rauflustig durch die Stube schlendern sah. Und dieses Bild des jungen Stromers von der Straße verschmolz mit dem jungen Mann, der hier saß und mit einem richtigen Universitätsprofessor sprach.

Telegram@ebookbibliothek

Denn trotz allem hatte er nie eine bleibende Stätte gefunden. Er hatte überall hingepaßt, war immer und überall beliebt gewesen, weil er sowohl bei der Arbeit wie beim Vergnügen der erste war und stets bereit und imstande, sich für sein Recht zu schlagen und die Achtung seiner Umgebung zu erringen. Aber er hatte nie Wurzeln geschlagen. Er hatte sich so angepaßt, daß seine Gefährten mit ihm zufrieden waren, aber er selbst war nie befriedigt. Er wurde stets von einem Gefühl der Rastlosigkeit gepeinigt, hatte stets den Ruf aus einer Welt gehört, die nicht die seine war, und sein ganzes Leben hatte er danach gesucht, bis er Bücher, Kunst und Liebe fand. Und nun stand er mitten darin – von all seinen Genossen, die diese Abenteuer mit erlebt hatten, der einzige, der sich Zutritt zum Morseschen Kreis hatte verschaffen können.

Aber diese Gedanken und Bilder hinderten ihn nicht, den Darlegungen Professor Caldwells zu folgen. Und während er ihm verständnisvoll und kritisch zuhörte, bemerkte er die lückenlose Kette von Kenntnissen bei dem andern. Bei sich fand er hin und wieder im Laufe des Gesprächs kleinere und größere Lücken, ganze Gebiete, die ihm unbekannt waren. Dennoch wußte er dank Spencer, daß er im großen und ganzen eine richtige Auffassung hatte. Es war nur eine Frage der Zeit, wann er die Lücken ausgefüllt haben würde. Und dann – ja, dann sollten sie nur sehen! Er hatte das Gefühl, als säße er ehrfürchtig lauschend zu Füßen des Professors. Dann aber begann er eine gewisse Schwäche in den Argumenten des andern zu spüren – eine Schwäche, die so flüchtig war und so schwer zu fassen, daß er sie vielleicht gar nicht bemerkt hätte, wäre sie nicht die ganze Zeit dagewesen. Und als er sie faßte, wußte er, daß er dem andern mit einem Schlage ebenbürtig geworden war.

Ruth trat zum zweiten Male zu ihnen in dem Augenblick, als Martin das Wort ergriff.

Telegram@schabowskibuch

»Ich will Ihnen sagen, wo Sie unrecht haben, oder vielmehr, was die Schwäche Ihrer Argumente ausmacht. Sie wissen nichts von Biologie – rechnen nicht mit ihr als notwendigem Faktor. Ja, ich meine die richtige Biologie, von Grund auf, von Laboratorien und Reagenzröhrchen und dem belebten Anorganischen an bis zu den kühnsten ästhetischen und soziologischen Verallgemeinerungen.«

Ruth war ganz entsetzt. Sie hatte zwei Vorlesungen bei Professor Caldwell gehört und sah zu ihm auf als zu einer lebenden Vorratskammer allen Wissens.

»Ich verstehe nicht recht, was Sie meinen«, sagte Caldwell unsicher.

Martin war nicht ganz sicher, ob er ihn nicht doch verstanden hätte.

»Dann will ich versuchen, es Ihnen zu erklären«, sagte er. »Ich erinnere mich, einmal in einem ägyptischen Geschichtswerk gelesen zu haben, daß man die ägyptische Kunst nicht verstehen könne, ohne zuvor die Bodenfrage studiert zu haben.«

»Sehr richtig«, nickte der Professor.

»Und mir scheint«, fuhr Martin fort, »daß man über die Bodenfrage und übrigens über alle Fragen nichts erfahren kann, ohne vorher zu wissen, was das Leben ist. Wie können wir Gesetze und Einrichtungen, Religionen und Sitten verstehen, ohne die Menschen zu verstehen, die sie geschaffen haben, und ohne den Stoff zu kennen, aus dem diese Geschöpfe gemacht sind? Ist unsere Literatur nicht genauso von Menschen geschaffen wie die Architektur und Bildhauerkunst Ägyptens? Gibt es etwas in dem uns bekannten Universum, was nicht der Entwicklungslehre unterworfen ist? Oh, ich weiß recht gut, daß man sehr genaue Entwicklungsgesetze für die verschiedenen Kunstarten aufgestellt hat, aber das scheint mir zu mechanisch. Das

Telegram@shaborsbibliothek

menschliche Wesen ist dabei ganz außer acht gelassen worden. Die Entwicklung der Werkzeuge, der Harfe, der Musik, des Gesanges und Tanzes, das ist alles sehr schön und sehr ausführlich behandelt, aber wie steht es mit der Entwicklung des Menschen selbst, mit der Entwicklung dessen, was sein innerstes Wesen ausmachte, ehe er sein erstes Werkzeug schuf und sein erstes Lied stammelte? Das ist es, woran Sie nicht denken, und was ich Biologie nenne. Das ist Biologie in weitestem Sinne.

Ich weiß sehr wohl, daß ich mich nicht sehr verständlich ausdrücke, aber ich habe versucht, die Idee darzulegen. Es fiel mir erst ein, als Sie sprachen, so daß ich es nicht ganz in der richtigen Form vorbringen konnte. Sie sprachen selbst von der menschlichen Schwäche, die einen daran hindert, alle Faktoren in Betracht zu ziehen. Und nun lassen Sie selbst – so sehe ich es jedenfalls an – den biologischen Faktor außer acht, den Stoff, aus dem alles gemacht ist, der allen Künsten zugrunde liegt und der Ausgangspunkt aller menschlichen Handlungen und Werke ist.«

Zu Ruths Erstaunen wurde Martin nicht sofort widerlegt, aber sie glaubte, die Antwort des Professors wäre von der Nachsicht mit Martins Jugend diktiert. Er schwieg eine ganze Minute und spielte mit seiner Uhrkette.

»Wissen Sie«, sagte er schließlich, »ich habe schon einmal dieselbe Kritik über meine Arbeit gehört – und zwar von einem sehr großen Mann, von einem Wissenschaftler und Anhänger der Evolutionstheorie, Joseph le Conte. Aber er ist tot, und darum dachte ich, daß es unentdeckt bleiben könnte – und nun kommen Sie und entlarven mich. Nun, ernsthaft gesprochen – und dies ist ein Geständnis –, ich glaube, es ist etwas an Ihrer Behauptung dran und sogar ein ganz Teil. Ich bin zu klassisch, nicht genügend vertraut mit den Naturwissenschaften und kann als Entschuldigung nur die Art meiner Ausbildung anführen

Telegram@straubebibliothek

und eine gewisse angeborene Faulheit, die mich hindert, diese Arbeit nachzuholen. Sie werden mir wohl kaum glauben, daß ich nie in einem chemischen oder physikalischen Laboratorium gewesen bin? Aber das ist die Wahrheit. Le Conte hat recht und Sie auch, Herr Eden. Jedenfalls in einem gewissen Grade – wie weit, weiß ich nicht.«

Ruth zog Martin unter einem Vorwand mit sich fort und flüsterte:

»Du solltest Professor Caldwell nicht so mit Beschlag belegen. Vielleicht möchten auch andere sich mit ihm unterhalten.«

»Du hast recht, entschuldige«, gab Martin reuig zu. »Aber ich habe ihn tüchtig aufgerüttelt, und er war so interessant, daß ich an nichts anderes dachte. Weißt du, er ist fabelhaft, er ist der begabteste Mensch, mit dem ich je gesprochen habe. Und ich will dir noch etwas sagen: Ich glaubte einmal, daß alle, die akademische Bildung genossen haben oder eine hervorragende Stellung einnehmen, ebenso begabt und intelligent seien wie er.«

»Er ist eine Ausnahme«, antwortete sie.

»Das will ich meinen. Also mit wem soll ich jetzt reden? Ach, bring mich doch mit dem Bankkassierer zusammen.«

Martin sprach eine Viertelstunde lang mit ihm, und die ganze Zeit über ließ sein Benehmen, selbst in Ruths Augen, nichts zu wünschen übrig. Nicht ein einziges Mal blitzten seine Augen, nicht ein einziges Mal stieg ihm das Blut in die Wangen, und die Ruhe und Gelassenheit, mit der er sprach, erstaunten sie. In Martins Augen aber fiel der ganze Stand der Bankkassierer im Laufe dieser Viertelstunde um einige hundert Prozent, und den ganzen Abend über hatte er den Eindruck, daß Bankkassierer und Leute, die nichts als Plattheiten redeten, synonyme Begriffe seien.

Telgram@shanderbibliothek

Den jungen Offizier fand er gutmütig und offen; es war ein gesunder, vernünftiger Bursche, zufrieden mit der Stellung, die Geburt und Zufall ihm gegeben hatten. Als Martin hörte, daß er zwei Jahre lang die Universität besucht hatte, fragte er sich unwillkürlich, wo er seine Kenntnisse versteckt hätte. Aber er gefiel ihm immer noch besser als der Bankkassierer mit seinen Plattheiten. »Ich habe eigentlich gar nichts gegen Plattheiten«, sagte er später zu Ruth. »Was mich aber reizt und ganz nervös macht, ist die pompöse Sicherheit, diese dünkelhafte Selbstzufriedenheit und Überlegenheit, mit der sie vorgebracht werden, und die Zeit, die damit verschwendet wird. In der Zeit, die der Mann brauchte, um mir zu erzählen, daß die Arbeiterpartei sich mit den Demokraten verbunden hat, hätte ich ihm die ganze Reformationsgeschichte erzählen können.«

»Es tut mir leid, daß er dir nicht gefällt«, antwortete sie. »Er ist einer von Herrn Butlers besonderen Günstlingen. Butler sagt, daß er zuverlässig und ehrlich ist – er nennt ihn den Felsen, Petrus, und sagt, daß jede Bank sicher auf ihn bauen könnte.«

»Daran zweifle ich nicht, nach dem wenigen, was ich von ihm gesehen und gehört habe; aber die Banken imponieren mir jetzt nicht mehr so wie früher. Du bist mir doch nicht böse, daß ich meine Meinung sage, Liebling?«

»Nein, nein, das ist sehr interessant.«

»Ja«, fuhr Martin eifrig fort, »ich bin ja wie ein Barbar, der die ersten Eindrücke von einer zivilisierten Welt empfängt. Es muß sehr interessant für den zivilisierten Menschen sein, etwas von diesen Eindrücken zu hören.«

»Wie gefielen dir meine Kusinen?« fragte Ruth.

»Sie gefielen mir besser als die andern. Sie haben sehr viel Humor und geben sich nicht anders, als sie sind.«

»Die andern Frauen gefielen dir also nicht?«

Er schüttelte den Kopf.

Tehran@shahrbibliothek

»Dieses Mädchen mit ihrer Sozialarbeit ist ja nichts als ein soziologischer Papagei, und ich bin sicher, daß sie nicht einen einzigen eigenen Gedanken in ihrem Hirn hat. Und die Porträtmalerin war wirklich zu langweilig. Sie würde eine glänzende Frau für den Bankkassierer abgeben. Und die Musikdame! Wenn ihre Finger auch noch so gewandt, ihre Technik und ihr Ausdruck noch so bewundernswert sind – in Wahrheit versteht sie gar nichts von Musik.«

»Sie spielt herrlich«, protestierte Ruth.

»Ja, sie ist zweifellos eine große Virtuosin, was die rein äußere Technik betrifft, aber vom innersten Wesen der Musik hat sie keine Ahnung. Ich fragte sie, was die Musik für sie bedeutet – du weißt, daß ich immer neugierig bin, dieses eine zu erfahren –, und sie wußte es nicht, außer, daß sie die Musik eben liebt, daß sie die größte aller Künste sei und daß sie für sie mehr als das Leben selbst bedeutet.«

»Du hast sie alle zum Fachsimpeln gezwungen«, sagte Ruth vorwurfsvoll.

»Das gebe ich zu. Aber wenn sie schon beim Fachsimpeln versagen, dann stell dir nur vor, was ich gelitten haben würde, wenn sie von andern Dingen geredet hätten. Ich glaubte einmal, daß man hier, wo alle Bedingungen für Kultur und Bildung gegeben sind…«, er hielt einen Augenblick inne und sah wieder sein jugendliches Ebenbild in steifem Hut und weitem Jackett zur Tür hereinkommen und durchs Zimmer stolzieren. »Wie gesagt, ich glaubte, alle Männer und Frauen hier wären begabt und geistvoll. Jetzt aber, nach dem bißchen, was ich von ihnen gesehen habe, erscheinen sie mir wie eine Schar von Nullen, und neunzig Prozent von ihnen sind Sterbenslangweilig. Aber dieser Professor Caldwell – der ist anders. Er ist ein Mann, durch und durch, bis zum letzten Atom seiner Hirnmasse.«

Ruths Gesicht hellte sich auf.

Teheran@shahab-bibliothek

»Erzähle mir etwas von ihm«, bat sie. »Nicht, wie groß und begabt er ist – das weiß ich selbst –, sondern was du an ihm auszusetzen hast. Darauf bin ich sehr gespannt.«

»Vielleicht setze ich mich dabei in die Nesseln«, scherzte Martin, nachdem er sich einen Augenblick bedacht hatte. »Aber wie wäre es, wenn du mir zuerst deine Meinung sagen würdest? Oder findest du ihn vielleicht vollkommen?«

»Ich habe zwei Vorlesungen bei ihm gehört, und ich kenne ihn seit zwei Jahren. Daher möchte ich so gern etwas über deinen ersten Eindruck hören.«

»Meinen schlechten Eindruck, meinst du. Nun ja, also: Er hat sicher all die guten Eigenschaften, die du an ihm entdeckst, und auf alle Fälle ist er das schönste Exemplar eines Intellektuellen, dem ich jemals begegnet bin. Aber er ist ein Mann, der eine geheime Schande mit sich herumträgt.

Nein, nein«, fuhr er eifrig fort, »nichts Erbärmliches oder Gemeines. Aber er kommt mir vor wie ein Mann, der den Dingen auf den Grund gegangen ist und der sich nun vor dem, was er gesehen hat, fürchtet und sich einzureden versucht, daß er es nie gesehen hätte. Vielleicht habe ich mich nicht richtig ausgedrückt, und ich will versuchen, es dir auf andere Weise klarzumachen: ein Mann, der den Weg zu einem verborgenen Tempel gefunden, aber nicht beschritten hat; der vielleicht einen Schimmer des Tempels gesehen, sich nachher aber einzureden versucht hat, daß es nur eine Fata Morgana war. Oder sagen wir so: ein Mann, der Großes hätte vollbringen können, aber nicht genügend Wert darauf gelegt hat, es zu tun, und der jetzt im Innersten bedauert, daß er es nicht getan hat; der den Lohn verlacht, der ihm zugefallen wäre, wenn er es getan hätte, und der sich im tiefsten Herzen nach eben diesem Lohn und nach der Freude an der Arbeit sehnt.«

»Ich sehe ihn nicht so«, sagte sie. »Und übrigens verstehe ich auch nicht ganz, was du meinst.«

Telegram@schattenbibliothek

»Es ist nur ein unbestimmtes Gefühl bei mir«, sagte Martin mit einem Versuch, um den Kern der Sache herumzukommen. »Ich habe eigentlich keine Beweise dafür. Es ist nur ein Gefühl und höchstwahrscheinlich ein falsches. Du kennst ihn sicher besser als ich.«

Von diesem Abend bei Ruth kam Martin seltsam verwirrt und mit widerstreitenden Gefühlen heim. Er war enttäuscht von seinem Ziel, von den Menschen, deren Gesellschaft er erstrebt hatte. Andererseits ermutigte ihn sein Erfolg. Es war leichter gewesen, zu ihnen emporzuklimmen, als er gedacht hatte. Er war höher gestiegen, und (das versuchte er sich nicht in falscher Bescheidenheit zu verbergen) all den Menschen, zu denen er emporgeklommen, war er überlegen – natürlich mit Ausnahme von Professor Caldwell. Über Leben und Bücher wußte er mehr als sie, und er wunderte sich, in welchen Ecken und Winkeln sie ihre Bildung verstecken mochten. Er wußte nicht, daß er selbst ungewöhnliche geistige Fähigkeiten besaß, und wußte auch nicht, daß man die Menschen, welche die Tiefe auszuloten versuchten und die großen Gedanken dachten, nicht in den Salons der Morses dieser Welt findet; und ebensowenig ließ er sich träumen, daß diese Menschen einsamen Adlern glichen, die hoch über der Erde und dem wimmelnden Leben der geselligen Menschen im azurblauen Himmel flogen.

Textlupe.de Bibliothek

Viertes Kapitel

Aber das Glück hatte Martins Adresse wieder vergessen und sandte seine Boten nicht mehr an seine Tür. Fünfundzwanzig Tage lang, sonn- und feiertags, arbeitete er ununterbrochen an einer langen Abhandlung von über dreitausend Zeilen: ›Die Schande der Sonne.‹ Es war ein bewußter Angriff auf den Mystizismus der Maeterlinckschen Schule – ein Angriff aus der sicheren Burg der Naturwissenschaft auf die, die von Wundern träumten, aber ein Angriff, der soviel Schönheit und Wunder enthielt, wie es sich mit den absoluten Tatsachen vereinigen ließ. Kurz darauf folgten diesem Angriff zwei kleinere Abhandlungen, ›Die Wunderträumer‹ und ›Der Maßstab des Ichs‹, und für derartige Abhandlungen, lange und kurze, begann er nun die Reisekosten von einer Zeitschrift zur andern zu bezahlen. In den fünfundzwanzig Tagen, die er an ›Die Schande der Sonne‹ arbeitete, hatte er für sechs Dollar fünfzig Cent Gelegenheitsarbeit verkauft. Ein Witz hatte ihm fünfzig Cent, ein anderer, den er an eines der besseren Witzblätter verkaufte, einen Dollar eingebracht, zwei humoristische Gedichte wurden mit zwei beziehungsweise drei Dollar honoriert. Die Folge war, daß er, nachdem er seinen Kredit – der beim Krämer übrigens auf fünf Dollar gestiegen war – erschöpft hatte, wieder Fahrrad und Anzug zum Pfandleiher bringen mußte. Das Schreibmaschinengeschäft schrie wieder nach Geld und behauptete mit großer Energie, daß die Leihgebühr der Übereinkunft gemäß im voraus erlegt werden müßte.

Durch die verschiedenen Annahmen ermutigt, kehrte Martin zur Lohnschreiberei zurück. Vielleicht konnte man davon doch

Textgrafik@Shakespeare-Bibliothek

leben. Unter seinem Tisch lagen zwanzig Erzählungen, die die Korrespondenz für Kurzgeschichten zurückgesandt hatte. Er las sie durch, um sich darüber klar zu werden, wie man solche Dinge nicht schreiben dürfe, und fand auf diese Weise die vollkommene Formel für ihre Konstruktion. Er fand, daß die Kurzgeschichten für Zeitungen nie tragisch enden, nie in einer schönen Sprache geschrieben sein und nie scharfsinnige Gedanken oder echte Gefühle enthalten durften. Selbstverständlich mußten Gefühle vorhanden sein – eine Menge reiner und edler Gefühle von der Art, wie sie früher, oben auf der Galerie, seine eigene Bewunderung erregt hatten, Gefühle wie: »Mit Gott für König und Vaterland« und »Ich bin arm, aber ehrlich«.

Als Martin diese Regeln begriffen hatte, las er, um sich den richtigen Ton anzueignen, einige der Geschichten in der Zeitschrift ›Die Herzogin‹ und mischte die Ingredienzien nach der gegebenen Formel. Die Formel bestand aus drei Hauptpunkten: 1. Zwei Liebende werden auseinandergerissen; 2. durch eine Tat oder ein Ereignis werden sie wieder vereinigt; 3. Hochzeitsglocken. Punkt drei war unveränderlich, während Punkt eins und zwei unendliche Variationsmöglichkeiten hatten. So konnten die zwei Liebenden durch Mißverständnisse, durch ein verhängnisvolles Schicksal, durch eifersüchtige Nebenbuhler, aufgebrachte Eltern, listige Vormünder, berechnende Verwandte usw. getrennt werden; vereinigt werden konnten sie durch eine tapfere Tat des Helden, eine ähnliche Tat der Heldin, durch Sinnesänderung eines der Liebenden, durch ein erzwungenes Geständnis des gerissenen Vormundes oder des berechnenden Verwandten, das erzwungene oder freiwillige Geständnis des eifersüchtigen Nebenbuhlers, durch die Enthüllung eines ungeahnten Geheimnisses; oder der Liebende nahm das Herz der Geliebten im Sturm, brachte ein edles Opfer und so weiter

Telegrafen-Schulbibliothek

und so weiter. Sehr wirkungsvoll war es, das junge Mädchen den Heiratsantrag machen zu lassen, wenn sie sich wieder zusammenfanden, und Martin entdeckte allmählich auch andere ausgesprochen pikante und rührende Kniffe. Die Hochzeitsglocken zum Schluß waren das einzige, wobei er sich keine Freiheiten erlauben durfte; und wenn der Himmel einstürzte und die Sterne herabfielen, die Hochzeitsglocken mußten läuten. Was den Umfang betraf, so schrieb die Formel hundertzwanzig Zeilen als Minimum und hundertfünfzig Zeilen als Maximum vor.

Noch bevor Martin sehr tief in die Kunst, Kurzgeschichten zu schreiben, eingedrungen war, hatte er bereits ein Dutzend fester Schemata entworfen, die er immer wieder zu Rate zog, wenn er seine Geschichten konstruierte, und mit ihrer Hilfe konnte er im Laufe einer Stunde die Skelette für ein Dutzend kleiner Erzählungen entwerfen, die er beiseite legte und ausfüllte, wenn er Zeit und Gelegenheit hatte. Er entdeckte, daß er nach einem Tag schwerer Arbeit, in der letzten Stunde, ehe er zu Bett ging, noch eine Erzählung niederschreiben konnte. Wie er Ruth später gestand, konnte er es fast im Schlaf. Die eigentliche Arbeit war die Konstruktion der Skelette, und die geschah rein mechanisch.

Er hegte keinen Zweifel an der Wirksamkeit seiner Formel, und dieses Mal täuschte er sich nicht über das Urteil der Redakteure, als er mit großer Sicherheit auf Schecks für die beiden ersten Geschichten rechnete, und Schecks brachten sie denn auch: nach Verlauf von zwölf Tagen Schecks zu vier Dollar das Stück.

Unterdessen aber machte er neue, beunruhigende Entdeckungen in bezug auf die Zeitschriften. Obwohl das Transcontinental-Magazin ›Glockenläuten‹ veröffentlichte, kam doch kein Scheck. Martin brauchte das Geld und mahnte. Eine ausweichende Antwort und die Bitte um weitere Mitarbeit

Telegram@stadtbibliothek

war alles, was er für seine Mühe erhielt. Während er auf die Antwort wartete, hatte er zwei Tage gehungert, und jetzt brachte er wieder sein Rad ins Leihhaus. Regelmäßig zweimal wöchentlich schrieb er an das Transcontinental-Magazin und verlangte seine fünf Dollar, aber er konnte ihm nur hin und wieder eine Antwort entlocken. Er wußte nicht, daß dieses Magazin bereits seit mehreren Jahren ein sehr kümmerliches Dasein fristete, daß es ein Blatt vierten oder zehnten Ranges mit einem ständig abnehmenden Leserkreis war, den es sich teils durch Aufdringlichkeit, teils durch einen kräftigen Appell an die patriotischen Gefühle der Leute verschafft hatte; auch seine Anzeigen waren kaum etwas anderes als milde Gaben. Martin konnte auch nicht wissen, daß die Zeitschrift einzig den Redakteur und den Geschäftsführer ernährte, und daß auch die beiden nur existieren konnten, indem sie dauernd umzogen, um keine Miete bezahlen zu müssen, und nie eine Rechnung beglichen, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ. Er konnte auch nicht wissen, daß die fünf Dollar, die ihm zukamen, vom Geschäftsführer annektiert worden waren, um Farbe zum Anstrich seines Hauses in Alameda zu kaufen – er besorgte das Anstreichen selbst mittwochs und sonnabends nachmittags, weil er kein Geld hatte, die Gewerkschaftstarife zu bezahlen, und weil dem ersten Arbeitslosen, den er beschäftigt hatte, die Leiter umgefallen war, so daß er mit gebrochenem Schlüsselbein ins Krankenhaus geschafft werden mußte.

Die zehn Dollar, für die Martin ›Die Schatzgräber‹ an die Zeitung in Chikago verkauft hatte, bekam er auch nicht. Der Artikel war gedruckt worden, darüber vergewisserte er sich in der Bibliothek, aber er konnte nicht eine Zeile aus dem Redakteur herausbekommen. Seine Briefe wurden überhaupt nicht beantwortet, obgleich er, um sicher zu gehen, daß die Redaktion sie wirklich erhielt, einige davon eingeschrieben schickte. Er kam zu dem Ergebnis, daß dies Diebstahl,

Telegrafenschreiberfrack

kaltblütiger Diebstahl war. Während er hungerte, wurde er um seine Ware, seine Verkaufsgegenstände gebracht, um die einzige Möglichkeit, sich sein tägliches Brot zu verschaffen. Das ›Jugendmagazin‹, ein Wochenblatt, hatte zwei Drittel seiner zweitausendeinhundert Zeilen langen Erzählung veröffentlicht, geriet dann aber in Konkurs, und damit schwand jede Hoffnung, die sechzehn Dollar Honorar je zu erhalten.

Aber das schlimmste war, daß ›Der Topf‹, den er für eine seiner besten Arbeiten hielt, für ihn ganz verloren war. In seiner Verzweiflung hatte er die Erzählung an ›Die Woge‹, eine »gehobene« Zeitschrift in San Franzisko, geschickt. Er hatte es hauptsächlich deshalb getan, weil der Brief nur über die Bucht von Oakland zu reisen brauchte und er daher auf schnelle Entscheidung rechnen konnte. Als er zwei Wochen später am Zeitungsstand die neueste Nummer sah, hatte er die große Freude, seine Geschichte, mit Illustrationen versehen, auf der ersten Seite zu finden. Mit klopfenden Pulsen kehrte er heim und fragte sich, wieviel sie ihm wohl für eine der besten Arbeiten, die er je geschrieben hatte, bezahlen würden. Es war auch eine angenehme Überraschung, daß die Erzählung mit solcher Schnelligkeit angenommen worden und erschienen war. Daß man ihm die Annahme noch nicht mitgeteilt hatte, machte die Überraschung noch vollkommener. Nachdem er eine Woche, zwei Wochen und noch eine halbe dazu gewartet hatte, besiegte die Verzweiflung seine Schüchternheit, er schrieb an den Herausgeber der Zeitschrift und deutete an, daß sein kleines Honorar möglicherweise durch eine Vergeßlichkeit des Geschäftsführers übersehen worden wäre.

»Und wenn es nicht mehr als fünf Dollar sind«, sagte sich Martin, »so kann ich mir doch soviel Bohnen und Erbsen kaufen, daß ich ein Dutzend solcher Erzählungen und vielleicht ebenso gute schreiben kann.«

Telegonia Stadtbibliothek

Die Antwort war ein kühler Brief des Redakteurs, der Martin zum mindesten Bewunderung entlockte.

»Wir danken Ihnen«, hieß es, »für Ihren ausgezeichneten Beitrag. Allen in der Redaktion hat er außerordentlich gefallen, und wie Sie sehen, haben wir ihn sofort veröffentlicht, und noch dazu auf der ersten Seite. Wir hoffen sehr, daß Sie mit den Illustrationen einverstanden sind.

Bei nochmaligem Durchlesen Ihres Briefes haben wir den Eindruck gewonnen, daß Sie in der irrigen Vorstellung befangen sind, wir bezahlten für unverlangte Manuskripte. Wir pflegen das nie zu tun und nahmen als selbstverständlich an, daß Sie hierüber orientiert waren. Wir können dies unglückliche Mißverständnis nur tief bedauern und versichern Sie unserer größten Hochachtung. Indem wir Ihnen noch einmal für Ihren freundlichen Beitrag danken und hoffen, recht bald weitere Arbeiten von Ihnen zu erhalten, verbleiben wir usw.«

Dann kam noch eine Nachschrift, aus der hervorging, daß ›Die Woge‹, obwohl sie nie Freiexemplare gab, es sich zur Ehre anrechnete, ihn als Freiabonnenten für das kommende Jahr zu zeichnen.

Durch diese Erfahrung klüger geworden, schrieb Martin zu oberst auf die erste Seite seiner Manuskripte: »Zu Ihren üblichen Honorarsätzen.«

»Eines Tages«, tröstete er sich, »werde ich es sein, der ihnen den Preis diktiert.«

Zu dieser Zeit entdeckte er in sich eine wahre Leidenschaft für Vollkommenheit, und befeuert von diesem Verlangen schrieb er ›Die wimmelnde Straße‹, ›Der Wein des Lebens‹, ›Die Freude‹, ›Seelyrik‹ und andere seiner früheren Werke um. Wie von jeher war ein neunzehnstündiger Arbeitstag viel zu kurz für ihn. Er schrieb ungeheuer viel und las ungeheuer viel. Und über all der Arbeit vergaß er die Qualen, die ihm der

Telegram@Shabrsbibliothek

Verzicht auf das Rauchen verursachte. Namentlich während seiner Hungerperioden litt er schrecklich unter dem Entzug des Tabaks; und wenn er auch immer wieder sein heftiges Verlangen besiegte, es blieb dennoch so stark wie je. Das war für ihn das Schwerste, was er je vollbracht hatte. Nach Ruths Auffassung aber tat er nur, was richtig war; sie brachte ihm das versprochene Mittel gegen das Rauchen, das sie für ihr Taschengeld gekauft hatte, und nach einigen Tagen hatte sie die Sache schon vergessen.

Seine Kurzgeschichtenfabrik, die er selbst haßte und verachtete, arbeitete nichtsdestoweniger erfolgreich. Mit ihrer Hilfe konnte er alle seine verpfändeten Besitztümer einlösen, fast alle seine Schulden bezahlen und sich neue Fahrradreifen kaufen. Diese kleinen Erzählungen hielten ihn also über Wasser und ließen ihm dabei Zeit zu anspruchsvollerer Arbeit; aber das einzige, was ihn aufrechterhielt, waren die vierzig Dollar, die er von der ›Weißen Maus‹ bekommen hatte. Sie stärkten seinen Glauben, und er war überzeugt, daß wirklich erstklassige Zeitschriften einen unbekannten Autor ebenso, wenn nicht besser bezahlen würden. Aber die Frage war, wie er es beginnen sollte, bei den erstklassigen Zeitschriften anzukommen. Seine besten Erzählungen, Abhandlungen und Gedichte gingen immer noch zwischen ihnen hin und her, und doch las er jeden Monat Seite für Seite langweiliges, alltägliches, unkünstlerisches Zeug in den verschiedenen Magazinen. »Wenn doch nur ein einziger Redakteur einmal von seinem Piedestal heruntersteigen und mir eine einzige ermunternde Zeile schreiben wollte«, dachte er zuweilen. »Mag meine Arbeit auch ungewöhnlich und ihrer Ansicht nach daher ungeeignet für sie sein, so müssen doch irgendwo ein paar Funken darin stecken, die ihnen eine Anerkennung entlocken können.«

Telegram@stadtbibliothek

Und hierauf nahm er sich irgendeines seiner Manuskripte, zum Beispiel ›Abenteuer‹, vor, las es immer wieder durch und versuchte vergeblich, sich das Schweigen der Redakteure zu erklären.

Als aber dann das schöne kalifornische Frühjahr kam, war seine gute Zeit wieder vorbei. Seit Wochen hatte die Feuilletonkorrespondenz zu seinem Kummer ein ungewohntes Schweigen bewahrt, bis er eines Tages mit der Post zehn seiner tadellosen, fabrikmäßig hergestellten Erzählungen zurückerhielt. Sie wurden von einem kurzen Schreiben begleitet, in dem die Korrespondenz ihm mitteilte, daß der Markt überfüllt sei und daß es Monate dauern könnte, ehe sie weitere Manuskripte annehmen würde. Martin hatte sich im Vertrauen auf die zehn Erzählungen sogar kleine Extravaganzen erlaubt. Bisher hatte die Korrespondenz fünf Dollar das Stück bezahlt und alles, was er ihr einsandte, angenommen, so daß er auch diese Erzählungen schon als verkauft betrachtet und so gelebt hatte, als hätte er fünfzig Dollar auf der Bank liegen. Und jetzt stand er plötzlich einer mageren Zeit gegenüber und mußte wieder seine früheren Arbeiten an Zeitungen verkaufen, die nichts bezahlten, oder seine späteren Arbeiten an Zeitschriften schicken, die nicht kaufen wollten. Auch seine Gänge zum Leihhaus in Oakland nahm er wieder auf. Mit Hilfe einiger Witze und kleiner humoristischer Verse, die er an New Yorker Wochenblätter verkaufte, konnte er eben sein Leben fristen. Um diese Zeit richtete er eine Anfrage an die verschiedenen großen Monats- und Vierteljahreszeitschriften und erhielt die Antwort, daß sie selten unverlangte Arbeiten nähmen, daß vielmehr die meisten ihrer Beiträge auf Bestellung von bekannten Spezialisten geschrieben würden, die auf den verschiedenen Gebieten Autoritäten seien.

Telegraphenschulbibliothek

Fünftes Kapitel

Es war ein schwerer Sommer für Martin. Die Lektoren und Redakteure machten Ferien, und die Blätter, die ihre Entscheidung sonst im Laufe von drei Wochen fällten, behielten seine Manuskripte jetzt drei Monate oder länger. Sein einziger Trost war, daß dieser völlige Stillstand eine Ersparnis an Briefmarken bedeutete. Nur die Räuber blieben anscheinend so tätig wie je, und bei ihnen brachte Martin jetzt alle seine früheren Arbeiten wie ›Die Perlenfischer‹, ›Die See als Beruf‹, ›Schildkrötenfang‹ und ›Der Nordostpassat‹ an. Für diese Manuskripte erhielt er keinen Pfennig. Allerdings erzielte er nach einer Korrespondenz von sechs Monaten eine Art Kompromiß, durch den er für ›Schildkrötenfang‹ einen Rasierapparat erhielt; und die ›Acropolis‹, die ihm für den ›Nordostpassat‹ fünf Dollar bar und fünf Jahre lang freies Abonnement bewilligt hatte, erfüllte wenigstens den zweiten Teil der Verpflichtung.

Es glückte ihm, einem Redakteur in Boston, der eine Zeitschrift mit bestem literarischem Niveau und einem äußerst schmalen Budget leitete, für ein Sonett auf Stevenson zwei Dollar zu entreißen. ›Peri und die Perle‹, ein geistreiches Spottgedicht von zweihundert Zeilen, das er soeben in weißglühender Begeisterung geschrieben hatte, gewann ihm das Herz eines San Franziskoer Redakteurs. Da die betreffende Zeitschrift jedoch von einer großen Eisenbahngesellschaft herausgegeben wurde, bot ihm der Redakteur das Honorar in Form von Freifahrten an. Martin fragte an, ob die Freifahrten übertragbar seien, das waren sie jedoch nicht, und da er also kein Geld damit verdienen konnte, forderte er sein Gedicht

Telegram@shabarshujienek

zurück. Er bekam es auch, und zwar mit einem bedauernden Schreiben des Redakteurs. Und Martin schickte es wieder nach San Franzisko, diesmal an ›Die Hornisse‹, eine anspruchsvolle Zeitschrift, die einst durch den hochbegabten Journalisten, der sie gründete, zu einem glänzenden Stern aufgestiegen war, dessen Licht sich jedoch bereits lange vor Martins Geburt zu verdunkeln begonnen hatte. Der Redakteur versprach Martin fünfzehn Dollar, vergaß aber nach dem Erscheinen offenbar sein Versprechen. Als Martin mehrere Briefe geschrieben hatte, die nicht berücksichtigt wurden, verfaßte er schließlich ein erbittertes Schreiben, das denn auch eine Antwort zur Folge hatte. Es war von einem neuen Redakteur geschrieben, der Martin kühl mitteilte, daß er für die Fehler seines Vorgängers nicht verantwortlich sei und selbst durchaus nicht viel von dem Gedicht halte.

Aber die grausamste Erfahrung machte Martin doch mit dem ›Globus‹, einem Chikagoer Magazin. Er hatte seine ›Seelyrik‹ nicht angeboten, bis der Hunger ihn dazu zwang. Nachdem die Sammlung von einem Dutzend Zeitschriften abgelehnt worden war, landete sie schließlich beim ›Globus‹. Die Sammlung bestand aus dreißig Gedichten; und er sollte einen Dollar für jedes haben. Im ersten Monat erschienen vier, und er empfing auch umgehend einen Scheck auf vier Dollar. Als er aber das Blatt durchsah, erschrak er über die Art, wie man seine Arbeit verstümmelt hatte. In einigen Fällen war der Titel durch einen andern ersetzt, manchmal völlig irreführend; am schlimmsten war jedoch die Verstümmelung der Gedichte selbst. Ganze Verse waren ausgelassen, vertauscht oder durch Verse ersetzt, die nicht die seinen waren. Martin stöhnte und schwitzte und raufte sich die Haare. Er wollte nicht glauben, daß ein Redakteur, der bei vollem Verstande war, eine solche Barbarei begehen konnte, und nahm lieber an, daß seine Gedichte vom Laufburschen oder der Stenotypistin »verbessert« wurden.

Telegram @Shabarshbook

Martin schrieb sofort an den Redakteur und bat ihn, den Abdruck der Gedichte einzustellen und sie ihm zurückzuschicken. Er schrieb immer wieder, bat und drohte, erhielt jedoch keine Antwort. Monat für Monat wurden seine Gedichte weiter mißhandelt, bis alle dreißig erschienen waren, und Monat für Monat erhielt er einen Scheck für die Gedichte, die in der letzten Nummer gestanden hatten.

Aber trotz all dieses Mißgeschicks hielt der Gedanke an den Vierzig-Dollar-Scheck der ›Weißen Maus‹ seinen Mut immer noch aufrecht, und das, obgleich er in immer steigendem Maße zur Lohnschreiberei gezwungen wurde. Er fand heraus, daß er mit Leichtigkeit etwas in landwirtschaftlichen Zeitungen und Handelsblättern anbringen konnte, während die religiösen Wochenschriften nur elend bezahlten. Zur Zeit der tiefsten Ebbe, als sein schwarzer Anzug wieder beim Pfandleiher war, hatte er Glück – so schien es ihm wenigstens zunächst – in einem Preisausschreiben des Kreiskomitees der Republikanischen Partei. Es gab bei diesem Preisausschreiben drei Einsendegruppen, und Martin beteiligte sich an allen, voll bitterer Selbstironie darüber, daß er sich mit solchen Mitteln über Wasser halten mußte. Sein Gedicht gewann den ersten Preis von zehn Dollar, sein Kampflied einen zweiten von fünf Dollar und seine Abhandlung über die Grundsätze der Republikanischen Partei den ersten Preis von fünfundzwanzig Dollar, was ihn sehr freute – bis er dieses Geld zu kassieren versuchte. Offenbar war etwas schief gegangen im Kreiskomitee der Partei, und obgleich ein reicher Bankier und ein Senator darin saßen, kam das Geld nicht zum Vorschein. Während diese Angelegenheit noch schwebte, bewies er, daß er sich auf die Prinzipien der Demokratischen Partei genauso gut verstand, denn er gewann in einem ähnlichen Wettbewerb für seinen Essay über dieses Thema den ersten Preis. Ja, noch

Telegram@shabrsbibliothek

mehr, er erhielt sogar das Geld, fünfundzwanzig Dollar; doch die vierzig Dollar von dem ersten Preisausschreiben sah er nie.

Er dachte lange darüber nach, wie er es am besten anstellen könnte, Ruth zu sehen, und kam schließlich zu dem Ergebnis, daß die langen Wege von Oakland bis zu ihrem Heim zu viel Zeit in Anspruch nahmen, so daß er lieber statt des Fahrrades seinen schwarzen Anzug im Leihhaus ließ. Dadurch machte er sich etwas Bewegung und sparte Zeit, so daß er mehr arbeiten und doch Ruth sehen konnte. Aus einem Paar leinener Kniehosen und einem alten Sweater stellte er sich ein sehr anständiges Radfahrkostüm zusammen, so daß er Nachmittagsfahrten mit Ruth machen konnte.

Er hatte ohnehnin nicht mehr viel Gelegenheit, sie in ihrem Heim zu sehen, wo die Mutter immer noch unerbittlich ihren Plan verfolgte, Gäste ins Haus zu ziehen. Die erhabenen Wesen, die er dort traf und zu denen er noch vor so kurzer Zeit aufgesehen hatte, langweilten ihn jetzt. Sie waren nicht mehr erhaben. Er war nervös und reizbar – teils wegen seiner pekuniären Schwierigkeiten und Enttäuschungen und teils aus Überanstrengung –, und die Unterhaltung dieser Leute machte ihn wild. Er war keineswegs eingebildet, aber er maß die Beschränktheit ihrer Gedanken am Geist der großen Denker in den Büchern, die er las. In Ruths Heim traf er nie einen großen Geist außer Professor Caldwell, und ihn hatte er auch nur das eine Mal getroffen. Die anderen waren Dummköpfe, sie waren oberflächlich, dogmatisch und unwissend. Ihre Unwissenheit verblüffte ihn. Was war nur los mit ihnen? Wo hatten sie ihre Bildung gelassen? Ihnen hatten dieselben Bücher zur Verfügung gestanden wie ihm. Wie kam es, daß sie nichts daraus gelernt hatten?

Er wußte, daß die großen Geister, die tiefen Denker existierten. Dafür hatte er Beweise in den Büchern – den Büchern, dank derer er sich über das Niveau der Familie

Telegramm Landesbibliothek

Morse erhoben hatte. Und er wußte, daß es größere Geister in der Welt gab als die, die er im Morseschen Kreise traf. Er las englische Gesellschaftsromane, in denen er Männern und Frauen begegnete, die über Politik und Philosophie sprachen. Und er las von den Salons in den Großstädten, ja sogar in den Vereinigten Staaten, wo Künstler und Intellektuelle sich versammelten. Früher hatte er ganz naiv geglaubt, daß alle gutgekleideten Menschen, die über der arbeitenden Bevölkerung standen, Intelligenz und lebendigen Schönheitssinn besäßen. Kultur hing für ihn mit steifem Kragen zusammen, und er hatte fälschlich geglaubt, daß akademische Bildung und wirkliche Kenntnisse dasselbe wären.

Nun, er wollte kämpfen und immer höher steigen. Und er wollte Ruth mitnehmen. Er liebte sie innig und war überzeugt, daß sie glänzen würde, wohin auch immer sie käme. Er wußte, daß er von der Umgebung, in der er seine Jugend verlebt hatte, gehemmt worden war, und er glaubte jetzt, daß auch sie in ähnlicher Weise gehemmt würde. Sie hatte keine Möglichkeit, sich zu entwickeln. Die Bücher auf den Regalen ihres Vaters, die Gemälde an den Wänden, die Noten auf dem Klavier – das alles bedeutete nur eine Vorspiegelung. Für wirkliche Literatur, wirkliche Malerei, wirkliche Musik waren die Morses und ihresgleichen verloren. Aber größer als alle diese Dinge war das Leben, und über dieses Leben wußten sie überhaupt nichts. Trotz ihrer unitarischen Neigungen und der tolerantkonservativen Anschauungen, die sie zur Schau trugen, waren sie doch zwei Generationen hinter der modernen Wissenschaft zurück; ihr ganzes Denken war mittelalterlich, und ihre Auffassung von den Urgründen des Daseins und des Universums war in seinen Augen dieselbe Metaphysik, die so jung wie das jüngste Geschlecht und so alt wie der Höhlenmensch war, ja älter als er – dieselbe Anschauung, die

Telegram@schatzbibliothek

den ersten Affenmenschen sich vor der Dunkelheit fürchten ließ, die den ersten frühreifen Hebräer glauben ließ, daß Eva aus Adams Rippe entstanden sei, die Descartes veranlaßte, aus dem Schatten, den sein eigenes winziges Ich warf, eine idealistische Weltanschauung aufzubauen, und die den berühmten britischen Geistlichen dazu brachte, die Entwicklungslehre in einer so scharfen, beißenden Satire anzugreifen, daß sie ihm den spontanen Beifall seiner Zeitgenossen einbrachte und seinen Namen im Buch der Geschichte mit Schande bedeckte.

So dachte Martin, und er dachte weiter, bis er erkannte, daß der Unterschied zwischen all diesen Rechtsanwälten, Offizieren, Geschäftsleuten und Bankkassierern, die er getroffen, und den Angehörigen der Arbeiterklasse, die er gekannt hatte, nur einen Unterschied in Nahrung, Kleidung und Wohnung bedeutete. Sicher war, daß ihnen allen das gewisse Mehr fehlte, das er in sich selber und in den Büchern fand. Die Morses hatten ihm das Beste gezeigt, was ihre soziale Stellung bieten konnte, und es begeisterte ihn nicht. Selbst ein Armer, Sklave der Pfandleiher, wußte er sich doch den Menschen die er bei den Morses traf, überlegen; und wenn sich sein einziger anständiger Anzug nicht im Leihhaus befand, bewegte er sich unter ihnen, als sei er der Herr des Lebens, bebend in einem Gefühl der Schmach, wie es wohl ein Fürst empfinden mochte, wenn er dazu verurteilt war, sein Leben unter Ziegenhirten zu verbringen.

»Sie hassen und fürchten die Sozialisten«, bemerkte er eines Tages beim Mittagessen zu Herrn Morse. »Aber warum tun Sie das eigentlich? Sie kennen doch weder sie noch ihre Grundsätze.«

In diese Richtung war das Gespräch durch Frau Morse gelenkt worden, die nicht ohne boshafte Hintergedanken das Loblied des Herrn Hapgood gesungen hatte. Der Kassierer war

Telegram@standardbibliothek

für Martin das rote Tuch, und wenn die Rede auf diesen Mann der Plattheiten kam, geriet er leicht aus dem Häuschen.

»Ja«, hatte er gesagt, »Charlie Hapgood ist ein junger Mann mit einer Zukunft – das hat man mir gesagt. Und es ist auch wahr. Er wird sicher, ehe er stirbt, einen Gouverneursposten bekleiden und – wer weiß – vielleicht sogar im Senat der Vereinigten Staaten sitzen.«

»Wieso glauben Sie das?« hatte sie gefragt.

»Ich habe ihn bei dem letzten Wahlkampf reden hören. Seine Rede war so dummschlau und unoriginell und dabei so überzeugend, daß die Parteiführer ihn unbedingt für einen vollkommen sicheren Mann halten müssen. Seine Plattheiten sind genau die gleichen wie die des Durchschnittswählers, und das – nun, Sie wissen ja, daß man jedem Menschen schmeichelt, wenn man seinen eigenen Gedanken Ausdruck gibt und sie ihm präsentiert.«

»Ich glaube wirklich, du bist eifersüchtig auf Charlie Hapgood«, hatte Ruth eingeworfen.

»Gott behüte!«

Der entsetzte Ausdruck in Martins Gesicht brachte Frau Morse auf.

»Sie wollen doch nicht sagen, daß Charlie Hapgood dumm ist?« fragte sie eisig.

»Nicht dümmer als ein Republikaner im allgemeinen«, lautete die Antwort. »Oder ein Demokrat im allgemeinen. Sie sind alle dumm, wenn sie nicht schlau sind, und es gibt nur wenige, die schlau sind. Die einzigen klugen Republikaner sind die Millionäre und ihre bewußten Mitläufer. Die wissen, wo ihr Vorteil liegt, und sie wissen, warum.«

»Ich bin Republikaner«, warf Herr Morse leicht hin. »Bitte, wie schätzen Sie mich ein?«

»Sie sind ein unbewußter Mitläufer.«

»Mitläufer?«

Telegram@shabarsbibliothek

»Ja, gewiß, Sie arbeiten für eine bestimmte Schicht. Ihre Klienten sind nicht in der arbeitenden Klasse oder unter den Verbrechern zu finden. Sie leben nicht von Männern, die ihre Frauen mißhandeln, oder von Taschendieben. Sie verdienen Ihr Brot bei den Größen der Gesellschaft, und wer einem Manne Brot gibt, ist sein Herr. Ja, Sie sind ein Mitläufer. Sie vertreten das Interesse der Kapitalanhäufungen, denen Sie dienen.«

Herr Morse hatte einen roten Kopf bekommen.

»Ich muß sagen«, entgegnete er, »Sie reden wie ein schurkischer Sozialist.«

Und da hatte Martin seine Bemerkung gemacht:

»Sie hassen und fürchten die Sozialisten, aber warum? Sie kennen ja weder sie noch ihre Grundsätze.«

»Die Grundsätze, die Sie haben, klingen jedenfalls sehr nach Sozialismus«, erwiderte Herr Morse, während Ruth ängstlich von einem zum andern blickte und Frau Morse vor Freude strahlte, weil sich eine Gelegenheit geboten hatte, ihren Mann zum Zorn zu reizen.

»Wenn ich behaupte, daß die Republikaner dumm und daß Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geplatzte Seifenblasen sind, so macht mich das noch nicht zum Sozialisten«, sagte Martin lächelnd. »Glauben Sie mir, Herr Morse, Sie sind eigentlich mehr Sozialist als ich, der ich ein Feind des Sozialismus bin.«

»Jetzt belieben Sie zu scherzen«, war alles, was dem andern einfiel.

»Durchaus nicht. Es ist mein voller Ernst. Sie glauben noch an Gleichheit, und doch arbeiten Sie für die Gruppen, die eifrig am Werk sind, die Gleichheit zu begraben. Und Sie nennen mich einen Sozialisten, weil ich die Gleichheit leugne, weil ich eben Ihr eigenes Lebensprinzip bestätige. Die Republikaner sind Feinde der Gleichheit, obwohl die meisten von ihnen den

Telegram@skandalsbibliothek

Kampf gerade mit diesem Schlagwort im Munde führen. Im Namen der Gleichheit vernichten sie die Gleichheit. Darum nannte ich sie dumm. Ich selbst bin Individualist. Ich glaube, daß der Schnellste den Wettlauf, der Stärkste die Schlacht gewinnt. Das ist die Lehre, die mir die Biologie erteilt hat – das glaube ich jedenfalls. Wie gesagt, ich bin Individualist, und der Individualismus ist der ewige Erbfeind des Sozialismus.«

»Aber Sie besuchen doch sozialistische Versammlungen«, sagte Herr Morse herausfordernd.

»Gewiß, gerade so, wie ein Späher ins feindliche Lager zu dringen versucht. Wie kann man sonst etwas über den Gegner erfahren? Außerdem amüsiere ich mich immer bei ihren Versammlungen. Sie sind gute Kämpfer, und ob sie nun recht oder unrecht haben, so haben sie doch jedenfalls ihre Bücher gelesen. Jeder von ihnen weiß mehr von Soziologie und dergleichen als der durchschnittliche Großindustrielle. Ja, ich habe ein halbes Dutzend ihrer Versammlungen besucht, aber das macht mich ebensowenig zum Sozialisten, wie Charlie Hapgoods oratorische Leistungen mich zum Republikaner machen.«

»Alles schön und gut«, sagte Herr Morse unsicher. »Aber ich glaube doch, daß Sie zu den Sozialisten neigen.«

Du lieber Gott! dachte Martin. Er weiß ja gar nicht, wovon ich spreche. Er hat nicht ein Wort von der ganzen Geschichte verstanden. Was hat er nur mit seiner Bildung angefangen?

So kam es, daß Martin in diesem Stadium seiner Entwicklung Angesicht zu Angesicht der ökonomischen Moral oder Klassenmoral gegenüberstand, die bald ein abscheuliches Ungeheuer in seinen Augen wurde. Er selbst war Verstandesmoralist, und nichts ärgerte ihn mehr als die Moral, die er in seiner Umgebung antraf und die eine merkwürdige Mischung von Ökonomie, Metaphysik, Sentimentalität und Nachahmungstrieb war.

Tellyam@standardbibliothek

Ein Beispiel dieser lächerlichen und unangenehmen Mischung sah er bald in seiner unmittelbaren Nähe. Seine Schwester Marian war lange mit einem fleißig jungen Mechaniker deutscher Herkunft »gegangen«, der sich, nachdem er sein Handwerk vollkommen erlernt hatte, mit einer Reparaturwerkstatt für Fahrräder selbständig machte. Gleichzeitig hatte er die Vertretung für eine billige Marke übernommen und war auf dem Wege, ein wohlhabender Mann zu werden. Marian war vor kurzem bei Martin gewesen, um ihm von ihrer Verlobung zu berichten, und bei diesem Besuch hatte sie ihm scherzhaft aus der Hand gelesen und ihm seine Zukunft gedeutet. Bei ihrem nächsten Besuch brachte sie Hermann von Schmidt mit. Martin begrüßte seine Gäste und beglückwünschte sie beide in so eleganten und gewandten Wendungen, daß es auf den jungen Mann mit seiner ausgeprägten Bauernnatur einen unangenehmen Eindruck machte. Dieser schlechte Eindruck wurde noch verstärkt, als Martin ein paar Verse vorlas, die er aus Anlaß von Marians letztem Besuch geschrieben hatte. Es war ein leichtes, schwungvolles kleines Gedicht, das er ›Die Wahrsagerin‹ genannt hatte. Als Martin es ihnen vorlas, sah er zu seiner Überraschung, wie die Augen der Schwester, statt Freude zu verraten, besorgt auf dem Gesicht Hermann von Schmidts ruhten, und als Martin der Richtung ihres Blickes folgte, las er in den unregelmäßigen Zügen dieses würdigen jungen Mannes nichts als düstere, verdrießliche Mißbilligung. Kurz darauf verabschiedeten sich die Verlobten, und Martin vergaß die ganze Episode, obwohl er einen Augenblick erstaunt darüber gewesen war, daß ein junges Mädchen – selbst wenn es der Arbeiterklasse angehörte – sich nicht freute und sich geschmeichelt fühlte, wenn jemand ein Gedicht auf sie geschrieben hatte.

Tetzner@Stadtbibliothek

Einige Abende später kam Marian wieder, diesmal allein. Sie verlor denn auch keine Zeit, sondern ging gerade auf den Kern der Sache los und warf ihm mit äußerst tragischer Miene vor, was er getan hatte.

»Aber Marian«, schalt er. »Du redest ja, als schämtest du dich deiner Familie oder jedenfalls deines Bruders.«

»Das tue ich auch«, platzte sie heraus.

Martin war ganz verblüfft, als er sah, daß sie Tränen in den Augen hatte. Sie war also wirklich gekränkt.

»Aber Marian, wie kann dein Hermann denn eifersüchtig sein, wenn ich meine eigene Schwester andichte?«

»Er ist nicht eifersüchtig«, schluchzte sie. »Er sagt, es ist unpassend, ob-obszön.«

Martin stieß einen leisen ungläubigen Pfiff aus, dann aber suchte er einen Durchschlag der ›Wahrsagerin‹ hervor und las das Gedicht durch.

»Ich kann das nicht finden«, sagte er zuletzt und reichte ihr das Manuskript. »Lies es einmal selbst und zeig mir, was dir obszön vorkommt – das war ja das Wort, das du gebrauchtest, nicht wahr?«

»Er sagt es, und er muß es doch wissen«, lautete die Antwort, während sie das Manuskript beiseite schob und mit tiefstem Ekel darauf blickte. »Und er sagt, du müßtest es zerreißen. Er sagt, er will keine Frau haben, über die so etwas geschrieben wird, das alle Menschen lesen können. Er sagt, es sei ein Skandal, und er wolle es nicht dulden.«

»Weißt du, Marian, das ist doch alles Unsinn«, begann Martin zu erklären, ließ dann aber seine Absicht plötzlich fallen.

Er sah, daß das junge Mädchen, das hier vor ihm saß, unglücklich war, und er wußte, wie völlig hoffnungslos es gewesen wäre, sie und ihren Bräutigam überzeugen zu wollen,

Telegram@schabos-bibliothek

und obwohl die ganze Situation so unsagbar dumm und albern war, beschloß er doch, nachzugeben.

»Na ja, wie du willst«, sagte er und riß das Manuskript in kleine Fetzen, die er in den Papierkorb warf. Er hatte das befriedigende Bewußtsein, daß das maschinengeschriebene Original in diesem Augenblick bei einem Redakteur in New York lag. Marian und ihr Bräutigam würden das nie erfahren, und weder er noch sie oder die Welt konnte etwas dabei verlieren, wenn sein hübsches, harmloses kleines Gedicht je gedruckt werden sollte.

Marian, die die Hand nach dem Papierkorb ausgestreckt hatte, zog sie wieder zurück.

»Darf ich?« fragte sie bittend.

Er nickte und sah nachdenklich zu, wie sie die Fetzen des Manuskriptes zusammensuchte und in die Jackentasche steckte – als sichtbares Zeugnis, daß ihre Mission geglückt war. Sie erinnerte ihn an Lizzie Connolly, obwohl in ihr weniger Feuer und strahlendes Leben und Selbstsicherheit waren als in diesem jungen Arbeitermädchen, das er zweimal gesehen hatte. Sonst aber glichen sie sich ganz, sowohl in der Kleidung wie im Benehmen, und er lächelte innerlich belustigt über den Einfall, der plötzlich in seinem Kopfe auftauchte – nämlich, wie eine von ihnen sich wohl in dem Morseschen Empfangszimmer ausnehmen würde. Dann schwand das Lächeln, und er spürte, wie ein Gefühl von Einsamkeit ihn überwältigte. Diese kleine Schwester und der Morsesche Salon schienen Meilensteine auf dem Weg, den er gewandert war, und beide bedeuteten ein Stadium, das hinter ihm lag. Dann sah er liebevoll auf die Bücher, die ihm gehör ten. Sie waren die einzigen Kameraden, die ihm blieben.

»Hallo, was meintest du?« fragte er plötzlich überrascht.

Marian wiederholte ihre Frage.

Telegrammgeschenkbibliothek

»Warum ich mir keine Arbeit suche?« Er brach in Lachen aus, aber es klang nicht echt. »Dein Hermann scheint dir ja eine ordentliche Predigt gehalten zu haben.« Sie schüttelte den Kopf.

»Lüge nicht«, sagte er, und ihr Kopfnicken bestätigte seine Vermutung.

»Na, dann sag deinem Hermann nur, er soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Wenn ich das junge Mädchen, mit dem er verlobt ist, andichte, so ist das eine Sache, die ihn angeht, sonst aber hat er mir nichts zu sagen, verstehst du? Du glaubst also nicht, daß ich als Schriftsteller Erfolg haben werde«, fuhr er fort. »Du findest vielmehr, daß ich zu nichts tauge – daß ich verkomme und eine Schande für die Familie bin?«

»Ich denke, es wäre viel besser, wenn du dir Arbeit suchen würdest«, sagte sie fest, und er sah, daß es ihr Ernst war. »Hermann sagt – «

»Dieser verfluchte Hermann«, scherzte er gutmütig. »Aber ich möchte gern wissen, wann ihr heiraten wollt. Und dann mußt du herausbekommen, ob dein Hermann dir gnädig erlauben wird, ein Hochzeitsgeschenk von mir anzunehmen.«

Als sie gegangen war, sann er lange über den Auftritt nach und brach ein paarmal in ein bitteres Lachen aus bei dem Gedanken, daß seine Schwester und ihr Bräutigam, daß alle Angehörigen seiner eigenen Klasse und der Ruths ihr kleines enges Dasein nach kleinen, engen Formeln einrichteten – daß sie harte Geschöpfe waren, die sich zusammenrotteten und ihr Leben nach der Meinung des einen über den andern formten, Geschöpfe, die nie so weit kamen, daß sie Individuen wurden und wirklich lebten, weil sie Sklaven gewisser kindischer Formen waren. Er ließ sie vor seinem inneren Blick vorbeipassieren, Bernard Higginbotham Arm in Arm mit Charles Butler, Hermann von Schmidt dicht neben Charlie

Telegram@shabbirsbibliothek

Hapgood, und einzeln und zu zweit verabschiedete er sie – richtete sie nach dem Maßstab der Intelligenz und Moral, den seine Bücher ihn gelehrt hatten. Vergeblich fragte er: Wo sind die großen Seelen, die großen Männer und Frauen? Er fand sie nicht unter den gleichgültigen, erdenschweren, stumpfen Wesen, die seine Phantasie hier in dem engen Raum versammelte. Er füllte vor ihnen den gleichen Abscheu, den Circe vor ihren Schweinen empfunden haben mag. Als er den letzten verjagt hatte und allein zu sein glaubte, trat noch ein Nachzügler herein, unerwartet und ungerufen. Martin betrachtete ihn und erkannte den steifen Hut, das weite, zweireihige Jackett und die prahlerischen Schulterbewegungen des jungen Banditen, der er selbst einst gewesen war.

»Du warst genau wie alle andern, mein Junge«, spottete Martin. »Deine Moral und dein Wissen waren ganz wie die ihren. Du dachtest und handeltest nicht selbständig. Deine Ansichten waren fertig gekauft wie deine Anzüge, und dein Handeln war vom Beifall der Menge bestimmt. Du warst der Anführer einer Bande, weil die andern sagten, daß du der rechte Mann dazu seist; du schlugst dich und regiertest die Bande, nicht weil es dir Freude machte – du weißt genau, daß du es in Wirklichkeit verachtet hast –, sondern weil die andern dich auf die Schulter klopften. Du hast Käsegesicht verprügelt, weil du nicht nachgeben wolltest, und du wolltest nicht nachgeben, weil du eine abgründige Bestie warst und weil du im übrigen, wie alle um dich herum, glaubtest, der Maßstab für wahre Männlichkeit sei die kannibalische Wildheit, die man an den Tag legt, wenn man seine Mitmenschen beleidigt und zuschanden schlägt. Ja, du Lümmel, du nahmst andern jungen Leuten ihre Mädchen, nicht weil du die Mädchen haben wolltest, sondern weil die Menschen, die dich umgaben, und die Menschen, mit denen du verkehrtest und die dein moralisches Verhalten bestimmten, Instinkte hatten wie ein

Tonguru@Shadowslibrary

wilder Hengst oder ein Robbenbulle. Nun, die Jahre sind vergangen, und wie denkst du jetzt darüber?«

Und wie zur Antwort veränderte sich die Erscheinung plötzlich. Der steife Hut und das weite Jackett verschwanden und wurden durch unauffälligere Kleidungsstücke ersetzt; die Rauflust wich aus den Zügen, die Härte aus den Augen, und das ganze Gesicht, das strenger und feiner war, leuchtete von der inneren Gemeinschaft mit Schönheit und Wissen. Die Erscheinung glich ihm selbst, wie er jetzt aussah, und als er sie betrachtete, bemerkte er die Leselampe, die die Gestalt beleuchtete, und das Buch, über das sie sich beugte. Er sah nach dem Titel und las ›Die Wissenschaft der Ästhetik‹. Dann ging er in der Erscheinung auf, schraubte die Leselampe höher und las weiter in dem Buch.

Telegram@shabarsbibliothek

Sechstes Kapitel

An einem schönen Spätsommertag, ähnlich dem im vergangenen Jahre, als Martin und Ruth sich ihre Liebe gestanden hatten, las er ihr seinen ›Liebeszyklus‹ vor. Es war Nachmittag, und wie damals waren sie zu ihrem Lieblingsplätzchen in die Berge gefahren. Hin und wieder hatte sie ihn beim Vorlesen mit kleinen Freudenausbrüchen unterbrochen, und als nun der letzte Bogen des Manuskriptes zu den übrigen gelegt war, wartete er auf ihr Urteil.

Sie bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie zögernd, als würde es ihr schwer, die Härte ihrer Gedanken in Worte zu kleiden:

»Ich finde sie schön – sehr schön; aber du kannst sie doch nicht verkaufen, nicht wahr? Du verstehst, was ich meine«, sagte sie fast bittend. »Dein Schreiben hat keinen praktischen Wert. Irgend etwas – vielleicht liegt es am Publikum – hindert dich, dir dein Brot damit zu verdienen. Bitte, Liebling, versteh mich nicht falsch. Ich fühle mich selbstverständlich stolz und geschmeichelt – ich wäre ja keine richtige Frau, täte ich das nicht –, daß du solche Gedichte über mich schreibst. Aber sie geben uns nicht die Möglichkeit zu heiraten. Verstehst du das nicht, Martin? Glaub nicht, daß ich berechnend bin. Es ist der Gedanke an unsere Zukunft, der mich bedrückt. Ein ganzes Jahr ist vergangen, seit wir uns unsere Liebe gestanden, und unser Hochzeitstag ist nicht näher gerückt. Halte mich nicht für taktlos, daß ich von unserer Hochzeit spreche, denn alles, was ich bin und fühle, steht auf dem Spiel. Warum suchst du dir nicht eine Stellung bei einer Zeitung, wenn du so auf das

Telegram@shabarshi_library

Schreiben versessen bist? Warum wirst du nicht Reporter… vorläufig wenigstens?«

»Das würde meinen Stil verderben«, antwortete er mit leiser, klangloser Stimme. »Du ahnst nicht, wie ich an meinem Stil gearbeitet habe.«

»Aber die Kurzgeschichten?« fuhr sie fort. »Du nanntest sie selbst Tagelöhnerarbeit. Du hast doch eine Menge geschrieben, haben die deinen Stil denn nicht verdorben?«

»Nein, das ist etwas anderes. Die Kurzgeschichten habe ich meinem Gehirn abgezwungen, wenn ich meine andern Arbeiten erledigt hatte. Aber die Arbeit eines Journalisten ist eine Plackerei von morgens bis abends, die das ganze Leben beherrscht. Das Leben eines Reporters ist der reine Wirbelwind – er lebt nur für den Augenblick, ohne Vergangenheit oder Zukunft, und sicher ohne an etwas anderes zu denken als an den Reporterstil, der jedenfalls mit Literatur nichts zu tun hat. Jetzt, da mein Stil Form annimmt und sich kristallisiert, Journalist zu werden, wäre literarischer Selbstmord. Tatsächlich war jede Kurzgeschichte, jedes Wort jeder Kurzgeschichte eine Vergewaltigung meiner Persönlichkeit, meiner Selbstachtung, meines Respekts vor allem, was schön ist. Ich sage dir, es war widerwärtig; ich beging ein Verbrechen, und im stillen freute ich mich, als ich sie nicht mehr anbringen konnte – wenn ich auch meine Sachen ins Leihhaus tragen mußte. Aber die Freude, die ich beim Schreiben des ›Liebeszyklus‹ fühlte! Schöpferfreude in ihrer edelsten Form! Das war Entschädigung für alles.«

Martin wußte nicht, daß das Gefühl der Schöpferfreude Ruth völlig unbekannt war. Sie gebrauchte den Ausdruck – aus ihrem Munde hatte er ihn zuerst gehört, sie hatte davon gelesen, als sie für ihr Universitätsexamen arbeitete, aber sie war alles andere als ein origineller oder schöpferischer Geist,

Telegrambibliothek

und wenn sie über kulturelle Dinge sprach, so gab sie nur wieder, was sie von andern gehört hatte.

»Kann der Redakteur nicht recht gehabt haben, als er deine ›Seelyrik‹ verbesserte?« fragte sie. »Vergiß nicht, ein Redakteur muß bestimmte Fähigkeiten haben, sonst wäre er nicht Redakteur.«

»Das ist wieder einmal das Festhalten am Bestehenden«, antwortete er, während sein Zorn gegen den ganzen Redakteurstand ihn übermannte. »Was besteht, ist nicht nur richtig, sondern auch das Beste. Daß etwas existiert, ist ein hinreichender Beweis für seine Existenzberechtigung – wie die große Masse glaubt –, nicht nur unter den augenblicklichen, sondern unter allen Bedingungen. Es ist natürlich ihre Unwissenheit, die sie dergleichen Unsinn glauben läßt. Diese Unwissenheit, die nicht mehr und nicht weniger ist als der von Weininger beschriebene mörderische Geistesprozeß. Sie glauben zu denken, und solche gedankenlosen Geschöpfe bestimmen über das Leben der wenigen Menschen, die wirklich denken.«

Er schwieg, denn er hatte das peinliche Gefühl, daß Ruth ihn nicht begriff.

»Ich weiß wirklich nicht, wer dieser Weininger ist«, erwiderte sie; »und du verallgemeinerst so schrecklich, daß ich dir nicht folgen kann. Ich sprach von der Befähigung der Redakteure – «

»Und ich sage dir«, unterbrach er sie, »daß neunundneunzig Prozent aller Redakteure überhaupt keine Befähigung haben. Sie können gar nicht schreiben. Denk nicht, daß sie es vorziehen, an das Pult gefesselte Sklaven ihrer Abonnenten und Verleger zu sein, statt zu schreiben. Sie haben versucht zu schreiben, aber es ist ihnen nicht geglückt. Und das ist ja gerade das Paradoxe daran. Jedes Tor, das ins Reich der Literatur führt, wird von diesen Hofhunden bewacht, die selbst

Telegram@schattenbibliothek

in der Literatur versagt haben. Redakteure, Redaktionssekretäre, Lektoren, Verleger – fast alle sind sie Männer, die erfolglos zu schreiben versucht haben. Und doch sollen gerade sie, die von allen Menschen unter der Sonne am wenigsten dazu geeignet sind, entscheiden, was im Druck erscheinen kann oder nicht – sie, die selbst bewiesen haben, daß es ihnen an Originalität und an dem heiligen Feuer fehlt, sollen über Originalität und Genie zu Gericht sitzen. Und nach ihnen kommen die Kritiker, die ebenso verfehlte Existenzen sind. Erzähle mir nicht, daß sie nicht ihre Träume geträumt und versucht haben, Gedichte oder Romane zu schreiben, denn das haben sie, und es ist ihnen nicht geglückt. Weißt du, diese üblichen Besprechungen sind widerlicher zu schlucken als Lebertran. Aber du kennst ja meine Meinung über die Rezensenten und die sogenannten Kritiker. Selbstverständlich gibt es große Kritiker. Aber sie sind so selten wie Kometen. Wenn ich als Schriftsteller kein Glück habe, so habe ich damit bewiesen, daß ich für einen Redakteurposten die nötigen Fähigkeiten besitze. Davon kann man jedenfalls leben.«

Ruth dachte schnell, und die Mißbilligung, mit der sie die Ansichten Martins aufnahm, erhielt neue Nahrung in dem Widerspruch, den sie in seinen Argumenten fand.

»Aber, Martin, wenn dem so ist, und wenn alle Türen verschlossen sind, wofür du ja so überzeugende Beweise hast, wie war es dann aber möglich, daß sich die großen Schriftsteller überhaupt durchsetzen konnten?«

»Sie haben eben das Unmögliche möglich gemacht«, antwortete er. »Sie haben eine so flammende, herrliche Arbeit geleistet, daß sie ihre Gegner zu Asche verbrannt haben. Sie haben sich durchgesetzt kraft eines Wunders, indem sie eine Schlacht gewannen, bei der tausend gegen eins zu wetten war, daß sie sie verlieren würden. Sie haben sich durchgesetzt, weil sie die narbigen Krieger sind, von denen Carlyle spricht, die

Telegram@standardbibliothek

sich nicht unterjochen lassen. Und das muß ich auch: ich muß das Unmögliche möglich machen.«

»Aber wenn es dir nicht gelingt? Du mußt doch auch an mich denken, Martin.«

»Wenn es mir nicht gelingt?« Er betrachtete sie einen Augenblick lang, als sei der Gedanke, den sie ausgesprochen, ganz unfaßbar. Dann trat ein verständnisvoller Ausdruck in seine Augen. »Wenn es mir nicht gelingt, dann werde ich Redakteur – und du wirst die Frau eines Redakteurs.«

Sie runzelte die Stirn über seinen Scherz, und dies Stirnrunzeln war so reizend, daß er sie in seine Arme schloß und es fortküßte.

»So, jetzt ist's genug«, drängte sie und befreite sich gewaltsam von dem Zauber, den seine Kraft immer wieder auf sie ausübte. »Ich habe mit Vater und Mutter gesprochen. Noch nie bin ich so fest ihnen gegenüber aufgetreten. Ich verlangte, daß sie mich anhörten. Ich war sehr ungehorsam. Sie sind gegen dich, das weißt du ja; aber ich versicherte ihnen immer wieder, wie sehr ich dich liebte, und zuletzt sagte Vater, wenn du wolltest, könntest du sofort in seinem Büro anfangen. Und dann sagte er von sich aus, er wolle dir gleich zu Anfang soviel Gehalt geben, daß wir heiraten und irgendwo ein kleines Häuschen haben könnten. Ich finde das furchtbar anständig von ihm – du nicht?«

Martin suchte, dumpfe Verzweiflung im Herzen, mechanisch in seiner Tasche nach Tabak und Papier (die nicht mehr dort waren), um sich eine Zigarette zu drehen, und stammelte etwas Unartikuliertes, und Ruth fuhr fort:

»Ehrlich gesagt – aber du darfst nicht böse sein: ich will dir sagen, wie er sich zu dir stellt. Ihm gefallen deine radikalen Anschauungen nicht, und er hält dich für faul. Ich weiß natürlich sehr gut, daß du das nicht bist. Ich weiß, daß du schwer arbeitest.«

Textarchiv@Schabrschelbibliothek

Wie schwer, ahnt sie nicht, dachte Martin.

»Nun«, sagte er, »was ist mit meinen Anschauungen? Findest du sie auch so radikal?« Er blickte ihr in die Augen und wartete auf ihre Antwort.

»Ich finde sie – nun ja, sehr beunruhigend«, antwortete sie.

Die Frage war für ihn beantwortet. Und das Grau, das über dem ganzen Dasein lag, bedrückte ihn so, daß er den Vorschlag, den sie ihm soeben gemacht hatte, ganz vergaß.

Sie aber war so weit gegangen, wie es ihr möglich war, und wollte seine Antwort abwarten, ehe sie noch einmal auf die Frage zurückkam.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Martin hatte ihr selbst eine Frage zu stellen. Er wollte wissen, wie weit ihr Glaube an ihn ging, und noch in der gleichen Woche waren beide Fragen beantwortet. Martin hatte es sehr eilig, ihr seinen Aufsatz ›Die Schande der Sonne‹ vorzulesen.

»Warum wirst du nicht Journalist?« fragte sie, als er fertig war. »Du schreibst so gern, und ich bin sicher, daß du es zu etwas bringen und dir einen Namen machen würdest. Es gibt doch eine ganze Reihe großer Sonderkorrespondenten. Sie werden hoch bezahlt, und ihr Feld ist die ganze Welt. Sie werden überall hingeschickt – ins Herz von Afrika, wie Stanley, zu einem Interview des Papstes oder zur Erforschung des unbekannten Tibet.«

»Dann gefällt dir also mein Essay nicht?« fragte er. »Du glaubst, ich hätte etwas Talent als Journalist, aber nicht als Schriftsteller?«

»Nein, nein, er gefällt mir sehr gut. Er liest sich gut. Aber ich fürchte, daß die meisten deiner Leser ihn nicht verstehen – ich jedenfalls verstehe es nicht, so schön es auch klingt. Deine wissenschaftliche Ausdrucksweise ist mir zu hoch. Du gehst immer zu weit, Liebling, und was dir ganz einfach erscheint, ist uns andern vielleicht nicht so verständlich.«

Telegrafenschaubibliothek

»Ich kann mir denken, daß dich die philosophische Ausdrucksweise stört«, war alles, was er sagen konnte. Sein ganzes Wesen war leidenschaftlich entflammt durch das Vorlesen des reifsten Gedanken, dem er bisher Ausdruck verliehen, und ihr Urteil traf ihn wie ein Schlag.

»Laß es noch so armselig geschrieben sein«, beharrte er; »aber siehst du denn nicht, daß etwas darin steckt – in dem Grundgedanken, meine ich?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein; es ist so anders als alles, was ich gelesen habe. Ich lese Maeterlinck und verstehe ihn – «

»Seinen Mystizismus – den verstehst du?« fiel Martin ihr ins Wort.

»Ja, aber deinen Mystizismus, der ein Angriff auf ihn sein soll, den verstehe ich nicht. Natürlich, was die Originalität betrifft – «

Er unterbrach sie mit einer ungeduldigen Handbewegung, aber er schwieg. – Plötzlich merkte er, daß sie schon eine Weile sprach.

»Alles in allem ist das Schreiben eine Spielerei für dich gewesen«, sagte sie. »Aber jetzt hast du sicher lange genug gespielt. Es wird Zeit, daß du das Leben ernst nimmst – unser Leben, Martin. Bisher hast du ausschließlich dein eigenes gelebt.«

»Du willst, daß ich eine Stellung annehme?«

»Ja, Vater hat dir angeboten – «

»Ich verstehe das alles«, fiel er ihr ins Wort. »Aber was ich wissen will, ist, ob du den Glauben an mich verloren hast oder nicht?«

Sie drückte ihm schweigend die Hand, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»An deine Schriftstellerei, Liebling«, gab sie dann fast flüsternd zu.

Telegram@gabalsbibliothek

»Du hast eine Menge von dem, was ich geschrieben habe, gelesen«, fuhr er hart fort. »Wie findest du es? Ist es vollkommen aussichtslos? Wie ist es im Vergleich mit dem, was andere Männer geschrieben haben?«

»Aber die verkaufen ihre Arbeiten doch, und du… nicht.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage. Glaubst du nicht, daß ich zum Schriftsteller berufen bin?«

»Also dann will ich dir antworten.« Sie nahm alle Kraft zusammen. »Ich glaube nicht, daß du schriftstellerische Begabung hast. Verzeih mir, Liebling. Du zwingst mich, es zu sagen, und du weißt, daß ich mehr von Literatur verstehe als du.«

»Ja, du hast dein Examen gemacht«, sagte er nachdenklich. »Da mußt du natürlich Bescheid wissen.

Aber das ist nicht alles«, fuhr er nach einer Pause, die peinlich für beide war, fort. »Ich weiß, was in mir steckt. Keiner weiß das so gut wie ich selber. Ich weiß, daß ich mich durchsetzen werde. Ich will mich nicht zu Boden drücken lassen. Es brennt ein Feuer in mir, das ich in Versen, Erzählungen und Essays ausdrücken muß. Aber ich bitte dich nicht, daran zu glauben. Ich bitte dich nur, mich zu lieben und der Liebe zu vertrauen.

Vor einem Jahr bat ich dich um eine Frist von zwei Jahren. Und das zweite ist noch nicht abgelaufen. Ich glaube auf Ehre und bei meiner Seele, daß ich, ehe das Jahr um ist, erreicht haben werde, was ich erstrebe. Weißt du noch, wie du einmal vor langer Zeit sagtest, man müsse eine Lehrzeit durchmachen, ehe man Schriftsteller werden könne? Nun, jetzt habe ich sie beendet. Ich habe sie abgekürzt, so weit es ging, und weil du als Ziel vor mir standest, habe ich nie versucht, mich zu drücken. Weißt du, daß ich vergessen habe, was es heißt, ruhig zu schlafen? Vor einigen Millionen Jahren wußte ich, was es heißt, sich richtig auszuschlafen und nach einem langen, guten

Telbyrn@Shakarsbibliothek

Schlaf von selber aufzuwachen. Jetzt werde ich stets vom Wecker geweckt. Ich stelle die Uhr, je nachdem ich früh oder spät einschlafe, und das Auslöschen der Lampe ist meine letzte bewußte Handlung.

Wenn ich anfange, schläfrig zu werden, vertausche ich das schwere Buch, in dem ich lese, mit einem leichteren. Und wenn ich darüber einschlafe, schlage ich mit den Fäusten an meinen Kopf, um den Schlaf zu vertreiben. Ich habe einmal von einem Manne gelesen, der sich davor fürchtete, einzuschlafen – es war eine Erzählung von Kipling. Der Mann stellte einen Sporn so hin, daß er jedesmal, wenn der Schlaf ihn zu überwältigen drohte, ins bloße Fleisch drang. Nun, ich habe dasselbe getan. Ich sehe auf die Uhr und bestimme, daß der Sporn nicht vor Mitternacht, vor eins, zwei oder drei Uhr entfernt werden darf. Und der Sporn hält mich wach bis zu der festgesetzten Zeit. Der Sporn ist viele Monate lang mein Bettgenosse gewesen. Ich bin so weit gekommen, daß ein Schlaf von fünfeinhalb Stunden für mich Luxus ist. Ich schlafe jetzt nur vier Stunden. Mich hungert nach Schlaf, und es gibt Zeiten, da ich aus Mangel an Schlaf ganz schwindlig werde, Zeiten, da der Tod mit seiner Ruhe und seinem Schlaf mir direkt verlockend erscheint.

Natürlich ist das reiner Unsinn. Es kommt von Nervosität und geistiger Überanstrengung. Aber die Hauptsache ist: warum habe ich das getan? Für dich. Um meine Lehrzeit abzukürzen, um den Erfolg schneller zu erzwingen. Und jetzt ist meine Lehrzeit beendet. Ich kenne mein Handwerk. Ich schwöre dir, daß ich in einem Monat mehr gelernt habe als ein Student im Durchschnitt in einem Jahr. Das weiß ich, sage ich dir. Wenn ich dein Verständnis nicht so bitter nötig brauchte, würde ich es dir nicht erzählen. Ich prahle nicht. Ich messe die Ergebnisse nach den Büchern. Heute sind deine Brüder unwissende Barbaren im Vergleich mit mir und den

Telegram@Sharabordsbibliotek

Kenntnissen, die ich in den Stunden, wo sie schliefen, den Büchern entrissen habe. Vor langer Zeit wünschte ich mir einmal, berühmt zu werden. Jetzt mache ich mir sehr wenig aus Ruhm. Ich sehne mich nach dir, ich hungere nach dir – mehr als nach Essen, nach Kleidern oder nach Anerkennung. Ich träume davon, meinen Kopf an deine Brust zu legen und eine ganze Ewigkeit zu schlafen, und eh ein Jahr vergangen ist, wird der Traum in Erfüllung gehen.«

Seine Kraft schlug ihr, Welle auf Welle, entgegen, und in diesem Augenblick, da sein Wille sich gegen den ihren wandte, fühlte sie sich am stärksten von ihm angezogen. Die Kraft, die ihr immer von ihm entgegengeströmt war, offenbarte sich in seiner leidenschaftlichen Stimme, in seinen leuchtenden Augen und in der Flut von Leben und Geist, die sich in ihm erhob. Und in diesem Augenblick – aber es war auch nur ein Augenblick – war sie sich bewußt, daß ihre Sicherheit einen Riß hatte – einen Riß, durch den sie den richtigen Martin, strahlend und unbezwinglich, sah; und wie ein Tierbändiger hin und wieder Zweifel an seiner Macht fühlt, so zweifelte sie einen Augenblick an ihrer Fähigkeit, diesen wilden Menschengeist je zähmen zu können.

»Und noch etwas«, fuhr er fort. »Du liebst mich. Aber warum liebst du mich? Das in mir, was mich zum Schreiben zwingt, ist ja gerade das, weshalb du mich liebst. Du liebst mich, weil ich anders bin als die Männer, die du gekannt hast und die du geliebt haben könntest. Ich bin nicht für das Kontor, für kleinlichen Geschäftsärger oder für Rechtsverdrehung geschaffen. Zwing mich dazu – mach mich wie die andern Männer, laß mich dieselbe Arbeit wie sie tun, dieselbe Luft wie sie atmen, ihre Ansichten teilen, und du hast den Unterschied ausgelöscht, hast mich zerstört, hast das zerstört, was du liebst. Der Wunsch zu schreiben ist der innerste Nerv meines Wesens. Wäre ich nichts als ein Lehmklumpen, so

Telebyte@Shahrschbibliothek

hätte ich nicht den Drang zu schreiben, und du hättest mich nie zum Mann haben wollen.«

»Aber du vergißt eines«, unterbrach sie ihn, da eine Parallele in ihrem oberflächlich, aber schnell arbeitenden Gehirn auftauchte, »es hat exzentrische Erfinder gegeben, die ihre Familie hungern ließen, während sie Schimären wie dem Perpetuum mobile nachliefen. Natürlich liebten ihre Frauen sie und litten mit ihnen und für sie, nicht wegen, sondern trotz ihres unsinnigen Glaubens an das Perpetuum mobile.«

»Das ist wahr«, lautete die Antwort. »Aber es hat auch Erfinder gegeben, die nicht so exzentrisch waren und die hungerten, während sie praktische Dinge zu erfinden trachteten, und es gibt auch Beispiele, daß sie Erfolg hatten. Ich suche wahrhaftig nichts Unmögliches – «

»Du hast selbst gesagt, daß du das Unmögliche möglich machen willst«, unterbrach sie ihn.

»Ich habe bildlich gesprochen. Ich versuche nur zu tun, was andere Männer vor mir getan haben – zu schreiben und von meiner Schriftstellern zu leben.«

Ihr Schweigen spornte ihn an, weiterzugehen.

»Dann ist mein Ziel also für dich eine ebensolche Schimäre wie das Perpetuum mobile?« fragte er.

Er las ihre Antwort in dem Druck ihrer Hand – dem mitleidigen Händedruck der Mutter für das gekränkte Kind. Und für sie war er in diesem Augenblick ein Kind, das litt – dieser Mann, der in seiner Verblendung versuchte, das Unmögliche möglich zu machen. Am Ende ihrer Unterredung machte sie ihn wiederum darauf aufmerksam, daß ihre Eltern gegen die Verbindung waren.

»Aber du liebst mich doch?« fragte er.

»Ja! Ja!« rief sie.

»Und ich liebe dich, nicht sie, und nichts, was sie tun, kann mich verletzen.« Seine Stimme klang triumphierend. »Denn

Telegram@stadtbibliothek

ich glaube an deine Liebe, und ich fürchte ihre Feindschaft nicht. Alles auf Erden kann fehlgehen, nur Liebe nicht. Liebe erreicht ihr Ziel, wenn sie nicht ein Schwächling ist, der auf dem Wege ohnmächtig wird und stürzt.«

Telegram@shabarsbibliothek

Siebentes Kapitel

Martin hatte zufällig seine Schwester Gertrude auf dem Broadway getroffen – eine Begegnung, die ihn freute und doch bedrückte. Sie hatte an der Ecke auf die Straßenbahn gewartet, ihn zuerst gesehen und gleich sein verhungertes Gesicht und den gehetzten, verzweifelten Blick bemerkt. Und Martin war wirklich verzweifelt. Er kam gerade von einem fruchtlosen Besuch bei seinem Pfandleiher, dem er vergebens ein weiteres Darlehen auf sein Fahrrad zu entreißen versucht hatte. Es war jetzt das regnerische Herbstwetter gekommen, und Martin hatte vor einiger Zeit sein Rad versetzt und seinen schwarzen Anzug dafür eingelöst.

»Sie haben ja den schwarzen Anzug«, hatte der Pfandleiher, der über Martins Besitz gut Bescheid wußte, geantwortet. »Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Sie ihn bei dem Juden, dem Lipka, versetzt haben. Wenn Sie das getan haben – «

Der Mann hatte ihm einen drohenden Blick zugeworfen, und Martin hatte schnell gesagt:

»Nein, nein, den hab ich noch. Aber ich muß ihn behalten – für einen Geschäftsbesuch.«

»Na, schön«, hatte der besänftigte Wucherer erwidert. »Aber ehe ich Ihnen weiteres Geld gebe, muß ich den schwarzen Anzug haben. Sie glauben doch wohl nicht, daß ich mein Geschäft zum Vergnügen betreibe.«

»Aber es ist ein Rad für vierzig Dollar und vollkommen in Ordnung«, hatte Martin eingewendet. »Und Sie haben mir nur sieben Dollar darauf gegeben. Nein, nicht einmal sieben! – Sechs Dollar fünfundzwanzig. Die Zinsen haben Sie im voraus abgezogen.«

Telegram@shabarshin1ibrary

»Wenn Sie mehr haben wollen, dann bringen Sie mir den schwarzen Anzug«, hatte die Antwort gelautet, und Martin verließ die stickige kleine Höhle in solcher Verzweiflung, daß sie sich auf seinem Gesicht widerspiegelte und das Mitleid seiner Schwester erregte.

Sie hatten sich gerade getroffen, als die Straßenbahn kam. Eine Menge Menschen, die ihre Nachmittagseinkäufe gemacht hatten, wollte mitfahren. Aber aus der Art und Weise, wie Martin den Arm seiner Schwester ergriff und ihr in den Wagen half, erriet sie, daß er nicht einsteigen wollte. Auf dem Trittbrett drehte sie sich um und sah auf ihn hinunter, und sein abgemagertes Gesicht rührte sie.

»Willst du nicht mitkommen?« fragte sie.

Im nächsten Augenblick stand sie neben ihm auf dem Bürgersteig.

»Ich gehe – ich muß mir ein bißchen Bewegung machen«, erklärte er.

»Dann begleite ich dich ein Stück«, sagte sie, »das wird mir auch gut tun. Ich bin die letzten Tage nicht ganz auf dem Posten gewesen.«

Martin sah sie an und fand ihre Worte bestätigt durch ihre ganze vernachlässigte Erscheinung, das ungesunde Fett, die hängenden Schultern, das müde Gesicht mit den schlaffen Linien und durch den schweren, schleppenden Gang – die reine Karikatur des Ganges, der zu einem freien, glücklichen Körper gehört.

»Laß uns lieber hier stehenbleiben«, sagte er, denn sie konnte schon an der nächsten Ecke nicht weiter. »Dann kannst du von hier aus die Straßenbahn nehmen.«

»Himmel, bin ich schon wieder müde!« stöhnte sie. »Aber ich kann genauso gut gehen wie du mit diesen Sohlen. Die sind so dünn, daß sie durch sind, ehe du in Oakland bist.«

»Ich habe zu Haus bessere Schuhe«, lautete die Antwort.

Telegram@shahabsbibliotek

»Komm morgen zum Mittagessen zu uns«, warf sie hin. »Higginbotham ist nicht zu Hause. Er ist geschäftlich nach San Leandro gefahren.«

Martin schüttelte den Kopf, aber er konnte nicht vermeiden, daß ein wolfshungriger Schimmer in seine Augen trat, als er von Mittagessen hörte.

»Du hast nicht einen Pfennig, Mart, und deshalb gehst du zu Fuß. Bewegung!« Sie versuchte, höhnisch zu schnaufen, aber es wurde nur ein Schnüffeln.

Sie wühlte in ihrer Tasche und steckte ihm dann ein Fünf-Dollar-Stück in die Hand. »Ich glaube, ich hab deinen letzten Geburtstag vergessen, Mart«, murmelte sie.

Martins Hand schloß sich instinktiv um das Goldstück. Er wußte augenblicklich, daß er es nicht nehmen durfte, und kämpfte einen schweren Kampf, ehe er einen Entschluß faßte. Das kleine Goldstück bedeutete Essen, Leben, Kraft in Körper und Hirn, Kraft, weiterzuschreiben und – wer weiß – vielleicht etwas zu schreiben, das viele Goldstücke einbrachte. Vor ihm erschienen flammend die Manuskripte der zwei Abhandlungen, die er zuletzt geschrieben hatte. Er sah sie auf einem Haufen abgelehnter Manuskripte, für die er keine Briefmarken besaß, unter dem Tisch liegen, und er sah die Titel so deutlich wie in dem Augenblick, als er sie niedergeschrieben hatte: ›Die Hohenpriester der Mystik‹ und ›Die Wiege der Schönheit‹. Er hatte sie noch niemand angeboten, aber sie waren das Beste, was er je in dieser Art geschrieben hatte. Wenn er doch nur Briefmarken für sie hätte! Dann überkam ihn wieder die Gewißheit, daß er schließlich doch siegen würde, ein starker Verbündeter des Hungers, und schnell ließ er die Münze in die Tasche gleiten.

»Ich werde es dir zurückbezahlen, Gertrude, und zwar hundertfach«, stammelte er, während sich ihm die Kehle vor Schmerz zusammenzog und seine Augen feucht wurden.

Telegram@Schreiberbibliothek

»Denk an meine Worte!« rief er plötzlich sehr bestimmt. »Ehe das Jahr um ist, werde ich dir ein ganzes Hundert von diesen kleinen gelben Dingern in die Hand drücken. Du brauchst mir nicht zu glauben. Aber warte, und du wirst sehen.«

Sie glaubte ihm auch nicht. Aber sie fühlte sich von ihrem eigenen Unglauben bedrückt, und da ihr nichts anderes einfiel, sagte sie:

»Ich weiß, daß du hungrig bist, Mart. Das sieht man dir ja an. Komm zum Essen, so oft du willst. Ich schicke eines von den Kindern zu dir, um dir zu sagen, wann Higginbotham nicht zu Hause ist. Und, Mart…« Er wartete, obwohl er wußte, was sie sagen würde. »Findest du nicht, daß es Zeit wäre, dir eine Stellung zu suchen?«

»Du glaubst also nicht, daß ich mich durchsetze?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Niemand glaubt an mich, Gertrude, außer mir selber.« Es war ein leidenschaftlicher, aufrührerischer Klang in seiner Stimme. »Ich habe schon gute Arbeit geleistet, ja, eine ganze Menge, und früher oder später werde ich sie auch verkaufen.«

»Woher weißt du, daß sie gut ist?«

»Weil…« Er stockte, als er an das ganze große Gebiet dachte, das Literatur und Literaturgeschichte hieß, und er wußte, wie hoffnungslos jeder Versuch war, ihr seinen Glauben durch Gründe zu erklären. »Nun, weil sie besser ist als neunundneunzig Prozent dessen, was in den Zeitschriften veröffentlicht wird.«

»Ich wünschte, du würdest nun endlich Vernunft annehmen«, antwortete sie unsicher, aber in unerschütterlichem Glauben an die Richtigkeit ihrer Diagnose, daß ihm Arbeit fehle. »Ja, ich wünschte, du würdest Vernunft annehmen«, wiederholte sie. »Und komm morgen zum Essen.«

Nachdem Martin ihr in die Straßenbahn geholfen hatte, eilte er zur Post und kaufte für drei von den fünf Dollar

Telegram@Shahars Bibliothek

Briefmarken, und als er später am Tage, auf dem Wege zu Morses, wieder zur Post ging, um eine ganze Menge langer, dicker Briefe abwiegen zu lassen, klebte er bis auf drei Zwei-Cent-Marken alle Briefmarken darauf.

Es sollte ein bedeutungsvoller Abend für Martin werden, denn nach dem Essen lernte er Russ Brissenden kennen. Wieso er hingekommen, mit wem er befreundet war oder woher seine Bekanntschaft mit der Familie Morse stammte, wußte Martin nicht, und er fühlte auch nicht das Verlangen, Ruth nach ihm auszufragen. Sein erster Eindruck von Russ Brissenden war, daß er ein farbloser, zerstreuter Mensch sei, und er schenkte ihm wenig Beachtung. Eine Stunde später kam er zu dem Ergebnis, daß Brissenden zudem schlecht erzogen sei, denn er schlenderte von einem Zimmer ins andere, starrte die Bilder an und steckte die Nase in Bücher und Zeitschriften, die er vom Tisch nahm oder aus den Regalen zog. Obwohl fremd im Hause, isolierte er sich bald von der übrigen Gesellschaft, verbarg sich in einem geräumigen Sessel und las lange in einem dünnen Band, den er aus der Tasche gezogen hatte. Beim Lesen ließ er geistesabwesend mit einer streichelnden Bewegung die Finger durch sein Haar gleiten. Martin beachtete ihn an diesem Abend nicht weiter, außer einmal, als er sah, wie er, anscheinend mit großem Erfolg, mit einigen der jungen Mädchen scherzte.

Zufällig ging Martin einen Augenblick nach Brissenden fort und holte ihn auf der Straße ein.

»Hallo, sind Sie’s?« sagte Martin.

Der andere erwiderte mit einem ungnädigen Grunzen, schritt aber neben ihm weiter. Martin machte keinen Versuch mehr, die Unterhaltung fortzusetzen, und eine ganze Weile gingen sie schweigend nebeneinander her.

»Dieser aufgeblasene alte Esel!«

Telegram@slavdigitalbibliotek

Der Ausfall kam so unerwartet und heftig, daß Martin ganz erschrocken war. Unwillkürlich amüsierte er sich darüber, fühlte aber gleichzeitig einen wachsenden Groll gegen den andern.

»Was wollen Sie in solch einem Hause?« schleuderte Brissenden ihm plötzlich ins Gesicht, nachdem sie wieder eine Weile schweigend weitergegangen waren.

»Was wollen Sie dort?« entgegnete Martin.

»Du lieber Himmel, ich weiß es nicht!« lautete die Antwort. »Aber es ist jedenfalls das erstemal, daß ich so eine Dummheit gemacht habe. Jeder Tag hat vierundzwanzig Stunden, und ich muß sie doch irgendwie totschlagen. Kommen Sie, lassen Sie uns ein Glas zusammen trinken.«

»Schön«, antwortete Martin.

Im nächsten Augenblick war er ganz verblüfft, daß er so schnell auf den Vorschlag des andern eingegangen war. Auf seinem Tisch daheim lag für mehrere Stunden Lohnarbeit, die getan werden mußte, ehe er zu Bett ging, und wenn er im Bett lag, wartete ein Band Weismann auf ihn, gar nicht zu reden von der Autobiographie Herbert Spencers, die für ihn so voller Romantik war wie ein spannender Roman. Warum sollte er seine Zeit mit diesem Manne verschwenden, der ihm gar nicht gefiel? Und doch war es weder der Mann noch das Trinken, eher das, was mit dem Trinken in Verbindung stand – der hellerleuchtete Raum, die Spiegel, die funkelnden Gläser, die frohen, warmen Gesichter und das starke Summen männlicher Stimmen. Das war es – die Stimmen von Männern, zuversichtlichen Männern, deren ganzes Wesen darauf schließen ließ, daß sie Erfolg hatten, Männern, die ihr Geld für Getränke ausgaben. Er fühlte sich einsam, das war es, und deshalb hatte er bei der Aufforderung des andern zugeschnappt wie der Thunfisch beim Köder. Bis auf das eine Mal, als er ein Glas Wein mit dem portugiesischen Kaufmann getrunken

Telegramm Ohrabersbibliothek

hatte, war er seit der Zeit mit Joe in Shelley Hot Springs in keinem Wirtshaus gewesen. Geistige Müdigkeit hatte nicht das Verlangen nach starken Getränken zur Folge wie körperliche Erschöpfung, und er hatte sich nicht danach gesehnt. In diesem Augenblick aber fühlte er das Verlangen zu trinken – oder vielmehr das Verlangen nach der Atmosphäre, in der die Getränke gereicht wurden, nach einem Ort wie der »Grotte«, wo er und Brissenden jetzt in bequemen Ledersesseln saßen und Whisky mit Soda tranken.

Sie unterhielten sich. Sie sprachen von vielen Dingen und bestellten abwechselnd Whisky und Soda. Martin, der selbst viel vertragen konnte, wunderte sich doch, wieviel Brissenden trank, und alle Augenblicke unterbrach er das Gespräch, um über das, was der andere gesagt hatte, nachzudenken. Es dauerte nicht lange, bis er zu dem Ergebnis gekommen war, daß Brissenden alles wußte, und er stellte fest, daß dies der zweite Mann mit hochentwickeltem Intellekt war, dem er begegnet war. Aber er bemerkte auch, daß Brissenden das besaß, was Caldwell fehlte, die Glut, die scharfsinnige Urteilskraft, die flammende Unwiderstehlichkeit des Genies. Die Worte, die er sprach, lebten. Seine schmalen Lippen prägten scharfe, schneidende Formulierungen, die so exakt waren, als seien sie gestanzt, dann wieder wölbten sie sich zärtlich um den begonnenen Laut, den sie zu artikulieren im Begriff waren, und bildeten weiche, samtartige Sätze von einer seltenen Glut und Farbenpracht, von einer Schönheit, die einen nicht losließ und in der alle Geheimnisse, alle Unergründlichkeit des Lebens widerklangen; und dann wieder waren die dünnen Lippen wie ein Signalhorn, das den Aufruhr kosmischer Kämpfe anzeigte, Sätze, die silberrein klangen, die wie die ewigen Sterne leuchteten, die die letzten Ergebnisse der Wissenschaft zusammenfaßten und noch etwas mehr sagten – die Botschaft des Dichters, die übersinnliche

Telegram@shbibliothek

Wahrheit, unfaßbar und ohne Worte, die sie hätten ausdrücken können, die aber dennoch Ausdruck fand in den feinen und nicht völlig greifbaren Nebenbedeutungen gewöhnlicher Worte. Dank seiner wunderbaren visionären Begabung sah er über die äußersten Vorposten des Erfahrungsmäßigen hinaus, blickte auf Dinge, die die Sprache nicht wiedergeben konnte, und doch gab dieser Mann durch das goldene Wunder der Rede bekannten Worten unbekannte Bedeutungen und brachte dadurch Martin Dinge zum Bewußtsein, die alltäglichen Seelen niemals mitzuteilen sind.

Martin vergaß den ersten unangenehmen Eindruck, den er von ihm gehabt hatte. Hier wurde das Beste, was die Bücher zu bieten hatten, Wirklichkeit. Hier war eine Intelligenz, ein lebendiger Mensch, zu dem er emporsehen konnte. »Ich liege im Staub zu deinen Füßen«, wiederholte Martin immer wieder bei sich. »Sie haben Biologie studiert«, sagte er laut.

Zu seiner Überraschung schüttelte Brissenden den Kopf.

»Aber Sie haben Wahrheiten behauptet, die sich nur auf die Biologie stützen«, fuhr Martin fort und erhielt als Antwort einen verständnislosen Blick. »Ihre Schlüsse entsprechen den Büchern, die Sie gelesen haben müssen.«

»Das freut mich zu hören«, lautete die Antwort. »Daß mein bißchen zufälliges Wissen mich befähigen sollte, meinen Weg zur Wahrheit abzukürzen, ist höchst beruhigend. Ich selbst habe mir noch nie die Mühe gegeben, herauszufinden, ob ich recht oder unrecht habe. Auf alle Fälle ist das ganz wertlos. Die letzte Wahrheit erfahren die Menschen ja doch nie.«

»Sie sind ein Schüler von Spencer!« rief Martin triumphierend.

»Ich habe ihn nicht gelesen, seit ich erwachsen bin. Das einzige, was ich von ihm kenne, ist seine, ›Erziehung‹.«

»Ich wünschte, ich könnte auch so mühelos zu Wissen kommen«, rief Martin eine halbe Stunde später aus. Er hatte

Telegram@strandbibliothek

Brissendens geistige Verfassung einer eingehenden Analyse unterworfen. »Sie sind ein reiner Dogmatiker, und das macht es so wunderbar. Sie stellen dogmatisch die letzten Tatsachen auf, zu denen die Wissenschaft nur durch Denken a posteriori gelangen konnte. Sie ziehen ohne Mühe die richtigen Schlüsse, ja, Sie verstehen es wirklich, den Weg abzukürzen. Durch einen Prozeß, der mehr ist als ein gewöhnlicher Denkprozeß, fühlen Sie sich mit Lichtgeschwindigkeit zur Wahrheit hindurch.«

»Ja, das war es, was sowohl Vater Joseph wie Bruder Dutton störte«, erwiderte Brissenden. »Ach nein«, fügte er hinzu. »Ich bin gar nichts. Es war nur eine glückliche Fügung des Schicksals, daß ich in ein katholisches College kam und dort meine Erziehung genoß. Aber wo haben Sie alles das gelernt, was Sie wissen?«

Und während Martin es ihm erzählte, war er eifrig bemüht, Brissenden zu studieren – eine Untersuchung, die sich von seinem langen, mageren, aristokratischen Gesicht und den abfallenden Schultern bis zu dem Überzieher auf dem Stuhl erstreckte, dessen Taschen anscheinend mit Büchern vollgepfropft waren. Das Gesicht und die langen, schmalen Hände Brissendens waren von der Sonne gebräunt – übermäßig gebräunt, wie es Martin schien. Diese verbrannte Haut störte Martin. Es lag auf der Hand, daß Brissenden kein Freiluftmensch war. Aber wie hatte ihn dann die Sonne so zurichten können? Es ist etwas Krankhaftes und Unheimliches in dieser Farbe, dachte Martin, als er wieder das Gesicht zu studieren begann, das schmal war, mit vorspringenden Backenknochen, tiefen Höhlen in den Wangen und einer so feingebogenen Nase, wie Martin sie kaum je gesehen hatte. An der Form der Augen war nichts Besonderes. Sie waren weder groß noch klein, und ihre Farbe war ein unbestimmtes Braun. Aber es schwelte eine Glut in diesen Augen, oder vielmehr es

Teheran@shahrsolbinthek

lag ein Ausdruck in ihnen, der seltsam zwiespältig und widerspruchsvoll war. Trotzig, unbezähmbar und sogar ungewöhnlich hart, erregten sie doch gleichzeitig Martins Mitleid. Er merkte das und wußte nicht, woher es kam, aber er sollte es bald erfahren.

»Ach, ich bin schwindsüchtig«, sagte Brissenden einen Augenblick später ganz nebenbei, nachdem er kurz vorher erzählt hatte, daß er aus Arizona kam. »Ich bin ein paar Jahre des Klimas wegen dort gewesen.«

»Und fürchten Sie sich nicht, sich jetzt in dieses Klima zu wagen?«

»Mich fürchten?«

Er legte keinen besonderen Nachdruck auf das Wort. Aber Martin sah in dem asketischen Gesicht einen Ausdruck, der ihm sagte, daß der andere sich vor nichts auf der Welt fürchtete. Er kniff die Augen zusammen, daß sie an Adleraugen erinnerten, und Martin schnappte beinahe nach Luft, als er den Adlerschnabel mit den weitaufgerissenen Nasenlöchern trotzig, fest und aggressiv vor sich sah. Das ist großartig, sagte er bei sich, und das Herz schlug ihm bei diesem Anblick. Laut aber zitierte er:

»Unter den Knüppelschlägen des Schicksals blutet mein Kopf, doch er beugt sich nicht.«

Telegrafenschalsbibliothek

»Sie lieben Henley«, sagte Brissenden, und sein Gesicht nahm schnell den Ausdruck großer Liebenswürdigkeit und Milde an. »Ja, natürlich – was konnte man sonst von Ihnen erwarten! Ja! Henley! Eine tapfere Seele. Er steht hoch über den Reimschmieden unserer Zeit – den Reimschmieden der Zeitschriften. Wie ein Gladiator über einer Schar Eunuchen.«

»Ihnen gefallen die Zeitschriften nicht?« sagte Martin mit leisem Vorwurf.

»Ihnen etwa?« erwiderte der andere mit einer Wildheit, die Martin erschrecken ließ.

»Ich – ich schreibe – oder vielmehr – ich versuche – für Zeitschriften zu schreiben«, stotterte er.

»Das ist besser«, antwortete der andere besänftigt. »Sie versuchen zu schreiben, haben aber keinen Erfolg. Ich achte und bewundere Ihre Fehlschläge. Ich weiß, was Sie schreiben. Das kann ich mit einem halben Auge sehen, und es steckt etwas darin, was die Zeitschriften nicht haben wollen. Das ist Mark und Geist, und für diese besondere Ware haben die Zeitschriften keine Verwendung. Die wollen nichts als Unsinn und Gewäsch, und, Gott weiß!, das kriegen sie; aber nicht von Ihnen.«

»Ich bin nicht erhaben über Tagesschreiberei«, wandte Martin ein.

»Nein, im Gegenteil« – Brissenden hielt inne und ließ einen unverschämten Blick über all das schweifen, was Martins Armut verriet, von der abgetragenen Krawatte und dem ausgefransten Kragen bis zu den glänzenden Ärmeln und dem kleinen Riß an der Manschette, und zuletzt blieb der Blick an seinen eingefallenen Wangen haften –, »im Gegenteil, die Tagesschreiberei ist über Sie erhaben, so hoch, daß Sie nie hoffen dürfen, sie je zu erreichen. Ja, Mensch, ich könnte Sie beleidigen, indem ich Sie zum Essen einlade!«

Martin fühlte ganz deutlich, wie ihm das Blut wider Willen in die Wangen stieg, und Brissenden lachte triumphierend.

»Ein satter Mann ist über eine solche Einladung nicht beleidigt«, schloß er.

»Sie sind ein Teufel!« rief Martin erbittert.

»Wieso, ich habe Sie ja gar nicht eingeladen!«

»Sie haben es nicht gewagt.«

»Ach, das weiß ich nicht. Jetzt lade ich Sie ein.«

Tobias Rahn © Schahar's Bibliothek

Brissenden erhob sich halb vom Stuhl, als wolle er gleich ins Restaurant gehen.

Martin ballte die Fäuste, und das Blut pochte ihm in den Schläfen.

»Himmel, Sie werden mich noch auffressen«, rief Brissenden.

»Sicher könnte ich Sie auffressen«, sagte Martin und ließ jetzt seinerseits einen hochmütigen Blick über die schwächliche Gestalt des anderen gleiten.

»Nur lohnt es sich nicht.«

»Nein, die Sache selbst ist es nicht wert«, sagte Martin, und er brach in Lachen aus, in ein herzliches, gesundes Lachen. »Ich gestehe, daß Sie mich richtig zum Narren gemacht haben, Brissenden. Daß ich hungrig bin und daß Sie das merken, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, es ist keine Schande. Sehen Sie, ich lache über die konventionelle Moral der Herde, und da kommen Sie vorbei, sagen mir eine unangenehme Wahrheit, und sofort bin ich selbst ein Sklave dieser Moral.«

»Ja, Sie waren beleidigt«, bestätigte Brissenden.

»Vor einem Augenblick, ja. Es ist eines der Vorurteile aus meiner frühesten Jugend. Damals lernte ich diese Dinge, und sie haften sehr fest – trotz allem, was ich später gelernt habe.«

»Aber sie haben jetzt keine Wirkung mehr auf Sie?«

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

»Bestimmt nicht.«

»Dann wollen wir jetzt gehen und etwas essen.«

»Lassen Sie mich bezahlen«, antwortete Martin und versuchte, den letzten Whisky und Soda mit dem Kleingeld, das er von seinen zwei Dollar noch übrig hatte, zu bezahlen. Aber alles, was er erreichte, war, daß der Kellner, durch Brissenden eingeschüchtert, das Geld auf den Tisch zurücklegte.

Telegramm Schabers Bibliothek

Martin steckte es mit einer Grimasse wieder ein und fühlte einen Augenblick Brissendens Hand auf seiner Schulter.

Telegram@shabarsbibliothek

Achtes Kapitel

Schon am nächsten Nachmittag wurde Maria durch einen neuen Gast Martins in Aufregung versetzt. Aber diesmal verlor sie nicht den Kopf und führte Brissenden in ihre hochrespektable gute Stube.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich Sie besuche?« begann Brissenden.

»Nein, nein, durchaus nicht«, antwortete Martin, schüttelte ihm die Hand, bat ihn, auf dem einzigen Stuhl der Stube Platz zu nehmen, und setzte sich selbst auf das Bett. »Aber woher wissen Sie, daß ich hier wohne?«

»Ich rief bei Morses an. Fräulein Morse sagte mir Bescheid. Und da bin ich nun.«

Er wühlte in seiner Rocktasche und warf ein dünnes Buch auf den Tisch. »Hier ist das Buch eines Dichters. Lesen und behalten Sie es.« Und als Martin Einwände erhob, fuhr er fort: »Was soll ich mit Büchern? Ich habe heute morgen wieder einen Blutsturz gehabt. Haben Sie Whisky? Nein, natürlich nicht. Warten Sie einen Augenblick.«

Schon war er draußen. Martin sah seine lange Gestalt auf die Straße treten und bemerkte mit einem Stich im Herzen die Schultern, die einmal breit gewesen waren, jetzt aber über der verfallenen Ruine der Brust zusammensanken.

Martin holte zwei Wassergläser und begann in dem Band Gedichte, der letzten Sammlung Henry Vaughan Marlows, zu lesen.

»Es gibt keinen schottischen«, teilte Brissenden bei seiner Rückkehr mit. »Der Kerl hat nur amerikanischen Whisky. Aber hier ist eine Flasche davon.«

Tebessian@shabanibibliothek

»Ich schicke eines von den Kindern nach Zitronen, dann können wir uns einen Grog brauen«, schlug Martin vor. »Ich möchte wissen, was Marlow an einem solchen Band verdient?« fuhr er fort, indem er das Buch hochhielt.

»Fünfzig Dollar vielleicht«, lautete die Antwort, »und er muß sich glücklich schätzen, wenn er nichts dabei zusetzt, oder wenn er überhaupt einen Verleger so weit beschwatzen kann, daß er die Herausgabe riskiert.«

»Dann kann man also nicht vom Dichten leben?«

Martins Stimme und Gesicht zeigten seine Enttäuschung.

»Sicher nicht. Das kann nur ein Narr glauben. Von Reimereien ja – Bruce und Virginia Spring und Sedgwick, die gehen ganz gut. Aber Dichtung – nein! Wissen Sie, womit Marlow sich sein Brot verdient? Er unterrichtet an einer Presse in Pennsylvanien, und von allen Höllen muß das die schlimmste sein. Ich möchte nicht mit ihm tauschen, und wenn er noch fünfzig Jahre zu leben hätte. Und doch glänzt sein Werk zwischen den Elaboraten der heutigen Reimschmiede wie ein Rubin zwischen Kieseln. Und was für Kritiken er bekommt! Der Teufel soll sie holen, die jämmerlichen Zwerge!«

»Es wird zuviel von Männern, die nicht schreiben können, über Männer geschrieben, die es wirklich können«, stimmte Martin zu. »Ich war direkt erschrocken über all den Unsinn, den man über Stevenson und sein Werk geschrieben hat.«

»Aasgeier und Harpyien!« rief Brissenden mit zusammengebissenen Zähnen. »Ja, ich kenne die Brut – sie hacken auf ihm herum, analysieren ihn und wägen ihn – «

»Und messen ihn mit dem Maßstab ihrer eigenen elenden Leistungen«, fiel Martin ihm ins Wort.

»Ja, das ist es – gut gesagt – sie bespeien und besudeln die Wahrheit, alles Schöne und Gute, und schließlich klopfen sie ihm auf den Hintern und sagen: ›Braves Hündchen!‹ Pfui

Telegram@Shadowslibrary

Teufel! ›Die kleinen schwatzenden Dohlen‹ nannte sie Richard Realfe in der Nacht, als er starb!«

»Sie hacken nach Sternenstaub«, nahm Martin das Thema mit Wärme auf, »nach dem meteorgleichen Flug der großen Meister. Ich habe mal ein Pasquill geschrieben über die Kritiker oder vielmehr die Rezensenten.«

»Lassen Sie mich sehen«, bat Brissenden eifrig.

Martin wühlte aus seinem Manuskripthaufen einen Durchschlag von ›Sternenstaub‹ hervor, und beim Lesen lachte Brissenden mehrmals laut, rieb sich die Hände und vergaß ganz seinen Grog.

»Sie scheinen mir selbst ein bißchen Sternenstaub zu sein, der von zipfelmützigen Zwergen, die nicht sehen können, in die Welt geschleudert ist«, sagte er, als er fertig war. »Selbstverständlich hat die erste Zeitschrift es sofort genommen?«

Martin sah in seinem Manuskriptebuch nach.

»Siebenundzwanzig Zeitschriften haben es zurückgeschickt.«

Brissendens Versuch, lange und herzlich zu lachen, wurde von einem heftigen Hustenanfall unterbrochen.

»Sagen Sie mal, Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Sie es noch nie mit Versen versucht haben«, stöhnte er. »Lassen Sie mich etwas davon sehen.«

»Lesen Sie es nicht jetzt«, bat Martin. »Ich möchte lieber mit Ihnen reden. Ich packe sie Ihnen ein, und Sie können sie mitnehmen.«

Brissenden ging mit dem ›Liebeszyklus‹ und ›Peri und die Perle‹ fort, kam bereits am nächsten Tage wieder und sagte:

»Geben Sie mir mehr.«

Er versicherte Martin nicht nur, daß er ein Dichter sei, Martin erfuhr auch, daß Brissenden selbst einer war. Er war ganz überrascht über die Arbeiten des andern und erstaunt, daß er keinen Versuch gemacht hatte, sie zu veröffentlichen.

Telegrafenstabarsbibliothek

»Der Teufel soll sie alle holen«, lautete Brissendens Antwort, als Martin ihm anbot, seine Gedichte für ihn zu verkaufen. »Lieben Sie die Schönheit um ihrer selbst willen«, fügte er hinzu, »und lassen Sie die Zeitschriften laufen. Gehen Sie wieder zur See – das rate ich Ihnen, Martin Eden. Was wollen Sie hier in diesen kranken, verrotteten Städten? Hier schneiden Sie sich jeden Tag die Kehle durch bei dem Versuch, die Schönheit für die Zeitschriften zu prostituieren. Wie sagten Sie doch neulich? Ach ja: ›Der Mensch, die letzte Eintagsfliege‹. Nun, was will die letzte Eintagsfliege mit Ruhm? Wenn Sie ihn erlangen, wird er Gift für Sie sein. Sie sind zu einfach, zu elementar und, weiß Gott, zu vernünftig, um bei solchem süßen Brei zu gedeihen! Ich hoffe, daß Sie nie auch nur eine einzige Zeile an Zeitschriften verkaufen. Die Schönheit ist der einzige Herr, dem man dienen kann. Dienen Sie ihr und lassen Sie den Pöbel zum Teufel gehen! Erfolg! Nicht das, was Sie erreichen, macht Ihnen Freude, sondern die Arbeit selbst. Das brauchen Sie mir nicht zu erzählen. Ich weiß es. Und Sie selbst wissen es auch. Die Schönheit schmerzt Sie. Sie ist eine ewige Qual für Sie, eine unheilbare Wunde, ein glühendes Messer. Warum sich mit den Zeitschriften abgeben? Machen Sie die Schönheit zu Ihrem Ziel. Warum die Schönheit in Gold ausmünzen? Allerdings: das können Sie nicht, ich brauche mir also nicht den Kopf darüber zu zerbrechen. Sie können tausend Jahre lang in Zeitschriften lesen, ohne etwas zu finden, das auch nur eine einzige Zeile von Keats aufwiegt. Lassen Sie Ruhm und Geld laufen. Lassen Sie sich morgen auf einem Schiff anheuern und gehen Sie wieder zur See.«

»Nicht um des Ruhmes, sondern um der Liebe willen schreibe ich«, lachte Martin. »Liebe scheint in Ihrem Weltall keinen Platz zu haben, für mich aber ist die Schönheit die Dienerin der Liebe.«

Telegram@stahnsebibliothek

Brissenden betrachtete ihn mitleidig und bewundernd. »Sie sind so jung, Martin, so unglaublich jung. Sie wollen hoch fliegen, aber Ihre Flügel sind aus dem dünnsten Flor, und der Schmelz auf ihnen zeigt die zartesten Farben. Sie dürfen sie sich nicht verbrennen. Aber Sie haben sie sich schon verbrannt. Es war natürlich ein glorifizierter Unterrock nötig, um den ›Liebeszyklus‹ schreiben zu können, und das ist eben das Schändliche.«

»Er glorifiziert sowohl die Liebe wie den Unterrock«, lachte Martin.

»Hüten Sie sich«, lautete die Antwort. »Diese Städte mit ihrer Bourgeoisie werden Sie töten. Sehen Sie nur diese Krämergesellschaft, in der ich Sie traf. Trockenfäule ist noch kein Ausdruck dafür. Man kann sich unmöglich seinen gesunden Menschenverstand in einer solchen Atmosphäre bewahren. Die ist entwürdigend. Alle sind sie entwürdigend, ob Mann oder Frau, galvanisierte Leichen, gelenkt von den hohen geistigen und künstlerischen Impulsen der Cliquen…«

Er brach plötzlich ab und sah Martin an. Dann erriet er blitzartig alles, und ein erschrockener Ausdruck trat in sein Gesicht.

»Und Sie haben diesen großartigen ›Liebeszyklus‹ wirklich für sie geschrieben – für dieses blasse, saftlose Geschöpf?«

Im nächsten Augenblick hatte sich Martins Rechte mit einem würgenden Griff um Brissendens Hals geschlossen, und er schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten. Aber Martin sah keine Angst in den Augen des anderen – nichts als Neugier und Spott.

Da kam er wieder zur Besinnung, lockerte seinen Griff und warf Brissenden auf das Bett.

Brissenden stöhnte vor Schmerz und schnappte eine Minute nach Luft, dann begann er zu kichern.

Telegramm@Stadtbibliothek

»Sie würden mich für alle Ewigkeit zu Ihrem Schuldner gemacht haben, wenn Sie die Flamme aus mir herausgeschüttelt hätten«, sagte er.

»Meine Nerven sind in diesen Tagen in einer schrecklichen Verfassung«, entschuldigte sich Martin. »Ich hoffe, ich habe Ihnen nichts getan. Ich werde Ihnen einen neuen Grog mischen.«

»Ach, Sie junger Grieche!« fuhr Brissenden fort. »Ich möchte nur wissen, ob Sie Ihren Körper genügend zu schätzen wissen. Sie sind verteufelt stark. Sie sind ein junger Panther, ein Löwenjunges. Nun ja, selbstverständlich müssen Sie für Ihre Kraft bezahlen.«

»Wieso?« fragte Martin neugierig, während er ihm ein Glas reichte. »Hier, trinken Sie das und vergessen Sie diesen Vorfall.«

»Wegen…« – Brissenden nippte an seinem Grog und lächelte behaglich – »wegen der Frauen. Die werden Sie bis zu Ihrem Tode quälen, wie sie Sie schon gequält haben, oder ich will gestern zur Welt gekommen sein. Es nutzt Ihnen nichts, wenn Sie versuchen, mich zu ermorden, ich will Ihnen jetzt meine Meinung sagen, dies ist zweifellos Ihre erste Liebe, aber um der Schönheit willen, beweisen Sie das nächste Mal einen besseren Geschmack. Was zum Kuckuck wollen Sie mit einem Mädchen aus der Bourgeoisie? Lassen Sie die in Ruhe. Suchen Sie sich eine großherzige, sinnliche, leidenschaftliche Frau, die das Leben verlacht, den Tod verspottet und Sie liebt, solange sie dazu Lust hat. Es gibt solche Frauen, und die werden ebenso willig sein, Sie zu lieben, wie diese feigen Produkte einer behüteten Bourgeoisie.«

»Feige?« protestierte Martin.

»Jawohl – feige Geschöpfe, die sich mit der lächerlichen Moral brüsten, die man in sie hineingestopft hat, und die sich vor dem Leben fürchten. Die lieben Sie wohl, Martin, aber ihre

Telegram@stchabrsbibliothek

eigene Moral lieben sie noch mehr. Was Sie brauchen, das ist ein strahlendes Hinwerfen des Lebens, das sind die großen freien Seelen, die flammenden Schmetterlinge und nicht die grauen Motten. Ach, Sie werden ihrer schon müde werden, aller Weiber überhaupt, wenn Sie das Unglück haben, lange genug zu leben. Aber Sie werden nicht lange leben. Sie werden nicht zu Ihren Schiffen und zur See zurückkehren, Sie werden in diesen verpesteten Städten herumlungern, bis Ihr Mark verfault ist, und dann werden Sie sterben.«

»Sie können mir natürlich eine Predigt halten, aber überzeugen können Sie mich nicht«, sagte Martin. »Und schließlich besitzen Sie nur die Weisheit, die in Ihrem Temperament liegt, und die Weisheit, die in meinem Temperament liegt, ist ebenso unangreifbar wie die Ihre.«

Sie hatten verschiedene Ansichten über die Liebe, über Zeitschriften, über vielerlei, aber sie gefielen einander, und bei Martin jedenfalls war es wirkliche, tiefe Sympathie. Tag für Tag waren sie zusammen, wenn sie sich auch nur die eine Stunde sahen, die sie in Martins kleinem, stickigem Stübchen verbrachten. Brissenden kam nie, ohne eine Flasche Whisky mitzubringen, und wenn sie in der Stadt zu Mittag aßen, trank er unweigerlich während der ganzen Mahlzeit Whisky mit Soda. Er bezahlte stets für sie beide, und durch ihn lernte Martin kulinarische Feinheiten kennen, trank seinen ersten Champagner und machte Bekanntschaft mit Rheinwein.

Aber Brissenden blieb ihm ein Rätsel. Er hatte ein Gesicht wie ein Asket und machte doch kein Hehl daraus, daß er trotz seiner schwindenden Kräfte ein Genießer war. Er fürchtete sich nicht vor dem Tode, war bitter und zynisch gegen das Leben und liebte es doch als Sterbender bis zum letzten Atom. Er war von einer wahren Leidenschaft besessen zu leben, nervenaufreizende Erlebnisse zu suchen, »die kleine Bahn im Weitenstaub, aus dem ich kam, entlangzuwirbeln«, wie er es

Textarchiv@schabarsobibliothek

einmal ausdrückte. Und um diese Gefühle zu erlangen, hatte er sich mit Rauschgiften befaßt und mancherlei Seltsames getan. Wie er Martin erzählte, hatte er einmal drei Tage lang keinen Schluck Wasser getrunken, und zwar mit voller Überlegung, um die wundervolle Wonne zu genießen, einen solchen Durst zu löschen. Wer oder was er war, erfuhr Martin nie. Er war ein Mann ohne Vergangenheit, seine nahe Zukunft war das Grab und seine Gegenwart ein scharfer, fieberhafter Lebensdrang.

Telegram@shabarsbibliothek

Neuntes Kapitel

Martin kämpfte immer noch erfolglos. Bei aller Sparsamkeit wogen die Einnahmen aus dem literarischen Tagelohn nicht seine Ausgaben auf. Als Ende November der Thanksgiving Day kam, hatte er seinen schwarzen Anzug versetzt und konnte daher die Einladung der Morses zum Mittagessen nicht annehmen. Der Grund für seine Absage betrübte Ruth, und das brachte ihn zur Verzweiflung. Er sagte ihr schließlich, daß er doch kommen würde; daß er nach San Franzisko fahren und beim ›Transcontinental-Magazin‹ die fünf Dollar, die das Blatt ihm schuldete, eintreiben wollte, um seinen Anzug einzulösen.

Am Morgen lieh er sich zehn Cent von Maria. Er hätte sie sich lieber von Brissenden geliehen, aber dieses unberechenbare Individuum war ganz aus seinem Gesichtskreis verschwunden. Zwei Wochen hatte Martin ihn nicht gesehen, und er zerbrach sich vergebens den Kopf, womit er ihn beleidigt haben mochte. Für die zehn Cent fuhr Martin mit der Fähre nach San Franzisko, und während er die Market-Street hinunterschritt, fragte er sich, was er tun sollte, wenn er das Geld nicht bekäme. Dann konnte er nicht nach Oakland zurück, denn er kannte niemand in San Franzisko, der ihm zehn Cent geliehen hätte.

Die Tür zum Redaktionsbüro des ›Transcontinental-Magazin‹ war angelehnt, und in dem Augenblick, als Martin sie öffnen wollte, wurde er von einer lauten Stimme drinnen abgehalten, die rief:

»Aber darum handelt es sich doch gar nicht, Herr Ford!« (Martin wußte aus seinem Briefwechsel mit der Zeitschrift, daß der Redakteur Ford hieß.) »Die Frage ist, können Sie

Telegram@shebarshbibliothek

bezahlen, bar bezahlen, meine ich. Die Aussichten Ihres Blattes interessieren mich ebensowenig wie das, was Sie im nächsten Jahr daraus zu machen gedenken. Ich will Geld für meine Arbeit haben, und das sofort. Und ich sage Ihnen, die Weihnachtsnummer vom ›Transcontinental-Magazin‹ wird nicht gedruckt, ehe ich nicht das Geld habe. Auf Wiedersehen! Wenn Sie das Geld haben, kommen Sie zu mir.«

Die Tür wurde aufgerissen, und ein Mann schoß, Flüche murmelnd und mit geballten Fäusten, wütend an ihm vorbei. Martin beschloß, nicht sofort hineinzugehen, und wartete eine Viertelstunde auf dem Korridor. Dann öffnete er schließlich die Tür und trat ein. Es war etwas ganz Neues für ihn, denn er befand sich zum erstenmal in einem Redaktionsbüro. Visitenkarten waren offenbar nicht nötig, denn ein Junge ging ganz einfach in das Hinterzimmer und sagte, daß ein Mann da sei, der mit Herrn Ford sprechen wollte. Dann kam er wieder, machte Martin, der mitten im Zimmer stand, ein Zeichen und führte ihn in das Privatheiligtum des Redakteurs. Martins erster Eindruck war, daß eine furchtbare Unordnung in dem Raum herrschte. Dann bemerkte er einen bärtigen Mann von jugendlichem Aussehen, der an einem Rollschreibtisch saß und ihn neugierig betrachtete. Martin wunderte sich über die Ruhe, die das Gesicht des andern zeigte. Der Streit mit dem Buchdrucker hatte ihn offenbar nicht aus dem Gleichgewicht gebracht.

»Ich… ich bin Martin Eden«, leitete Martin die Unterhaltung ein. (Und ich möchte meine fünf Dollar haben, hätte er gern gesagt.)

Aber dies war der erste Redakteur, mit dem er zu tun hatte, und das unter solchen Umständen, daß er ihn nicht gleich abschrecken wollte. Zu seiner Überraschung sprang Herr Ford vom Stuhl auf und rief: »Nein, wirklich«, und im nächsten

Telegram@Strahlsbibliothek

Augenblick schüttelte er Martins Hand mit überströmender Herzlichkeit.

»Kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie kennenzulernen, Herr Eden. Hab so oft darüber nachgedacht, wie Sie wohl aussehen mögen.«

Er hielt Martin auf Armeslänge von sich ab und ließ seine strahlenden Augen über Martins zweitbesten Anzug gleiten, der gleichzeitig auch sein schlechtester war und so abgetragen, daß ihn nichts mehr retten konnte, obwohl Martin die Hosen sorgfältig mit Marias Eisen gebügelt hatte.

»Ich gestehe, daß ich Sie mir viel älter vorgestellt habe. Es war solche Kraft und Weite in Ihrer Geschichte, soviel Reife und Tiefe. Ein Meisterwerk, diese Geschichte. Das wußte ich, sobald ich das erste halbe Dutzend Zeilen gelesen hatte. Wissen Sie, wie ich sie das erstemal las? Aber nein, ich möchte Sie erst den Mitarbeitern des Blattes vorstellen.«

Immer noch redend, führte Ford ihn in das Hauptbüro, wo er ihm seinen Kollegen, Herrn White, einen dünnen, schwächlichen kleinen Mann, vorstellte, dessen Hand merkwürdig kalt war, als litte er unter andauernden Frostschauern, und der einen spärlichen und sehr weichen Backenbart trug.

»Herr Ends – Herr Eden. Herr Ends ist unser Geschäftsführer, wissen Sie.«

Martin schüttelte einem glatzköpfigen Mann die Hand, einem Mann mit gereiztem Blick und einem Gesicht, das recht jugendlich aussah, soweit man es überhaupt sehen konnte, denn es war zum größten Teil von einem schneeweißen, sorgfältig gestutzten Bart bedeckt; den Bart schnitt ihm seine Frau am Sonntag, und sie rasierte ihm bei dieser Gelegenheit stets auch gleich den Nacken.

Telegram@straubesbibliothek

Die drei Männer umringten Martin und beteuerten alle durcheinander, wie sie ihn bewunderten, bis er das Gefühl hatte, sie redeten um die Wette.

»Wir haben uns oft gewundert, warum Sie uns nie besuchen«, sagte Herr White.

»Ich hatte kein Geld für die Fähre, und ich wohne jenseits der Bucht«, sagte Martin ohne Umschweife, um ihnen zu zeigen, wie nötig er das Geld brauchte.

Im übrigen, dachte er, müssen ja meine stolzen Lumpen meine Not beredt genug verraten! Immer wieder, so oft sich eine Gelegenheit bot, deutete er den Zweck seines Besuches an. Aber seine Bewunderer waren taub dafür. Sie sangen sein Lob, erzählten ihm, wie gut ihnen seine Geschichte vom ersten Augenblick an gefallen hätte, was ihre Frauen und Familien davon dächten, aber sie deuteten nicht mit einem einzigen Wort an, daß sie die Absicht hätten, ihn zu bezahlen.

»Habe ich Ihnen schon erzählt, wie ich Ihre Geschichte zum erstenmal las?« sagte der Redakteur. »Nein, es ist wahr, das habe ich noch nicht. Ich kam gerade aus New York, und als der Zug in Ogden hielt, stieg ein neuer Schaffner mit der letzten Nummer vom transcontinental ein.«

Du lieber Gott, dachte Martin. Und die können im Pullmanwagen fahren, während ich hungere, weil ich nicht die elenden fünf Dollar kriegen kann, die sie mir schulden. Eine Woge von Zorn wallte in ihm auf. Das Unrecht, das ihm vom transcontinental angetan wurde, nahm ungeheure Dimensionen an, denn all die traurigen Monate voll fruchtloser Sehnsucht, voll Hunger und Entbehrung lasteten schwer auf ihm, und der Hunger, den er im Augenblick fühlte, nagte noch heftiger und erinnerte ihn daran, daß er heute noch nichts gegessen hatte und gestern auch nur sehr wenig. Wut überkam ihn. Diese Menschen waren nicht einmal Räuber; sie waren heimtückische Diebe. Mit Lüge und gebrochenen

Telegram@Strandbibliothek

Versprechungen hatten sie ihn um seine Geschichte gebracht. Aber er wollte es ihnen zeigen! Und er faßte den festen Entschluß, das Büro nicht zu verlassen, ehe er nicht sein Geld hatte. Er dachte daran, daß er, wenn er es nicht bekam, keine Möglichkeit hatte, nach Oakland zurückzukommen. Er bezwang sich gewaltsam, aber da hatte der wolfsartige Ausdruck in seinem Gesicht ihnen schon einen gelinden Schrecken eingeflößt.

Sie wurden immer beredter. Herr Ford begann wieder zu erzählen, wie er ›Glockenläuten‹ das erstemal gelesen hatte, und Herr Ends bemühte sich gleichzeitig, ihm noch einmal klarzumachen, wie sehr seine Nichte die Erzählung schätzte – besagte Nichte war Lehrerin in Alameda.

»Ich will Ihnen sagen, warum ich komme«, sagte Martin schließlich. »Ich will das Honorar für meine Geschichte haben, die Ihnen allen so gut gefallen hat. Wenn ich nicht irre, versprachen Sie mir fünf Dollar, die ich beim Erscheinen erhalten sollte.«

Das bewegliche Gesicht Fords drückte unmittelbare und wohlwollende Zustimmung zu Martins letzter Bemerkung aus, und er griff in die Tasche, wandte sich aber dann zu Ends und sagte, daß er sein Geld zu Hause vergessen hätte. Ends gefiel die Sache offensichtlich nicht, und Martin sah, daß er unwillkürlich eine Bewegung machte, als wollte er seine Hosentaschen schützen. Jetzt wußte er, daß Ends der Mann war, der das Geld hatte.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte Ends. »Aber ich habe vor kaum einer Stunde den Drucker bezahlt, und er hat mein ganzes bares Geld bekommen. Es war leichtsinnig von mir, mich so zu verausgaben, die Druckerrechnung war noch nicht fällig, und er kam ganz unerwartet mit einer Bitte um Vorschuß.«

Telegram@shadowslibrary

Beide Männer blickten erwartungsvoll White an, aber der lachte und zuckte die Achseln. Sein Gewissen war jedenfalls rein. Er war in die Redaktion eingetreten, um Zeitschriftenliteratur kennenzulernen, statt dessen aber hatte er in der Hauptsache nur einen Einblick in finanzielle Dinge erhalten. Das Blatt schuldete ihm vier Monate Gehalt, und er wußte, daß die Forderung des Druckers der des Redakteurs vorging.

»Es ist wirklich lächerlich, Herr Eden, daß Sie uns in einer solchen Situation überraschen müssen«, begann Ford in überlegenem Ton. »Es ist die reine Nachlässigkeit, versichere ich Ihnen. Aber wissen Sie, was wir tun? Wir schicken Ihnen gleich morgen einen Scheck. Sie haben doch Herrn Edens Adresse, nicht wahr, Ends?«

Ja, Herr Ends hatte die Adresse und wollte gleich am nächsten Morgen den Scheck schicken. Martin wußte nur sehr wenig von Banken und Schecks, aber er sah nicht ein, warum sie ihm den Scheck nicht sofort geben konnten.

»Dann sind wir also einig, Herr Eden. Wir schicken den Scheck morgen mit der Post«, sagte Ford.

»Aber ich brauche das Geld heute«, antwortete Martin mit unerschütterlicher Ruhe.

»Das ist aber ein schreckliches Pech – wenn Sie jeden andern Tag gekommen wären – «, begann Ford liebenswürdig, wurde aber von Ends unterbrochen, dessen gereizter Blick offenbar mit seinem heftigen Wesen übereinstimmte.

»Herr Ford hat Ihnen die Situation ja schon erklärt«, sagte er wütend. »Und ich auch. Der Scheck wird geschickt – «

»Ich habe Ihnen meine Situation auch erklärt«, fiel Martin ihm ins Wort. »Und ich habe Ihnen erklärt, daß ich das Geld heute brauche.«

Die Barschheit des Geschäftsführers hatte Martins Blut zum Kochen gebracht, und er beobachtete ihn genau, denn er hatte

Telgte/Westfälische Bibliothek

erraten, daß das Bargeld des transcontinental sich in der Tasche dieses Herrn befand.

»Es ist aber auch zu dumm – «, begann Ford.

Ends wandte sich mit einer ungeduldigen Bewegung ab, um das Büro zu verlassen. Aber im selben Augenblick sprang Martin los und packte ihn an der Gurgel, daß der schneeweiße, zierlich gestutzte Bart in einem Winkel von fünfundvierzig Grad nach oben stand. White und Ford sahen mit Entsetzen, daß ihr Geschäftsführer geschüttelt wurde wie ein Bettvorleger.

»Heraus mit dem Draht, Sie ehrwürdiger Aussauger junger Talente«, ermunterte Martin ihn. »Heraus mit dem Draht, oder ich schüttle ihn aus Ihnen heraus, und wenn es lauter Kleingeld wäre.« Dann wandte er sich zu den beiden erschrockenen Zuschauern: »Hände weg! Wenn ihr euch einmischt, habt ihr nichts zu lachen.«

Ends war am Ersticken, und erst als der Griff um seinen Hals etwas nachließ, konnte er seine Bereitwilligkeit zeigen, mit dem »Draht« herauszurücken. Er langte mehrmals in seine Tasche, aber alles, was er auftreiben konnte, waren vier Dollar und fünfzehn Cent.

»Tasche umkehren!« kommandierte Martin. Es fiel noch ein Zehncentstück heraus. Martin zählte zum zweitenmal die Beute seines Überfalls, um ganz sicher zu gehen.

»Nun Sie«, rief er Herrn Ford zu. »Mir fehlen noch fünfundsiebzig Cent.«

Ford durchsuchte ohne Zögern seine Taschen, und das Ergebnis waren sechzig Cent.

»Ist das nun auch wirklich alles?« fragte Martin drohend, während er das Geld einsteckte. »Was haben Sie in den Westentaschen?«

Um seinen guten Willen zu beweisen, drehte der Redakteur seine Taschen um, und aus einer von ihnen fiel ein kleines

Telegram@shabarsbibliothek

Pappstück heraus, er hob es auf und wollte es gerade in die Tasche stecken, als Martin rief: »Was ist das? Eine Fahrkarte für die Fähre. Geben Sie sie her. Sie ist zehn Cent wert, und jetzt habe ich mit dem Billett vier Dollar fünfundneunzig Cent. Dann schulden Sie mir noch fünf Cent.«

Er sah erbittert White an und bemerkte, daß der schwächliche Mann im Begriff war, ihm ein Fünfcentstück zu überreichen.

»Vielen Dank«, sagte Martin zu ihnen allen. »Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.«

»Räuber!« knurrte Herr Ends hinter ihm her.

»Gemeine Diebe!« antwortete Martin und schlug die Tür hinter sich zu.

Martin war in gehobener Stimmung – so sehr, daß er sich bei dem Gedanken, daß die ›Hornisse‹ ihm noch fünfzehn Dollar für ›Peri und die Perle‹ schuldete, entschloß, sofort hinzugehen und das Honorar zu verlangen. Aber die ›Hornisse‹ wurde von einer Schar glattrasierter, kräftiger junger Leute betrieben, offenen Freibeutern, die alles und jeden, auch sich selbst untereinander, ausplünderten. Nachdem einige Büromöbel in Stücke gegangen waren, glückte es dem Redakteur – einem ehemaligen College-Athleten – mit Hilfe des Geschäftsführers, eines Annoncenagenten und des Portiers Martin aus dem Büro zu entfernen und ihn schleunigst die ersten Stufen hinunterzubefördern.

»Kommen Sie wieder, Herr Eden, wir werden uns stets freuen, Sie zu sehen«, lachten sie ihm oben von der Treppe aus zu.

Martin stand grinsend auf.

»Na«, sagte er, »die Leute vom transcontinental waren Waschlappen, aber ihr seid eine Bande von Meisterboxern.« Seine Worte wurden von einer neuen Lachsalve begrüßt.

»Ich muß sagen, Herr Eden«, rief der Redakteur von der ›Hornisse‹ herunter, »für einen Dichter sind Sie gar nicht

Telegram@shakerslibrothek

schlecht. Wo haben Sie diesen schrägen Rechten gelernt, wenn ich fragen darf?«

»Da, wo Sie den halben Nelson gelernt haben«, antwortete Martin. »Aber jedenfalls haben Sie sich doch ein blaues Auge geholt.«

»Ich hoffe, daß Sie keinen steifen Hals kriegen«, sagte der Redakteur besorgt. »Aber was halten Sie davon, wenn wir einen Whisky darauf trinken, nicht auf den Hals natürlich, sondern auf unsere kleine Auseinandersetzung?«

»Einverstanden«, sagte Martin, und Räuber und Beraubter tranken zusammen und wurden sich in aller Freundschaft einig, daß der Walplatz dem Starken gehörte und daß die fünfzehn Dollar für ›Peri und die Perle‹ mit Recht dem Redaktionsstab der ›Hornisse‹ zukämen.

Telegram@shabarsbibliothek

Zehntes Kapitel

Arthur blieb am Tor stehen, während Ruth die Stufen zu Marias Tür emporklomm. Sie hörte das schnelle Klappern der Schreibmaschine, und als Martin ihr öffnete, war er gerade auf der letzten Seite eines Manuskripts. Sie wollte sich Bescheid holen, ob er am Thanksgiving Day zum Essen käme oder nicht; ehe sie aber sagen konnte, was sie wollte, begann Martin von dem zu sprechen, was ihn erfüllte.

»Ich muß es dir vorlesen«, rief er, während er die Durchschläge fortlegte und das Manuskript ordnete. »Es ist meine letzte Arbeit und anders als alles was ich bisher geschrieben habe. Es ist so ganz anders, daß ich mich fast davor fürchte, und trotzdem habe ich eine heimliche Ahnung, daß es gut ist. Jetzt sollst du Richter sein. Es ist eine Geschichte aus Hawaii. Ich habe sie ›Wiki-Wiki‹ genannt.«

Die Schöpferfreude glühte in seinem Gesicht, während Ruth in dem kalten Stübchen fröstelte und bei der Begrüßung über die Kälte seiner Hand erschrocken war. Sie hörte ihm aufmerksam zu, als er las, und obwohl er hin und wieder Mißbilligung in ihrem Gesicht bemerkt hatte, fragte er doch, als er fertig war: »Nun, ehrlich, wie findest du es?«

»Ich – ich weiß nicht recht«, antwortete sie. »Wird sie – glaubst du, daß du die Geschichte verkaufen kannst?«

»Ich fürchte, nein«, gestand er. »Sie ist zu stark für die Zeitschriften. Aber sie ist wahr – mein Wort drauf – sie ist wahr!«

»Aber warum schreibst du nur solche Sachen, wenn du weißt, daß du sie nicht verkaufen kannst«, fuhr sie unerbittlich fort. »Du schreibst doch, weil du davon leben willst, nicht wahr?«

Telegrafenbibliothek

»Ja, das stimmt; aber diese verdammte Geschichte ist einfach mit mir durchgegangen. Ich mußte sie schreiben. Sie wollte geschrieben sein.«

»Aber der Held, dieser ›Wiki-Wiki‹ – warum läßt du ihn so roh reden? Das muß doch die Leser verletzen, und deshalb werden die Redakteure deine Arbeit mit Recht ablehnen.«

»Weil der wirkliche ›Wiki-Wiki‹ so gesprochen hätte.«

»Aber das ist kein guter Geschmack.«

»Das ist das Leben«, erwiderte er kurz. »Es ist realistisch. Es ist wahr. Und ich muß das Leben schildern, wie ich es sehe.«

Sie antwortete nicht, einen peinlichen Augenblick lang saßen sie schweigend da. Er konnte sie nicht verstehen, weil er sie liebte, und sie ihn nicht, weil er so groß war, daß er weit über ihren Horizont hinausragte.

»Na, das Honorar vom transcontinental habe ich also bekommen«, sagte er, mit einem Versuch, das Gespräch in weniger gefährliche Bahnen zu lenken. Er lachte bei dem Gedanken an das bärtige Trio, wie er es zuletzt gesehen, nachdem er ihm die vier Dollar neunzig und die Fahrkarte für die Fähre abgenommen hatte.

»Dann kommst du also!« rief sie beglückt. »Darum bin ich hergekommen.«

»Ob ich komme?« murmelte er geistesabwesend. »Wohin?«

»Morgen zum Essen natürlich! Du weißt doch, daß du gesagt hast, du wolltest deinen Anzug einlösen, wenn du das Geld bekämst.«

»Das habe ich ganz vergessen«, sagte er schuldbewußt. »Weißt du, heute morgen hat der Aufseher endlich doch Marias zwei Kühe und das Kälbchen abgefaßt und – nun, es traf sich so unglücklich, daß Maria kein Geld hatte, und da mußte ich die Kühe für sie einlösen. Die fünf Dollar vom transcontinental sind in die Tasche dieses Mannes gewandert.«

»Dann kommst du also doch nicht?«

Tehuyan@erahorsbibliothek

Er sah an seinem Anzug hinunter.

»Ich kann nicht.«

Ihre blauen Augen standen voll Tränen, Tränen der Enttäuschung und des Vorwurfs, aber sie sagte nichts.

»Nächstes Jahr lade ich dich zum Essen bei Delmonico ein«, sagte er tröstend, »oder in London, oder in Paris, wo du willst. Das weiß ich.«

»Ich las vor einigen Tagen in der Zeitung«, sagte sie plötzlich, »daß mehrere neue Beamte bei der Post angestellt worden sind. Du warst doch zuerst an der Reihe, nicht wahr?«

Er mußte zugeben, daß er eine Aufforderung erhalten, aber abgeschlagen hatte.

»Ich war meiner – ich bin meiner so sicher«, schloß er. »In einem Jahr werde ich mehr als ein Dutzend Postbeamte verdienen. Wart es nur ab.«

»Ach!« Das war alles, was sie sagte, als er schwieg. Sie stand auf und zog sich die Handschuhe an. »Ich muß gehen, Martin. Arthur wartet auf mich.«

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie, aber sie war sehr zurückhaltend. Es war keine Spannkraft in ihrem Körper, sie schlang nicht die Arme um ihn, und ihre Lippen begegneten den seinen ohne den gewohnten Druck.

Sie ist mir böse, dachte er, als er sie hinausbegleitet hatte. Aber warum? Es war natürlich Pech, daß der Aufseher Marias Kühe erwischt hatte. Aber das war ein Schicksalsschlag, für den niemand etwas konnte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er anders hätte handeln können, als er gehandelt hatte. Nun ja, es war vielleicht nicht ganz recht, daß er die Aufforderung der Post abgeschlagen hatte, dachte er dann. Und außerdem hatte ihr ›Wiki-Wiki‹ nicht gefallen.

Oben auf der Treppe machte er kehrt, um dem Briefträger, der seine Nachmittagsrunde machte, entgegenzugehen. Das alte Gefühl fieberhafter Erwartung überkam ihn wieder, als er

Telegram@shaharsbibliothek

den kleinen Packen länglicher Briefe entgegennahm. Einer von ihnen war nicht länglich. Er war kurz und dünn, und auf dem Umschlag stand als Absender ›New-Yorker Rundschau‹. Er riß den Umschlag auf und hielt dann inne. Es konnte nicht die Mitteilung sein, daß man eine seiner Arbeiten angenommen hatte, denn er hatte der Zeitschrift kein Manuskript eingesandt. Vielleicht – und sein Herz stand fast still bei dem wahnsinnigen Gedanken –, vielleicht bestellten sie einen Artikel bei ihm, aber im nächsten Augenblick ließ er diesen Gedanken als gänzlich unmöglich fallen.

Es war ein kurzer geschäftsmäßiger, vom Redaktionssekretär unterschriebener Brief, der Martin ganz einfach mitteilte, daß sie ihm einen bei ihnen eingegangenen anonymen Brief schickten und daß er sicher sein könnte, daß die Redaktion der ›Rundschau‹ unter keinen Umständen anonyme Briefe berücksichtigte.

Der beiliegende Brief war ein primitiv mit der Hand gedrucktes Schreiben. Es war ein Sammelsurium roher Beschimpfungen gegen Martin, die in der Behauptung gipfelten, daß der »sogenannte Martin Eden«, der Erzählungen an Zeitschriften verkaufte, gar nicht Schriftsteller sei, sondern in Wirklichkeit die Geschichten aus alten Zeitschriften stehle, sie auf der Maschine abschreibe und als seine eigenen verschicke. Der Umschlag trug den Poststempel »San Leandro«. Martin brauchte sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, wer der Verfasser war. Higginbothams Wendungen, Higginbothams ganzes Denken war von Anfang bis Ende unverkennbar. Martin sah in jeder Zeile nicht den schönen Kursivdruck, sondern die plumpe Krämerfaust seines Schwagers.

Aber weshalb denn nur? fragte er sich vergebens. Was hatte er Bernard Higginbotham getan? Die Sache war so dumm, so sinnlos. Und im Laufe der Woche erhielt Martin etwa ein

Telegram@Shabanabibliothek

Dutzend gleichlautender Briefe von verschiedenen Zeitschriften in den Oststaaten. Er fand keine Erklärung dafür. Die Redakteure benahmen sich im übrigen, wie Martin fand, sehr anständig. Sie kannten ihn gar nicht, und doch schrieben einige von ihnen sogar verständnisvoll. Offenbar verabscheuten sie anonyme Schreiben. Er sah, daß der boshafte Versuch, ihm zu schaden, mißglückt war. Wenn überhaupt etwas dabei herauskam, so nutzte die Sache ihm eher, denn einer ganzen Reihe von Redakteuren war jetzt sein Name aufgefallen. Wenn sie eines Tages eines der Manuskripte, die er ihnen schickte, lasen, so erinnerten sie sich vielleicht des Mannes, über den sie einen anonymen Brief erhalten hatten. Und vielleicht konnte diese Erinnerung sie dann ein wenig zu seinen Gunsten beeinflussen.

Um diese Zeit geschah es, daß Martin tief in der Achtung Marias sank. Eines Morgens traf er sie weinend und stöhnend vor Schmerz in der Küche, wo sie vergebens versuchte, einen großen Haufen Wäsche fertig zu plätten. Er stellte sofort eine Grippe fest, verabfolgte ihr eine Dosis heißen Whisky – die Reste aus den Flaschen, die Brissenden ihm gebracht hatte – und befahl ihr, sich hinzulegen. Aber Maria widersetzte sich. Sie behauptete, das Plätten müsse besorgt und die Wäsche noch am selben Abend abgeliefert werden, sonst wäre am nächsten Tag kein Essen für die sieben kleinen hungrigen Silvas im Hause.

Zu ihrem großen Erstaunen (und bis zu ihrem Tode hörte sie nicht auf, es immer wieder zu erzählen) sah sie, wie Martin ein Plätteisen vom Herd nahm und eine feine Bluse auf das Plättbrett legte. Es war Kate Flanagans beste Sonntagsbluse, und Kate Flanagan war die anspruchsvollste und bestgekleidete Dame in der Welt Marias. Fräulein Flanagan hatte ihr zudem besonders eingeschärft, daß sie die Bluse zum Abend brauchte. Wie jeder wußte, war sie mit John Collins,

Telegrammschreiberschule

dem Schmied, verlobt, und wie Maria unter der Hand erfahren hatte, wollten Fräulein Flanagan und Herr Collins am nächsten Tage einen Ausflug nach dem Golden Gate Park machen. Vergeblich versuchte Maria, das kostbare Kleidungsstück zu retten. Martin führte die wankende Frau zu einem Stuhl, und von hier aus sah sie ihm mit großen, runden Augen zu. In einem Viertel der Zeit, die sie dazu gebraucht hätte, war die Bluse geplättet, und zwar so gut, als hätte sie es selbst getan, wie sie zugeben mußte.

»Ich könnte noch schneller arbeiten«, erklärte er, »wenn Ihre Eisen nur heißer wären.«

Sie fand, daß die Eisen, die er schwang, weit heißer waren, als sie sie je zu benutzen wagte.

»Sie sprengen die Wäsche nicht richtig ein«, sagte er nach einem Augenblick. »Das muß ich Ihnen beibringen. Man muß sie dabei pressen; wenn Sie das gesprengte Zeug pressen, können Sie viel schneller plätten.«

Er holte eine Kiste aus dem Brennholzstapel im Keller, verfertigte einen Deckel dazu und plünderte den Alteisenvorrat, den die Silvaschen Sprößlinge für den Lumpenhändler sammelten. Dann legte er die gesprengte Wäsche in die Kiste, legte den Deckel darüber, preßte ihn mit dem alten Eisen nieder, und damit war der Apparat fertig und in Gebrauch.

»Passen Sie jetzt auf, Maria«, sagte er, warf Jacke und Weste ab und ergriff ein Plätteisen, das, wie er sagte, »wirklich heiß« war.

»Und als er fertig mit Plätten, er waschen Wollwäsche«, beschrieb sie später. »Er sagen, Maria, Sie großes Schaf. Ich zeigen Ihnen, wie Wollwäsche waschen, und er zeigen mich. Zehn Minuten er machen Maschine – ein Faß, eine Radnabe, zwei Stangen – so.«

Telegram@shabbsbibliothek

Martin hatte den Kniff von Joe in Shelly Hot Springs gelernt. Die alte Radnabe, die am Ende der senkrechten Stange befestigt war, bildete den Kolben. Der wurde dann wieder an einer andern Stange befestigt, die an die Balken der Küchendecke gebunden wurde, und nun hämmerte die Nabe auf die Wollsachen im Faß los, und er konnte sie mit einer Hand gründlich bearbeiten.

»Nichts mehr Maria waschen Wolle«, schloß sie stets ihren Bericht. »Ich lassen Gören arbeiten mit Stange und Nabe und Faß. Er fixer Mensch, Herr Eden.«

Aber dennoch sank er durch seine große Geschicklichkeit und die Verbesserungen, die er bei ihrer Wascharbeit einführte, ungeheuer tief in ihrer Achtung. Der Schimmer von Romantik, mit dem sie ihn in Gedanken umgeben hatte, schwand vor der nüchternen Tatsache, daß er früher Wäscher gewesen war. Alle seine Bücher und die vornehmen Freunde, die ihn im Wagen oder mit zahllosen Whiskyflaschen besuchten, bedeuteten nichts mehr. Alles in allem war er nur ein gewöhnlicher Arbeiter aus ihrer eigenen Klasse und Kaste. Er war menschlicher und zugänglicher geworden, aber er war von jetzt an kein Mysterium mehr.

Seiner Familie wurde Martin immer mehr entfremdet. Kurz nach Higginbothams heimtückischem Angriff zeigte Hermann von Schmidt ihm die Faust. Martin hatte das Glück gehabt, ein paar Kurzgeschichten, einige humoristische Verse und Witze zu verkaufen, was einen vorübergehenden »Wohlstand« zur Folge hatte. Er konnte nicht nur einen Teil seiner Schulden bezahlen, er hatte auch noch Geld übrig, um seinen schwarzen Anzug und sein Fahrrad einzulösen. Das Rad, bei dem ein Kugellager in Unordnung geraten war, mußte repariert werden, und um seinem zukünftigen Schwager eine Freundlichkeit zu erweisen, schickte er es in seine Werkstatt.

Telegram@Strandbibliothek

Am Nachmittag desselben Tages wurde Martin angenehm dadurch überrascht, daß ein kleiner Junge ihm das Rad zurückbrachte. Schmidt war also freundlich gestimmt, wie Martin aus dieser ungewöhnlichen Gunstbezeugung schloß – man mußte nämlich in der Regel reparierte Fahrräder selbst abholen. Als er aber nachsah, war nichts an dem Rad gemacht. Er rief an und erfuhr, daß der Bräutigam seiner Schwester »in keiner Form« etwas mit ihm zu tun zu haben wünschte.

»Hermann von Schmidt«, antwortete Martin heiter, »ich hätte nicht übel Lust, hinzukommen und Ihnen tüchtig eins auf die Nase zu geben.«

»Wenn Sie sich in meinem Geschäft blicken lassen«, lautete die Antwort, »schicke ich nach der Polizei. Und ich lasse Sie einsperren, jawohl. Oh, ich kenne Sie, aber mit mir können Sie keine Prügelei anfangen. Ich will nichts mit Leuten Ihres Schlages zu tun haben. Sie sind ein Herumtreiber, jawohl, das sind Sie, oder ich will nicht Schmidt heißen. Es wird Ihnen nicht gelingen, mich auszunutzen, weil ich Ihre Schwester heirate. Warum suchen Sie sich nicht Arbeit wie andere Leute und verdienen sich Ihr Brot auf ehrliche Weise, he? Sagen Sie mir das mal!«

Martins Philosophie half ihm, seinen Ärger zu verscheuchen, und er hängte den Hörer mit einem langgezogenen, ungläubigen Pfiff an. Die Sache belustigte ihn, aber dann folgte die Reaktion, und er fühlte sich von seiner Einsamkeit bedrückt. Niemand verstand ihn, niemand schien ihn gebrauchen zu können, niemand außer Brissenden, und der war verschwunden, Gott allein wußte, wohin.

Es dämmerte, als Martin das Obstgeschäft verließ und, seine Einkäufe im Arm, heimging. Vor ihm an der Ecke hielt die Straßenbahn, und als er unter den Aussteigenden eine ihm wohlbekannte magere Gestalt sah, klopfte ihm das Herz vor Freude. Es war Brissenden, und in dem kurzen Augenblick, bis

Telegrambot's Anarchobibliothek

die Straßenbahn sich wieder in Bewegung setzte, hatte Martin die schwellenden Manteltaschen bemerkt; die eine enthielt Bücher, die andere eine Whiskyflasche.

Telegram@shabarsbibliothek

Elftes Kapitel

Brissenden gab keine Erklärung über seine lange Abwesenheit, und Martin fragte auch nicht danach. Er war zufrieden, das hagere Gesicht seines Freundes durch den Dampf, der aus einem Glase Grog aufstieg, vor sich zu sehen.

»Ich bin auch nicht faul gewesen«, sagte Brissenden, nachdem er Martins Bericht über seine Arbeit gehört hatte.

Er zog ein Manuskript aus der Brusttasche und reichte es Martin, der auf den Titel sah und dem andern einen fragenden Blick zuwarf.

»Stimmt schon«, lachte Brissenden, »fabelhafter Titel, was? ›Eintagsfliege‹ – nur das eine Wort. Gewissermaßen sind Sie dafür verantwortlich mit Ihrem ›Menschen‹, der Ihnen immer die belebte Materie ist, die sich aufgerichtet hat, die letzte Eintagsfliege, das Geschöpf der Wärme, das seine kurze Spanne auf dem Thermometer entlang spaziert. Die Idee hatte sich in meinem Kopf festgesetzt, und ich mußte es niederschreiben, um sie loszuwerden. Nun sagen Sie, wie Sie es finden.«

Martin wurde zuerst rot, dann blaß, je länger er las. Das war vollendete Kunst. Form, die über den Stoff triumphierte, wenn man sich so ausdrücken konnte, wo das letzte Atom Stoff Ausdruck in einer so vollendeten Form gefunden hatte, daß es Martin vor Freude schwindelte, während ihm Tränen der Begeisterung in die Augen stiegen und ihm kalte Schauer über den Rücken liefen. Es war ein langes Gedicht von sechs- oder siebenhundert Zeilen, eine phantastische, verblüffende, unirdische Sache, erschreckend, unmöglich, und doch stand es da, mit schwarzer Tinte auf das Papier geworfen. Es

Tebgram@shebarshnbiethek

beschäftigte sich mit dem Menschen und dem Tasten seiner Seele bis zu den letzten Grenzen und lotete den klaffenden Schlund des Weltraums aus, um Zeugnis von den fernsten Sonnen und den farbigen Bildern des Regenbogens zu holen. Es war eine wahnsinnige Orgie der Phantasie, Becherklang im Hirn eines Sterbenden, gedämpftes Schluchzen und das wilde Zittern des schwindenden Herzschlages. Das Gedicht glitt in majestätischem Rhythmus zu dem kühlen Kampf der Planeten, zum Angriff der Sternenheere, zum Sturz erloschener Sonnen und zu den aufflammenden Nebeln im dunklen Raum. Und durch all das, wie ein Silberfaden im Gewebe, klang die schwache, dünne Stimme des Menschen, ein jammerndes Zirpen im Schreien der Planeten, im Krachen der Welten.

»Das steht einzig da in der Literatur«, sagte Martin, als er schließlich die Sprache wiedergefunden hatte. »Das ist wundervoll – wundervoll! Es ist mir zu Kopfe gestiegen, ich bin wie berauscht davon. Diese große, unendliche Frage – ich kann mich noch gar nicht davon losmachen. Die fragende, ewig suchende, immer wiederkehrende, schwache, klagende Menschenstimme klingt mir immer noch in den Ohren. Es ist wie der Trauermarsch einer Mücke zwischen dem Trompeten von Elefanten und dem Gebrüll von Löwen. Ich weiß, daß ich mich zum Narren mache, aber ich bin ganz davon besessen. Sie sind, ich weiß nicht, was Sie sind, Sie sind wunderbar, das ist es. Aber wie haben Sie das nur fertig gebracht? Wie haben Sie das fertig gebracht?«

Martin hielt in seiner überschwenglichen Lobrede inne, aber nur, um dann wieder von neuem zu beginnen:

»Ich schreibe keine Zeile mehr. Ich bin ein Sudler, der im Staube klebt. Sie haben mir erst gezeigt, wie der echte, schöpferische Künstler arbeitet. Genie! Das ist mehr als Genie. Das geht über die Grenzen des Genies hinaus. Das ist tollgewordene Wahrheit. Es ist wahr, Mann, jedes Wort ist

Telegramm@Schmidsbibliothek

wahr! Ich möchte wissen, ob Ihnen das selbst klar ist, Sie Dogmatiker! Die Wissenschaft kann es nicht leugnen, es ist die Wahrheit des Sehers, aus dem dunklen Erz des Weltalls gehämmert und mit mächtigen Rhythmen zu einem Bau von strahlender Pracht und Schönheit geschmiedet. Aber jetzt sage ich nicht ein Wort mehr, ich bin überwältigt, zerschmettert. Ja, eines noch: Lassen Sie mich versuchen, es für Sie zu verkaufen.«

Brissenden lachte: »Es gibt keine Zeitschrift in der ganzen Christenheit, die das zu drucken wagt – das wissen Sie doch.«

»Ich weiß nichts. Ich weiß nur, daß es nicht eine Zeitschrift in der Christenheit gibt, die nicht mit beiden Händen zugreifen würde. So was kriegen sie nicht alle Tage. Das ist nicht das Gedicht des Jahres, das ist das Gedicht des Jahrhunderts.«

»Ich hätte Lust, Sie beim Wort zu nehmen.«

»Seien Sie nicht zynisch«, ermahnte Martin ihn. »Die Zeitschriftenredakteure sind auch nicht ganz schwachköpfig. Soviel weiß ich doch. Aber wollen wir wetten? Ich wette, was Sie wollen, daß die erste oder zweite Zeitschrift, der das Gedicht angeboten wird, es nimmt.«

»Mich hindert nur eines, die Wette anzunehmen.« Brissenden wartete einen Augenblick. »Es ist groß – das Größte, was ich je gemacht habe. Das weiß ich genau. Es ist mein Schwanengesang. Ich bin mächtig stolz darauf. Ich bete es an. Es ist besser als Whisky. Es ist das Große, Vollkommene, von dem ich schon träumte, als ich noch ein recht einfältiger junger Mann mit schönen Illusionen und reinen Idealen war. Das habe ich jetzt in meinen letzten Zuckungen erreicht, und ich will es nicht von einer Schweineherde mit Schmutz bewerfen und besudeln lassen. Nein, ich wette nicht mit Ihnen. Das Gedicht gehört mir; ich habe es gemacht, und ich habe es mit Ihnen geteilt.«

Telegram@shabdsbrahmhek

»Aber denken Sie an die übrige Welt«, protestierte Martin. »Es ist die Aufgabe der Schönheit, Freude zu schaffen.«

»Es ist meine Schönheit.«

»Seien Sie nicht selbstsüchtig.«

»Ich bin nicht selbstsüchtig.« Brissenden grinste ehrbar, wie er zu tun pflegte, wenn er einen Ausspruch auf der Zunge hatte, der ihm besonders gefiel. »Ich bin so wenig selbstsüchtig wie ein verhungertes Schwein.«

Martin versuchte vergebens, seinen Entschluß zu erschüttern. Er sagte ihm, daß sein Haß gegen die Zeitschriften krankhaft, fanatisch wäre, und daß sein Benehmen tausendmal schändlicher sei als das des jungen Mannes, der den Tempel der Diana in Ephesus niederbrannte. Unter diesem Sturm von Vorwürfen nippte Brissenden zufrieden an seinem Grog, wobei er versicherte, daß alles, was Martin vorbringe, völlig richtig sei, bis auf das, was er von den Zeitschriftenredakteuren sagte. Sein Haß gegen sie kannte keine Grenzen, und als er jetzt auf sie zu sprechen kam, schimpfte er weit ärger als Martin.

»Ich möchte, daß Sie es mir ins reine schreiben«, sagte er. »Sie können das tausendmal besser als eine Stenotypistin. Und jetzt will ich Ihnen einen guten Rat geben.«

Er zog ein umfangreiches Manuskript aus der Manteltasche. »Hier ist Ihre ›Schande der Sonne‹. Ich habe es nicht einmal, sondern zwei-, dreimal gelesen, und das ist das größte Kompliment, das ich Ihnen machen kann. Nach dem, was Sie mir über die ›Eintagsfliege‹ gesagt haben, muß ich schweigen. Aber das sage ich Ihnen: Wenn ›Die Schande der Sonne‹ veröffentlicht wird, wird sie Aufsehen erregen. Es wird das Signal zu einem mächtigen Kampf werden, der für Sie als Reklame Tausende wert ist.«

Martin lachte: »Ich nehme an, Sie wollen mir jetzt raten, es den Zeitschriften anzubieten?«

Telgrafenschulbibliothek

»Nein, auf keinen Fall, das heißt, wenn Sie wollen, daß es gedruckt wird. Bieten Sie es einem erstklassigen Verlag an. Dort sitzt vielleicht irgendein Lektor, der verrückt oder betrunken genug ist, um sich vorteilhaft darüber auszusprechen. Sie haben Bücher gelesen. Der Inhalt dieser Bücher hat sich in Martin Edens geistigem Destillierkolben verwandelt und ist in diesem Aufsatz wieder herausgekommen, und eines Tages wird Martin Eden berühmt sein, und es wird nicht der geringste Teil seines Ruhmes sein, der auf dieser Arbeit beruht. Und daher müssen Sie sehen, einen Verleger zu finden – je eher, desto besser.«

An diesem Abend ging Brissenden sehr spät heim, und als er gerade den Fuß auf das Trittbrett der Straßenbahn gesetzt hatte, wandte er sich plötzlich noch einmal zu Martin um und steckte ihm ein kleines, zerknülltes Papier in die Hand.

»Hier nehmen Sie«, sagte er. »Ich war heute zum Rennen und hatte die richtigen Tips.«

Die Klingel rasselte, und die Straßenbahn setzte sich in Bewegung, während Martin sich wunderte, was dieser kleine, fettige, zerknüllte Wisch wohl bedeuten mochte.

Als er wieder in seinem Zimmer war, glättete er ihn und sah, daß es ein Hundertdollarschein war.

Er hatte keine Skrupel, das Geld zu gebrauchen. Er wußte, daß sein Freund immer Geld genug hatte, und er wußte auch mit unfehlbarer Sicherheit, daß er Erfolg haben und imstande sein würde, es ihm zurückzuzahlen. Am Morgen beglich er alle seine Rechnungen, bezahlte Maria drei Monate Miete voraus und löste alle seine versetzten Habseligkeiten ein. Dann kaufte er ein Hochzeitsgeschenk für Marian und einige kleinere Weihnachtsgeschenke für Ruth und Gertrude. Und als er dann noch etwas übrig hatte, zog er mit der ganzen Silvaschen Kinderschar nach Oakland. Es hatte einen vollen Winter gedauert, ehe er sein Versprechen einlösen konnte, aber

Telegramm Schandbibliothek

eingelöst wurde es, denn auch der kleinste Silva bekam ein Paar Schuhe ebenso wie Maria selbst. Und dazu erhielten sie Trompeten, Puppen und allerlei Spielzeug, Tüten mit Bonbons und Nüssen, so daß sie ganz beladen den Heimweg antraten.

Mit Maria und dieser ganzen merkwürdigen Prozession hinter sich betrat er dann eine Konditorei, um die größte Zuckerstange zu kaufen, die je hergestellt worden war. Und hier traf er Ruth mit ihrer Mutter. Frau Morse war empört, und auch Ruth fühlte sich gekränkt, denn sie hielt auf äußeren Schein, und es war kein feiner Anblick, ihren Bräutigam neben Maria an der Spitze dieser ganzen Schar portugiesischer Straßenkinder zu sehen. Aber das verletzte sie nicht so sehr wie sein Mangel an Stolz und Selbstachtung, der ihrer Meinung nach in seinem Verhalten zum Ausdruck kam. Ferner, und das war das Schlimmste von allem, zeigte ihr dieser Auftritt, daß er unmöglich je seinen Ursprung aus der Arbeiterklasse verleugnen konnte. Die Tatsache an sich war schon beschämend genug, daß er sie aber hier frech vor aller Welt – ihrer Welt – zur Schau stellte, das ging denn doch zu weit. Wenn ihre Verlobung mit Martin auch geheimgehalten worden war, so hatte ihre jahrelange Freundschaft doch natürlich Anlaß zu Gerede gegeben, und es waren mehrere Bekannte von ihr im Laden gewesen, die Martin und seine Gesellschaft verstohlen beobachtet hatten. Ihr fehlte die natürliche Weitherzigkeit Martins, sie konnte sich nicht über ihre Umgebung erheben. Sie fühlte sich tief verletzt, und empfindlich, wie sie war, zitterte sie vor Scham. Und so kam es, daß Martin, als er sie später am Tage besuchte, sein Geschenk in der Tasche behielt und beschloß, es ihr erst zu einem gelegeneren Zeitpunkt zu geben. Ruth in Tränen – leidenschaftlichen Zornestränen –, das war eine Offenbarung für ihn. Er sah, daß sie litt, und das zeigte ihm deutlich, daß er sich schlecht benommen hatte, aber wie und warum, konnte er

Telegram@Schulbibliothek

beim besten Willen nicht erkennen. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, sich seiner Bekannten zu schämen, und daß er die Familie Silva zu Weihnachten beschenkte, konnte auf keinen Fall, so schien ihm, eine Rücksichtslosigkeit gegen Ruth bedeuten. Andrerseits verstand er Ruth, nachdem sie ihm ihren Standpunkt erklärt hatte. Er betrachtete ihn als ein Zeichen weiblicher Schwäche, der selbst die besten Frauen unterworfen sind.

Telegram@shabarsbibliothek

Zwölftes Kapitel

»Kommen Sie mit, ich will Ihnen die richtigen Leute zeigen«, sagte Brissenden eines Abends im Januar zu Martin.

Sie hatten in San Franzisko zu Abend gegessen und standen jetzt am Fährhaus, um nach Oakland zurückzukehren, als Brissenden plötzlich den Einfall hatte, Martin »die richtigen Leute zu zeigen«. Er drehte sich um und lief den Kai entlang, ein magerer Schatten in einem flatternden Mantel. Martin mußte sich anstrengen, um nachzukommen. In einer Weingroßhandlung kaufte Brissenden zwei große Korbflaschen alten Portwein und kletterte, eine Flasche in jeder Hand, in eine Straßenbahn, gefolgt von Martin, der mit einigen Flaschen Whisky beladen war.

Wenn Ruth mich jetzt sehen könnte, dachte er, während er sich fragte, was ihm Brissenden wohl zeigen wollte.

»Vielleicht ist niemand da«, sagte Brissenden, als sie ausstiegen und sich in das Herz des Arbeiterghettos südlich der Market-Street stürzten. »Dann werden Sie um das gebracht, was Sie solange suchten.«

»Und was ist das, zum Donnerwetter?« fragte Martin.

»Männer – intelligente Männer – und nicht die geschwätzigen Schwachköpfe, in deren Gesellschaft ich Sie bei diesem Krämer kennenlernte. Sie lesen Bücher, und Sie haben sich einsam gefühlt. Nun, und heute will ich Ihnen ein paar Leute zeigen, die auch Bücher lesen, so daß Sie sich nicht mehr einsam zu fühlen brauchen. Nicht, daß ich mir den Kopf über ihre ewigen Diskussionen zerbreche«, sagte er, als sie ein Stück weitergegangen waren. »Ich interessiere mich nicht für

Telegram@Shabarshinchek

Bücherweisheit. Aber Sie werden sehen, daß diese Männer wirklich intelligent, daß sie keine Bourgeoisschweine sind.

Aber nehmen Sie sich in acht, die können über jedes Thema mit Ihnen diskutieren.

Hoffentlich ist Norton da«, stöhnte er kurz darauf und wies gleichzeitig Martins Versuch ab, ihn von den zwei Flaschen zu befreien. »Norton ist Idealist – ein Harvardmann. Er hat ein fabelhaftes Gedächtnis. Sein Idealismus hat ihn in philosophischen Anarchismus getrieben, und seine Familie hat ihn verstoßen. Der Vater ist Eisenbahnpräsident und vielfacher Millionär, aber der Sohn hungert sich in Frisko als Redakteur einer Anarchistenzeitung mit fünfundzwanzig Dollar den Monat durch.«

Martin kannte San Franzisko nur wenig, und die Gegend südlich der Market-Street schon gar nicht; er hatte daher keine Ahnung, wohin er geführt wurde.

»Also weiter«, sagte er. »Erzählen Sie mir etwas von den Leuten. Wovon leben sie? Wie kommen sie hierher?«

»Hoffentlich ist Hamilton da.« Brissenden stellte für einen Augenblick die Flaschen nieder. »Strawn-Hamilton heißt er – mit Bindestrich, wissen Sie –, aus einer alten Südstaatenfamilie. Er ist Vagabund – der faulste Mensch, den ich je getroffen habe, wenn er auch in einem sozialistischen Konsumverein arbeitet – oder es jedenfalls versucht – für sechs Dollar die Woche. Aber er ist ein richtiger Landstreicher. Er ist auf Schusters Rappen in die Stadt gekommen. Ich habe ihn einen ganzen Tag auf einer Bank sitzen sehen, ohne daß er einen Bissen gegessen hätte, und als ich ihn abends zum Essen einlud – das Restaurant lag zwei Ecken weiter –, sagte er: ›Das macht mir viel zuviel Mühe, mein Junge. Kaufen Sie mir statt dessen ein Päckchen Zigaretten.‹ Er war Spencerianer wie Sie, bis Kreis ihn zum materialistischen Monismus bekehrte. Ich will versuchen, ihn dazu zu bringen, daß er vom Monismus

Telegrafen-Strandbibliothek

redet. Norton ist auch Monist – nur daß er nichts als den Geist anerkennt. Er sagt Kreis und Hamilton tüchtig Bescheid.«

»Wer ist Kreis?« fragte Martin.

»Das ist der, zu dem wir jetzt hingehen. War Professor an der Universität – wurde weggejagt – die alte Geschichte. Ein Gehirn wie eine stählerne Falle. Verdient sich sein Brot, wie es sich gerade trifft. Ich weiß, daß er als Straßenzauberer aufgetreten ist, wenn es ihm besonders schlecht ging. Ganz skrupellos. Würde einem Toten das Leichenhemd rauben. Der Unterschied zwischen ihm und der Bourgeoisie ist, daß er ohne Illusionen raubt. Er redet von Nietzsche, Schopenhauer, Kant oder von was Sie wollen, aber das einzige in der Welt, aus dem er sich wirklich etwas macht, Mary nicht ausgenommen, ist sein Monismus. Haeckel ist sein Götze. Die einzige Möglichkeit, ihn zu beleidigen, ist, daß man etwas über Haeckel sagt.«

»Hier ist seine Bude.« Brissenden setzte die Flaschen auf das Geländer, ehe er die Treppe hinaufzusteigen begann. Es war das übliche zweistöckige Eckhaus mit einem Schanklokal und einem Kaufmannsladen im Erdgeschoß. »Hier wohnt die Bande – sie hat den ganzen zweiten Stock für sich. Aber Kreis ist der einzige, der zwei Stuben hat. Kommen Sie.«

Es brannte kein Licht auf dem obersten Treppenabsatz, aber Brissenden eilte durch die Finsternis wie ein Gespenst, das den Weg kennt. Dann blieb er stehen, um Martin etwas zu sagen.

»Da ist einer – Stevens. Theosoph. Redet einen Stiefel zusammen, wenn er loslegt. Augenblicklich ist er Tellerwäscher in einem Restaurant. Liebt eine gute Zigarre. Ich habe gesehen, wie er für zehn Cent zu Mittag aß und fünfzig Cent für die Zigarre bezahlte, die er hinterher rauchte. Für den Fall, daß er da ist, habe ich ein paar Zigarren für ihn in der Tasche.

Telegramm Ersatzbibliothek

Und da ist noch einer – Parry, ein Australier, Statistiker und wanderndes Konversationslexikon. Fragen Sie ihn nach der Getreideproduktion in Paraguay im Jahre 1903 oder nach dem englischen Bettleinenexport nach China im Jahre 1890 oder nach dem Gewicht von Jimmy Britt, als er mit Battling Nelson boxte, oder wer 1868 Schwergewichtsmeister der Staaten war, und Sie kriegen die richtige Antwort ebenso schnell, wie wenn Sie einen Groschen in einen Automaten steckten. Und dann endlich Andy – der ist Maurer, hat seine eigenen Ideen über alles zwischen Himmel und Erde und ist ein guter Schauspieler – und Harry, ein Bäcker, rotglühender Sozialist und eifriger Gewerkschafter. Erinnern Sie sich vielleicht an den Köche- und Kellnerstreik – Hamilton organisierte damals die Gewerkschaften und beschleunigte den Streik – machte im voraus den ganzen Plan, hier, bei Kreis. Er tat es nur zum reinen Vergnügen, war aber zu faul, um mit der Gewerkschaft auszuhalten. Ja, wenn er gewollt hätte, wäre er ein großer Mann geworden. Es stecken fabelhafte Möglichkeiten in dem Mann – wenn er nur nicht so phantastisch faul wäre.«

Brissenden schritt weiter durch die Finsternis, bis ein Lichtstrahl eine Türschwelle anzeigte. Sie klopften an, und als von drinnen geantwortet wurde, öffneten sie die Tür.

Martin wurde sofort Kreis vorgestellt, einem stattlichen dunklen Mann mit blendend weißen Zähnen, schwarzem, hängendem Schnurrbart und großen, blitzenden, schwarzen Augen. Mary, eine mütterlich aussehende junge Blondine, wusch Teller in dem kleinen Hinterzimmer, das sowohl als Küche wie als Eßzimmer diente, während der vordere Raum das Schlaf- und Wohnzimmer vorstellte. Die wöchentliche Wäsche hing in Girlanden so tief herab, daß Martin nicht gleich die zwei Männer sah, die in einer Ecke miteinander sprachen. Sie begrüßten Brissenden und seine Flaschen mit Begeisterung, und bei der Vorstellung erfuhr Martin, daß es

Tellyram@shanbosbibliothek

Andy und Parry waren. Er trat zu ihnen und lauschte aufmerksam der Beschreibung eines Boxkampfes, den Parry am Abend zuvor gesehen hatte, während Brissenden, ganz in seinem Element, sich daran machte, Grog zu brauen und Wein und Whisky und Soda einzuschenken.

Auf sein Kommando: »Herein mit der Horde!« ging Andy hinaus und rief die andern.

»Wir haben Glück, daß wir die meisten von ihnen treffen«, flüsterte Brissenden Martin zu. »Da sind Norton und Hamilton – kommen Sie, ich stelle Sie vor. Stevens ist nicht zu Hause, wie ich höre. Ich will sehen, den Monismus aufs Tapet zu bringen, wenn ich kann. Warten Sie, bis sie ein paar Glas getrunken haben – dann werden sie auftauen.«

Anfänglich war die Unterhaltung sprunghaft. Aber Martin entging doch nicht ihr kühnes Gedankenspiel. Diese Männer hatten ihre festen Ansichten, wenn diese Ansichten sich auch oft widersprachen, und so witzig und gewandt sie diskutierten, so waren sie doch nicht oberflächlich. Er bemerkte bald, daß sie, einerlei, wovon sie sprachen, ihr Wissen gleich zur Hand hatten und auch eine tiefgründige geschlossene Auffassung von der menschlichen Gesellschaft und dem Weltall besaßen. Niemand lieferte ihnen diese Anschauungen; sie waren alle irgendwie Rebellen, und keine Plattheiten kamen über ihre Lippen. Nie hatte Martin bei Morses eine so erstaunliche Menge von Themen erörtern hören. Für die Vielfalt ihrer Interessen gab es anscheinend keine andere Grenze als die Zeit; das Gespräch ging von dem neuen Buche Humphry Wards bis zum letzten Stück von Bernard Shaw, von der Zukunft des Dramas bis zu den Memoiren Nat Goodwins. Sie lobten oder verspotteten die Leitartikel des Morgens, sprangen von den Arbeitsverhältnissen auf Neuseeland über zu Henry James und Brander Matthews; diskutierten dann über die Pläne des Deutschen Reiches im fernen Osten und die ökonomische

Textgrundschulbibliothek

Seite der »gelben Gefahr«, stritten sich über die deutschen Wahlen und die letzte Rede Bebels und kamen schließlich auf die neuesten Pläne und Skandale in der Verwaltung der Arbeiterpartei zu sprechen und die Drähte, die gezogen wurden, um einen Streik der Küstenseeleute zu verursachen. Martin war überrascht von ihrem Wissen um die Hintergründe. Sie kannten Dinge, von denen nie etwas in den Zeitungen stand – die Drähte und die verborgenen Hände, die die Puppen tanzen ließen.

Zu Martins Erstaunen beteiligte sich die junge Frau Mary am Gespräch und zeigte eine Intelligenz, wie er sie bei den wenigen Frauen seiner Bekanntschaft noch nie gefunden hatte. Sie unterhielten sich über Swinburne und Rossetti, und dann brachte sie das Gespräch auf französische Literatur, wo er ihr aber nicht folgen konnte. Er revanchierte sich, als sie Maeterlinck verteidigte, indem er die sorgfältig durchdachte Theorie vorbrachte, die seinem Aufsatz ›Die Schande der Sonne‹ zugrunde lag.

Es waren noch mehrere Männer hinzugekommen, und die Luft war dick von Tabaksrauch, als Brissenden das rote Tuch schwang.

»Hier ist etwas für Sie, Kreis«, sagte er, »ein unschuldiger Knabe, der mit der Leidenschaft eines Verliebten an Herbert Spencer hängt. Machen Sie ihn zum Anhänger von Haeckel – wenn Sie können.«

Kreis schien zu erwachen und schlug gleichsam Funken, während Norton Martin freundlich mit einem sanften, fast mädchenhaften Lächeln anblickte, als wollte er ihm sagen, daß er ihn schon beschützen würde.

Kreis fiel gleich über Martin her, aber Schritt für Schritt legte Norton sich dazwischen, bis er und Kreis mitten in einem persönlichen Zweikampf waren. Martin lauschte und hätte sich gern die Augen gerieben. Dies konnte unmöglich Wirklichkeit

Telegram@shabarschaftbibliothek

sein, und am wenigsten hier im Arbeiterviertel südlich der Market-Street. Die Bücher waren in diesen Männern lebendig geworden. Sie sprachen mit Feuer und Begeisterung, und das geistige Stimulans wirkte auf sie so erregend wie Alkohol und Zorn auf andere Männer. Er hörte nicht mehr die Philosophie des trockenen gedruckten Wortes, das von fast mystischen Halbgöttern wie Kant und Spencer geschrieben worden war. Dies war lebendige Philosophie mit warmem rotem Blut, verkörpert in diesen beiden Männern mit leidenschaftlich bewegten Zügen, und hin und wieder fielen auch die andern ein, alle aber folgten der Diskussion so gespannt, daß sie ihre Zigaretten dabei vergaßen und mit erregten Gesichtern dasaßen.

Der Idealismus hatte nie etwas Anziehendes für Martin gehabt, jetzt aber, da Norton ihn vertrat, war er eine Offenbarung für ihn. Der logische Zusammenhang in dem, was der andere sagte, appellierte an seinen Verstand, machte aber offenbar keinen Eindruck auf Kreis und Hamilton, die Norton verspotteten und ihn einen Metaphysiker nannten, während er wiederum sie verspottete und ihnen die Bezeichnung Metaphysiker knurrend zurückgab. Über Phenomenon und Noumenon wurde hin und her gestritten. Sie warfen ihm vor, das Bewußtsein aus sich selbst erklären zu wollen. Er wieder beschuldigte sie, mit Worten zu spielen, von Worten statt von Tatsachen aus zur Theorie zu gelangen. Hierüber waren sie entsetzt. Es war der wichtigste Grundsatz ihrer Denkmethode, mit Tatsachen zu beginnen und Tatsachen zu benennen.

Als Norton auf schwierige Probleme bei Kant zu sprechen kam, erinnerte Kreis ihn daran, daß jede nette kleine deutsche Philosophie nach ihrem Tode nach Oxford käme. Kurz darauf erinnerte Norton sie an Hamiltons »Gesetz der Sparsamkeit«, dessen Anwendung sie indessen für jeden ihrer Denkprozesse in Anspruch nahmen. Und Martin faltete die Hände um seine

Telegram@schabarsbibliothek

Knie und war begeistert. Norton aber war kein Spencerianer, er kämpfte auch um Martins philosophische Seele und wandte sich ebensosehr gegen ihn wie gegen seine beiden Widersacher.

»Sie wissen wohl, daß keiner je Berkeley hat antworten können«, wandte er sich direkt an Martin. »Herbert Spencer kam ihm noch am nächsten, aber das war nicht sehr nahe. Selbst die eifrigsten Spencerianer pflegen nicht weiterzugehen. Ich las neulich eine Abhandlung von Saleeby, und das Beste, was Saleeby sagen konnte, war, daß Herbert Spencer Berkeley beinahe erfolgreich geantwortet hätte.«

»Ihr wißt doch, was Hume sagt?« warf Hamilton ein. Norton nickte, Hamilton aber belehrte die übrigen. »Er sagt, daß die Argumente Berkeleys keine Antwort erlauben und niemand überzeugen.«

»Nun, Hume überzeugten sie nicht«, lautete die Entgegnung. »Und hier steht ihr mit Hume auf demselben Standpunkt, nur mit dem Unterschied, daß er klug genug war, einzugestehen, daß man Berkeley nicht antworten könnte.«

Norton war Gefühlsmensch und leicht erregbar, wenn er auch nie den Kopf verlor, während Kreis und Hamilton einem Paar kaltblütiger Barbaren glichen, die eine Blöße suchten, um ihrem Gegner das Messer ins Herz zu stoßen. Als Norton im Laufe des Abends immer wieder die Schmach hinnehmen mußte, ein Metaphysiker genannt zu werden, mußte er den Stuhl umklammern, um nicht aufzuspringen, und jetzt führte er mit Schärfe in den grauen Augen und einem harten, sicheren Ausdruck in dem mädchenhaften Gesicht einen großartigen Angriff gegen ihre Stellung.

»Also schön, ihr Haeckelianer; mag sein, daß ich wie ein Medizinmann denke, aber bitte, wie denkt ihr? Ihr habt nichts, worauf ihr euch stützen könnt, ihr unwissenschaftlichen Dogmatiker mit eurer positiven Wissenschaft, die ihr immer da

Tenbrinck-Schahar-Bibliothek

anbringt, wo sie nicht am Platze ist. Längst, ehe die Schule des materialistischen Monismus entstand, war der Boden unter ihr ausgehöhlt, so daß sie keine feste Grundlage finden konnte. Das war Locke – John Locke. Vor zweihundert Jahren – ja, es ist noch länger her – bewies er, daß angeborene Ideen nicht existieren. Und der Witz liegt darin, daß es genau das ist, was ihr behauptet. Heute abend habt ihr immer wieder behauptet, daß angeborene Ideen nicht existieren.

Und was bedeutet das? Es bedeutet, daß ihr die letzten Tatsachen nicht kennt. Wenn ihr geboren werdet, ist euer Hirn leer. Erscheinungen oder Phänomene sind das einzige, was ihr durch eure fünf Sinne dort aufnehmen könnt. Folglich haben die Noumena, die Dinge an sich, da sie ja bei eurer Geburt nicht in eurem Gehirn sind, keine Möglichkeit, hineinzugelangen – «

»Ich leugne – «, fiel Kreis ihm ins Wort.

»Warte, bis ich fertig bin«, rief Norton. »Du kannst über die Wechselwirkung von Kraft und Stoff nur so viel wissen, wie sich irgendwie deinen Sinnen einprägt. Ich will sogar, nur damit wir es als Ausgangspunkt benutzen können, zugeben, daß die Materie existiert, und jetzt werde ich euch mit eurem eigenen Argument schlagen. Ich kann es gar nicht auf andere Art tun, denn ihr seid beide, infolge eurer angeborenen Veranlagung, ganz außerstande, eine philosophische Abstraktion zu verstehen.

Also, was wißt ihr von der Materie nach dem Grundsatz eurer eigenen positiven Wissenschaft? Ihr kennt sie nur durch ihre Phänomene, ihre Äußerungen. Ihr kennt nur die Veränderungen, die mit ihr geschehen, oder die Veränderungen an ihr, die wieder Veränderungen in eurem Bewußtsein bewirken. Die positive Wissenschaft hat nur mit Phänomenen zu tun, und doch seid ihr töricht genug, daß ihr Entologisten werden und mit Noumena zu tun haben wollt.

Telegram@Sahar's Bibliothek

Aber die Wissenschaft hat nach der Definition der positiven Wissenschaft nur mit den Erscheinungen zu tun. Wie ein Philosoph gesagt hat, kann die Kenntnis der Phänomene nicht über die Phänomene selbst hinausgehen.

Ihr könnt Berkeley nicht antworten, wenn ihr auch Kant abgeschafft habt, und dennoch müßt ihr davon ausgehen, daß Berkeley unrecht hat, wenn ihr behauptet, daß die Wissenschaft die Nichtexistenz Gottes oder – was ebenso motiviert ist – die Existenz der Materie beweist… ihr wißt, daß ich die Existenz der Materie nur zugestehe, um mich Leuten eurer Fassungsgabe verständlich zu machen. Ihr könnt die positive Wissenschaft pflegen, soviel ihr wollt, aber die Entologie hat keinen Platz in der positiven Wissenschaft, und daher müßt ihr die Finger davon lassen. Spencer hat recht in seinem Agnostizismus, wenn Spencer jedoch – «

Aber es wurde für Martin und Brissenden Zeit, aufzubrechen, wenn sie die letzte Fähre nach Oakland noch erreichen wollten. Und so schlüpften sie hinaus, während Norton weiterredete und Kreis und Hamilton warteten, bis er fertig war, um dann wie ein paar Bluthunde über ihn herzufallen.

»Sie haben mich einen Blick ins Märchenland tun lassen«, sagte Martin auf der Fähre. »Solche Leute zu treffen, macht das Leben lebenswert. Ich bin ganz begeistert. Es ist das erstemal, daß ich Idealismus anerkennen muß. Und doch ist er für mich nicht annehmbar. Ich weiß, daß ich stets Realist bleiben werde. Ich bin auch wohl so geschaffen. Aber ich hätte Lust, Kreis und Hamilton zu antworten, und ich hätte auch Norton dies oder jenes zu sagen. Ich kann nicht einsehen, daß Spencer den kürzeren gezogen hat. Ich bin so aufgeregt wie ein Kind nach seinem ersten Zirkusbesuch. Ich sehe schon, daß ich mehr lesen muß. Ich muß Saleeby zu fassen kriegen. Ich glaube immer noch, daß Spencer unangreifbar ist, das nächste Mal werde ich selbst ein Wörtchen mitreden.«

Telegram @shanbosubindrek

Aber Brissenden, der schwer und mühsam atmete, war eingeschlafen, das in einem Halstuch verborgene Kinn ruhte auf der eingefallenen Brust, und die magere Gestalt in dem langen Überzieher schwankte im Takt zum Zittern der Schraube.

Telegram@shabarsbibliothek

Dreizehntes Kapitel

Das erste, was Martin am nächsten Morgen tat, war, daß er Brissendens Rat und ausdrücklichem Befehl zuwiderhandelte. Er packte ›Die Schande der Sonne‹ ein und schickte sie der ›Akropolis‹. Er glaubte immer noch, den Artikel bei einer Zeitschrift anbringen zu können, und dachte, daß es eine Empfehlung in den Augen der Verleger wäre, wenn er von den Zeitschriften anerkannt würde. ›Eintagsfliege‹ packte er gleichfalls ein und schickte sie an eine Zeitschrift. Trotz Brissendens Vorurteil gegen die Zeitschriften, das bei ihm eine ausgesprochene Manie war, hatte Martin sich in den Kopf gesetzt, daß das große Gedicht gedruckt werden sollte. Er gedachte es jedoch nicht ohne Erlaubnis des andern erscheinen zu lassen. Er wollte nur erst die Annahme bei einer führenden Zeitschrift durchsetzen und dann, so gewappnet, den Kampf mit Brissenden wieder aufnehmen, um seine Einwilligung zu erlangen.

An diesem Morgen begann Martin mit einer Arbeit, die er schon vor mehreren Wochen entworfen und die ihn seither beständig gequält hatte. Es sollte eine spannende Seemannsgeschichte werden, eine Erzählung von dem Abenteuer und der Romantik des zwanzigsten Jahrhunderts, die von wirklichen Charakteren in einer wirklichen Welt unter wirklichen Lebensbedingungen handelte. Aber hinter der spannenden Erzählung sollte noch etwas anderes liegen – etwas, das der oberflächliche Leser nie entdeckte, wodurch jedoch sein Interesse und sein Genuß nicht vermindert wurde. Das, nicht die Erzählung als solche, war es, was Martin zwang, sie zu schreiben. Es war ja stets das große universelle Motiv,

TeleJahn@Gutenberg-Bibliothek

das ihm die Ideen zu seinen Geschichten eingab. Hatte er ein solches Motiv gefunden, dann suchte er nach den besonderen Menschen und dem besonderen Platz in Zeit und Raum, wodurch er das Universelle zum Ausdruck bringen konnte. ›Überfällig‹ hieß der Titel, den er gewählt hatte, und er glaubte, daß die Erzählung nicht mehr als sechstausend Zeilen umfassen würde – eine Kleinigkeit für seine fabelhafte Produktionsfähigkeit. Am ersten Tage machte er sich daran mit der bewußten Freude, daß er in diesem Maße sein Werkzeug beherrschte. Ihn quälte nicht mehr die Furcht, daß die scharfe Schneide ausgleiten und sein Werk verderben könnte. Die langen Monate, in denen er sich auf Arbeit und Studium konzentriert hatte, machten sich jetzt bezahlt. Mit sicherer Hand konnte er sich nun der großen Linie seiner Schöpfung widmen, und während er Stunde auf Stunde arbeitete, spürte er wie nie zuvor den festen, umfassenden Griff, mit dem er das Leben und alles, was zum Leben gehörte, packte. ›Überfällig‹ sollte eine Geschichte werden, die echt und realistisch die besonderen Charaktere und Ereignisse schilderte; aber sie würde auch, das wußte er ganz sicher, von den wesentlichen großen Dingen erzählen, die in allen Zeiten und auf allen Meeren für alles Leben galten – dank Herbert Spencer, dachte er, während er sich einen Augenblick auf dem Stuhl zurücklehnte. Ja, dank Herbert Spencer und dem Schlüssel zum Leben und zur Entwicklung, den Spencer ihm in die Hand gegeben hatte.

Er war sich bewußt, daß er jetzt etwas leistete. »Es wird einschlagen! Es wird einschlagen!« war der Refrain, der ihm immer wieder in den Ohren klang. Natürlich würde es Erfolg haben. Jetzt endlich schrieb er etwas, nach dem die Zeitschriften gierig greifen würden. Die ganze Erzählung stand wie durch einen Blitz erhellt vor ihm. Er unterbrach die Arbeit kurze Zeit, gerade so lange, wie er brauchte, um einen

Telgrafenbergbibliothek

Abschnitt in sein Notizbuch zu schreiben. Es sollte der letzte Abschnitt von ›Überfällig‹ sein, und so vollständig war das Ganze bereits in seinem Geist geformt, daß er den Schluß mehrere Wochen, bevor er so weit war, niederschreiben konnte. Er verglich die noch ungeschriebene Erzählung mit andern Seemannserzählungen und fühlte, daß sie ihnen weit überlegen war. »Nur einer könnte es besser machen«, murmelte er laut. »Und das ist Conrad. Und selbst auf den sollte die Geschichte so einen Eindruck machen, daß er mir die Hand schütteln und sagen würde: ›Gut gemacht, Martin, mein Junge.‹«

Er arbeitete den ganzen Tag, und erst im letzten Augenblick fiel ihm ein, daß er bei Morses essen sollte. Dank Brissenden befand sich sein schwarzer Anzug nicht mehr beim Pfandleiher, und er konnte sich wieder zu Abendgesellschaften einladen lassen. In der Stadt machte er noch schnell einen Sprung in die Bibliothek, um sich die Bücher von Saleeby anzusehen. Er erwischte den ›Lebenszyklus‹, und in der Straßenbahn begann er die Abhandlung über Spencer zu lesen, von der Norton gesprochen hatte. Als Martin sie las, wurde er wütend. Das Blut stieg ihm in die Wangen, er biß die Zähne zusammen, ballte halb unbewußt die Fäuste, öffnete und ballte sie wieder, als hätte er etwas Verhaßtes gepackt, aus dem er das Leben herauspressen wollte. Als er ausgestiegen war, rannte er mit langen Schritten wie ein Wütender und schellte bei Morses mit einer solchen Heftigkeit, daß er dadurch zum Bewußtsein seines Zustandes kam und gutgelaunt, über sich selber lächelnd, eintrat. Sobald er aber drinnen war, senkte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit über ihn. Er stürzte herab von der Höhe, auf die ihn den ganzen Tag die Flügel der Inspiration gehoben hatten. »Krämerseelen, Bourgeois« – er mußte an Brissenden denken. Aber was tat das? fragte er sich zornig. Er heiratete ja Ruth, nicht ihre Familie.

Telegrafenhäuschenbibliothek

Nie war Ruth ihm schöner, unirdischer, ätherischer und doch gleichzeitig gesünder erschienen. Ihre Wangen hatten Farbe, und ihre Augen zogen ihn immer wieder an – diese Augen, in denen er zuerst Unsterblichkeit gelesen hatte. In der letzten Zeit hatte er nicht mehr an die Unsterblichkeit gedacht, und seine wissenschaftlichen Studien hatten ihn den Gedanken vergessen lassen. Jetzt aber las er in Ruths Augen einen Beweis ohne Worte, der überzeugender war als alle in Worten ausgedrückten Beweise. Er sah in ihren Augen das, wobei jede Diskussion aufhörte: die Liebe. Und auch in seinen eigenen Augen leuchtete die Liebe, und die Liebe war etwas, worauf es keine Antwort gab.

So lautete der Lehrsatz des Verliebten.

Die halbe Stunde, die sie vor dem Essen miteinander verbrachten, machte ihn unendlich glücklich und unendlich zufrieden mit dem Leben. Als sie aber bei Tische saßen, überkam ihn Erschöpfung – die unvermeidliche Reaktion auf einen schweren Tag. Er spürte, daß seine Augen müde waren und daß alles ihn reizte. Er erinnerte sich, daß er an diesem Tisch, über den er jetzt spottete und an dem er sich so oft langweilte, zum erstenmal mit zivilisierten Wesen in einer Atmosphäre gesessen hatte, die er selbst damals für hohe Kultur und Bildung hielt. Er sah einen Schimmer seiner eigenen rührenden Erscheinung, wie sie vor langer Zeit gewesen war, dieses schüchternen Wilden, dem der Schweiß vor Angst aus jeder Pore brach, der verwirrt war über die verblüffende Menge von Messern und Gabeln, der, gepeinigt von diesem Ungeheuer von Diener, immer wieder darum kämpfte, sich diesen schwindelnden gesellschaftlichen Höhen anzugleichen, und der zuletzt beschloß, er selbst zu bleiben und nicht ein Wissen und eine Politur vorzutäuschen, die er nicht besaß.

Telegram@standsbibliothek

Er sah Ruth an, um bei ihr Beruhigung zu suchen, ungefähr wie ein Passagier vor einem Schiffbruch in plötzlichem panischem Schrecken nach den Rettungsgürteln ausspäht. Nun, das hatte er jedenfalls dabei erreicht – Liebe und Ruth. Alles andere hatte vor seinen Büchern nicht standgehalten. Ruth aber und die Liebe hatten die Probe bestanden; für sie fand er eine biologische Rechtfertigung. Die Liebe war der höchste Ausdruck des Lebens. Die Natur hatte ihn wie alle normalen Männer geschaffen, damit er lieben konnte. Sie hatte zehntausend Jahrhunderte – ja, hunderttausend, eine Million Jahrhunderte auf diese Mühe verwandt, und er war das Höchste, was sie erreichen konnte. Sie hatte die Liebe zum stärksten Impuls in ihm gemacht, hatte deren Macht durch die Gabe der Phantasie vertausendfacht und ihn unter die andern Eintagsfliegen geschickt, damit er süße Schauer, Zärtlichkeit und den Drang fühle, sich zu paaren. Unter dem Tisch suchte er Ruths Hand und gab und empfing einen warmen Druck. Sie sah ihn einen kurzen Augenblick an, und ihr Blick war weich und strahlend. Auch seine Augen strahlten in dem Rausch, der ihn durchbebte, und er ahnte nicht, wieviel von dem zärtlichen Glanz in ihren Augen erst durch die Leidenschaft entzündet worden war, die sie in denen seinen las.

Ihm gegenüber, an der rechten Seite von Herrn Morse, saß Richter Blount, ein höherer Beamter des örtlichen Gerichts. Martin hatte ihn einige Male getroffen, aber der Mann hatte ihm nie gefallen. Er und Ruths Vater unterhielten sich über Gewerkschaftspolitik, die lokale Situation und den Sozialismus, und Herr Morse versuchte, Martin mit diesem Thema herauszufordern. Schließlich sah Richter Blount mit einem Ausdruck wohlwollenden väterlichen Mitleids zu ihm herüber. Martin lächelte heimlich.

»Das überwinden Sie schon mit den Jahren, junger Mann«, sagte er beruhigend. »Die Zeit ist das beste Heilmittel gegen

Telegram@Gratisbibliothek

derartige Kinderkrankheiten.« Er wandte sich an Ruths Vater: »Ich glaube nicht, daß eine Diskussion unter diesen Umständen einen Zweck hat. Sie macht den Patienten nur eigensinnig.«

»Das ist wahr«, stimmte der andere würdevoll zu. »Aber es ist gut, den Patienten gelegentlich auf seinen Zustand aufmerksam zu machen.«

Martin lachte heiter, aber nicht ohne Mühe. Der Tag war zu lang, die Anspannung zu stark gewesen, und die Reaktion machte sich jetzt quälend bemerkbar.

»Zweifellos sind Sie beide ausgezeichnete Ärzte«, sagte er, »aber wenn Sie auch nur einen Deut auf die Meinung des Patienten geben, so möchte ich Ihnen doch sagen, daß Ihre Diagnose nicht sehr scharfsinnig ist. In Wirklichkeit leiden Sie selbst an der Krankheit, die Sie bei mir zu finden glauben. Ich meinerseits bin dagegen immun. Der unverdauten Sozialisten-Philosophie, die in Ihren Adern rast, bin ich glücklich entronnen.«

»Glänzend, glänzend«, murmelte der Richter. »Eine ausgezeichnete Kriegslist, in einer Diskussion die Stellungen zu vertauschen.«

»Ihr Wort in Ehren«, Martins Augen funkelten, aber er beherrschte sich. »Aber sehen Sie, Herr Richter, ich habe Ihre Reden im Wahlkampf gehört, und ich weiß, daß Sie meinen, an das Konkurrenzsystem und an den Sieg der Starken zu glauben, gleichzeitig aber unterstützen Sie mit Herz und Hand alle Maßregeln, die dahin gehen, die Macht der Starken zu beschneiden.«

»Mein lieber junger Mann – «

»Vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Wahlreden gehört habe«, warnte ihn Martin. »Ich kenne Ihre Stellungnahme zu den zwischenstaatlichen Handelsbestimmungen, zu den Bestimmungen über den Eisenbahntrust, über die Standard Oil

Telegram@shabanbibliothek

Company, über die Schonung von Forsten und zu all den tausendundein hemmenden Bestimmungen, die in Wirklichkeit nichts anderes als sozialistisch sind.«

»Wollen Sie mir erzählen, daß Sie nicht an die Notwendigkeit glauben, dem vielfachen schändlichen Mißbrauch der Macht entgegentreten zu müssen – «

»Darum handelt es sich nicht. Ich will Ihnen nur sagen, daß Sie nicht verstehen, eine Diagnose zu stellen. Ich will Ihnen erklären, daß nicht ich von dem Bazillus angegriffen bin, der Sozialismus heißt, sondern, daß im Gegenteil Sie unter den vernichtenden, verheerenden Wirkungen dieses Bazillus leiden. Ich meinerseits bin ein eingefleischter Gegner des Sozialismus, genauso, wie ich ein entschiedener Gegner Ihres Bastards von Demokratie bin. Die Demokratie ist nichts als ein Pseudo-Sozialismus, der unter einem Deckmantel von Worten auftritt, Worten, die der Analyse eines Lexikons nicht standhalten.

Ich bin reaktionär, so ausgesprochen reaktionär, daß meine Stellung Ihnen, der Sie in einer verschleierten Lüge von sozialer Organisation leben und dessen Scharfblick nicht genügt, den Schleier zu durchdringen, ganz unfaßbar ist. Sie wollen uns vormachen, daß Sie an das Überdauern und die Herrschaft des Starken glauben. Ich glaube wirklich daran, das ist der ganze Unterschied. Als ich ein klein wenig jünger war – nur ein paar Monate jünger –, dachte ich wie Sie. Sie sehen, Ihre Ideen haben Einfluß auf mich gehabt. Aber Kaufleute und Händler sind bestenfalls feige Herrscher – sie grunzen und wühlen ihr ganzes Leben lang im Trog der Geldgier, und so bin ich mit Ihrer Erlaubnis zur Aristokratie zurückgekehrt. Ich bin der einzige Individualist in diesem Zimmer. Ich erwarte nichts vom Staat. Ich erwarte nur den starken Mann, den Mann hoch zu Roß, der den Staat aus seiner morschen Nichtigkeit errettet.

Tempora@schabos-bibliothek

Nietzsche hatte recht – ich will keine Zeit darauf verschwenden, Ihnen zu erzählen, wer Nietzsche war –, aber er hatte recht: Die Welt gehört dem Starken, dem Starken, der auch edel ist und sich nicht an einem Schweinetrog von Handel und Tauschhandel mästet. Die Welt gehört dem wahren Edelmann, der großen blonden Bestie, dem, der keinen Kompromiß kennt, der das natürliche Lebensgesetz bejaht. Und der wird euch auffressen, euch Sozialisten, die ihr euch vor dem Sozialismus fürchtet und euch selbst für Individualisten haltet. Eure Sklavenmoral der Sanften und Schwachen wird euch niemals retten. Ach, das ist ja doch lauter Griechisch für Sie, und ich will Sie nicht länger damit belästigen. Aber vergessen Sie eines nicht. Es gibt kein halbes Dutzend Individualisten in Oakland, aber Martin Eden ist einer von ihnen.«

Mit einer Geste deutete er an, daß er die Diskussion für beendet hielt, und wandte sich dann an Ruth.

»Ich bin so abgespannt heute«, sagte er leise. »Ich möchte nur lieben, nicht reden.«

Er achtete nicht auf Herrn Morse, der wieder anfing:

»Ich bin immer noch nicht überzeugt. Alle Sozialisten sind Jesuiten. Daran erkennt man sie.«

»Wir werden schon noch einen guten Republikaner aus Ihnen machen«, sagte Herr Blount.

»Ehe das geschieht, ist der Mann hoch zu Roß längst gekommen«, antwortete Martin scherzend und wandte sich wieder zu Ruth.

Aber Herr Morse gab sich nicht zufrieden. Die Trägheit und die Abneigung seines künftigen Schwiegersohns gegen nüchterne, ehrliche Arbeit behagte ihm nicht, und er hatte ebensowenig Achtung vor seinen Ideen wie Verständnis für sein Wesen. Die Folge war, daß Herr Morse das Gespräch auf Herbert Spencer brachte. Richter Blount unterstützte ihn nach

Telegrambotschafter-Bibliothek

Kräften, und Martin, der augenblicklich die Ohren spitzte, als der Name des Philosophen fiel, hörte dem Richter zu, der Herbert Spencer feierlich und selbstzufrieden aburteilte. Von Zeit zu Zeit blickte Herr Morse Martin an, als wollte er sagen: »Da hast du's, mein Junge.«

»Schwatzende Dohlen!« murmelte Martin und unterhielt sich weiter mit Ruth und Arthur.

Aber der lange Arbeitstag und die »richtigen Leute« vom Abend zuvor wirkten in ihm nach, und dazu brannte in ihm noch der Zorn über das, was er in der Straßenbahn gelesen hatte.

»Was ist mit dir?« fragte Ruth plötzlich erschrocken, als sie sah, daß er sich nur mit Mühe beherrschte.

»Es ist kein Gott außer dem Unerkennbaren, und Spencer ist sein Prophet«, sagte Richter Blount im selben Augenblick.

Martin wandte sich zu ihm.

»Ein billiges Urteil«, bemerkte er ruhig. »Ich hörte es zum erstenmal im Stadtpark von einem Arbeiter, der Bescheid hätte wissen müssen. Seither habe ich es oft gehört, und jedesmal wird mir übel von dem entsetzlichen Unsinn. Sie sollten sich schämen! Den Namen dieses großen, edlen Mannes aus Ihrem Munde zu hören, ist, als fände man einen Tautropfen in einer Mistgrube. Sie sind ekelerregend.«

Das war wie ein Donnerschlag. Herr Blount starrte ihn an, als sollte er einen Schlaganfall bekommen, und es wurde ganz still im Zimmer. Herr Morse war innerlich recht zufrieden mit dem Geschehenen, denn er sah, daß seine Tochter peinlich berührt war. Das wollte er ja gerade – diesen Mann, der ihm nicht gefiel, dazu bringen, daß er seine angeborene Pöbelhaftigkeit zeigte.

Ruths Hand drückte die Martins beschwörend unter dem Tisch, aber jetzt war sein Blut wirklich in Aufruhr. Er war empört über die geistige Anmaßung und Unehrlichkeit dieser

Telgy.de@Stadtbibliothek

Leute in hohen Stellungen. Einer der obersten Richter Kaliforniens! Es war erst wenige Jahre her, daß er aus dem Schlamm zu solchen erhabenen Wesen aufgesehen und sie für Götter gehalten hatte.

Richter Blount faßte sich und versuchte die Diskussion fortzusetzen, und er wandte sich an Martin mit einer Höflichkeit, die, wie dieser gut verstand, darauf berechnet war, Eindruck auf die Damen zu machen. Aber selbst das schürte nur seinen Zorn. Gab es denn keine Gerechtigkeit auf der Welt?

»Sie können nicht über Spencer mit mir reden!« rief er. »Sie wissen nicht ein bißchen mehr von Spencer als seine eigenen Landsleute. Aber das ist nicht Ihre Schuld – das gebe ich gern zu –, es ist nur ein Zeichen der verächtlichen Unwissenheit unserer Zeit. Auf dem Wege hierher erlebte ich ein Beispiel. Ich las eine Abhandlung von Saleeby über Spencer. Die sollten Sie lesen. Sie ist allen Menschen zugänglich. Sie können sie in jeder Buchhandlung kaufen oder in einer öffentlichen Bibliothek ausleihen. Ihre beleidigenden Ausfälle und Ihre Unwissenheit über diesen edlen Menschen sind nichts im Vergleich zu dem, was Saleeby in dieser Beziehung fertig bringt. Seine Schrift ist ein Denkmal der Schande, und seine Beschimpfungen stellen Ihre weit in den Schatten.

›Der Philosoph der Halbgebildeten‹ wurde Spencer von einem akademischen Philosophen genannt, der nicht wert war, die gleiche Luft mit ihm zu atmen. Ich glaube nicht, daß Sie zehn Seiten von Spencer gelesen haben. Aber es hat Kritiker gegeben, bei denen man mehr Verständnis als bei Ihnen vermuten konnte und die nicht mehr von Spencer gelesen haben als Sie; die haben öffentlich seine Anhänger herausgefordert, einen einzigen wirklichen Gedanken aus all seinen Schriften anzuführen. Aus den Büchern Herbert Spencers, des Mannes, der allen Gebieten des

Telegramm Schatzschatzbibliothek

wissenschaftlichen Forschens, des modernen Denkens den Stempel seines Genies aufgedrückt hat! Er ist der Vater der Psychologie, der Mann, der eine Revolution in der Pädagogik hervorgerufen hat, so daß selbst das Kind des französischen Bauern heute die Anfangsgründe nach den von ihm gegebenen Prinzipien lernt. Und diese kleinen Mücken von Männern stechen sein Andenken, während sie sich gleichzeitig ihr Brot mit der praktischen Anwendung all seiner Gedanken verdienen. Das wenige Wertvolle, das sich in ihren Köpfen befindet, verdanken sie zu einem großen Teil ihm. Hätte er nicht existiert, so würde sich das meiste von dem, was von ihrem Papageiwissen richtig ist, nicht vorhanden sein.

Und dennoch gibt es begabte Männer – und Männer die noch höhere Stellungen einnehmen als Sie, Herr Richter –, die gesagt haben, daß die Nachwelt Spencer eher als einen Dichter und Träumer denn als Denker betrachten würde. Dummköpfe und Schwätzer alle zusammen! ›Die ersten Prinzipien‹ seien nicht ohne eine gewisse dichterische Kraft, hat einer von ihnen gesagt, und andere haben gesagt, er wäre eher ein fleißiger Arbeiter als ein schöpferische Denker. Dummköpfe und Schwätzer!«

Martin hielt plötzlich inne. Es war totenstill im Zimmer. Die ganze Familie Morse sah zu Richter Blount auf als zu einem Mann von Fähigkeiten und Einfluß, und sie waren über Martins Ausbruch entsetzt. Solange sie noch bei Tische saßen, war die Stimmung wie bei einem Begräbnis. Der Richter und Herr Morse beschränkten sich darauf, miteinander zu sprechen, und im übrigen bestand die Unterhaltung hauptsächlich aus Pausen. Als Martin später mit Ruth allein war, kam es zu einer Szene zwischen ihnen.

»Du bist unerträglich«, weinte sie.

Aber sein Zorn hatte sich noch nicht gelegt. Er murmelte: »Diese Bestien! Diese Bestien!«

Telegram@Schatzsbibliothek

Als sie behauptete, daß er den Richter beleidigt hätte, antwortete er: »Weil ich ihm die Wahrheit gesagt habe?«

»Es ist mir gleich, ob es wahr ist oder nicht«, fuhr sie fort. »Es gibt gewisse Anstandsgrenzen, und du hast nicht das Recht, jemand zu beleidigen.«

»Und wer gibt Richter Blount das Recht, die Wahrheit zu beschimpfen?« fragte Martin. »Die Wahrheit zu beschimpfen, ist ein weit ernsteres Vergehen, als einen so bedeutungslosen Menschen wie den Richter zu beleidigen. Er hat etwas viel Scheußlicheres getan. Er hat den Namen eines großen, edlen Verstorbenen beleidigt. Ach, diese Bestien! Diese Bestien!«

Sein Zorn flammte wieder auf, und Ruth fürchtete sich fast vor ihm. Sie hatte ihn noch nie so wütend gesehen, und das alles war in ihren Augen so unverständlich und sinnlos. Und doch fühlte sie auch in ihrer Angst denselben Zauber, der sie zu ihm gezogen hatte und immer noch zu ihm zog – der sie gezwungen hatte, sich an ihn zu lehnen und in jenem wahnsinnigen, entscheidenden Augenblick die Arme um seinen Nacken zu schlingen. Sie war tief gekränkt über das Geschehene, und doch lag sie in seinen Armen und zitterte, während er immer noch murmelte: »Diese Bestien, diese Bestien!« Und sie blieb auch in seinen Armen, als er sagte: »Mein Lieb, ich will deine Familie nicht mehr mit meiner Gegenwart belästigen. Sie mögen mich nicht, und es ist falsch von mir, ihnen meine unangenehme Gegenwart aufzudrängen. Außerdem sind sie mir ebenso unangenehm. Pah! Es ist zum Krankwerden. Und zu denken, daß ich mir in meiner Unschuld einbildete, alle Menschen, die hohe Stellungen bekleiden, in feinen Häusern wohnen und Erziehung und Bankkonten haben, seien etwas wert!«

Telegram@shabdsutra1k

Vierzehntes Kapitel

»Also los, lassen Sie uns gehen«, sagte Brissenden, erschöpft von dem Blutsturz, den er vor einer halben Stunde gehabt hatte – dem zweiten Blutsturz im Laufe von drei Tagen. Er hielt das ewige Whiskyglas in der Hand und leerte es mit zitternden Fingern.

»Was soll ich mit Sozialismus?« fragte Martin.

»Fremde dürfen fünf Minuten lang reden«, fuhr der Kranke fort. »Stehen Sie auf und reden Sie drauflos. Sagen Sie ihnen, warum Sie nichts vom Sozialismus wissen wollen. Erzählen Sie ihnen, was Sie von ihnen und ihrer Ghetto-Ethik halten. Schleudern Sie ihnen Nietzsche ins Gesicht und stecken Sie eine Ohrfeige für Ihre Mühe ein. Bringen Sie einen tüchtigen Streit in Gang. Das wird den Leuten guttun, die brauchen Diskussion und Sie ebenfalls. Sehen Sie, ich möchte Sie gern noch vor meinem Tode als Sozialist sehen. Das würde Ihnen eine gewisse Daseinsberechtigung geben. Es ist das einzige, was Sie in der Stunde der Enttäuschung, die für Sie kommen muß, retten kann.«

»Ich kann beim besten Willen nicht herausbekommen, warum gerade Sie Sozialist sind«, grübelte Martin. »Sie verachten doch sonst die große Masse. Der Pöbel hat doch sicher nichts, was ihn Ihrer ästhetischen Seele empfiehlt.« Er zeigte vorwurfsvoll auf das Whiskyglas, das der andere gerade wieder füllte. »Und Sie scheint der Sozialismus auch nicht zu retten.«

»Ich bin sehr krank«, lautete die Antwort. »Mit Ihnen ist es etwas anderes. Sie sind gesund und haben ein reiches Leben vor sich. Und irgendwie müssen Sie ans Leben gefesselt

TeleJahn@Schebers Bibliothek

werden. Sie wundern sich, warum ich Sozialist bin. Das will ich Ihnen sagen: weil der Sozialismus unvermeidlich ist, weil das jetzige morsche, vernunftwidrige System nicht bestehen bleiben kann; weil der Tag vorbei ist, an dem Ihr Mann hoch zu Roß kommen kann. Die Sklaven würden es sich nicht gefallen lassen. Es sind ihrer zu viele, und sie würden den Reiter herunterholen, ehe er überhaupt auf dem Pferde gesessen hat. Man kann ihnen nicht entgehen, und es wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben, als die ganze Sklavenmoral zu schlucken. Es ist kein wohlschmeckendes Gericht, das räume ich ein. Aber es hat nun mal über dem Feuer gekocht und Sie müssen es schlucken. Mit Ihren Nietzsche-Ideen sind Sie prähistorisch. Was vorbei ist, ist vorbei. Und wer sagt, daß die Geschichte sich wiederholt, lügt. Selbstverständlich gefällt mir der Pöbel nicht, aber was soll ich Ärmster tun? Wir können den Mann hoch zu Roß nicht haben, und alles andere ist besser als die ängstlichen Schweine, die uns jetzt regieren. Aber kommen Sie! Ich habe jetzt genug, und wenn ich noch länger sitzenbleibe, betrinke ich mich nur. Und Sie wissen ja, was der Arzt sagt – der Teufel soll ihn holen! – ich narre ihn doch.«

Es war Sonntagabend, und sie fanden den kleinen Saal überfüllt von Oaklander Sozialisten, hauptsächlich Angehörigen der Arbeiterklasse. Der Redner, ein sehr begabter Jude, errang Martins Bewunderung und erregte gleichzeitig seinen Widerspruchsgeist. Die schmalen, hängenden Schultern und die eingefallene Brust des Mannes zeugten davon, daß er ein echtes Kind des überbevölkerten Ghettos war, und Martin dachte an den jahrhundertealten Kampf, den die schwachen, elenden Sklaven gegen die kleine, stolze Schar von Männern gekämpft hatten, die sie beherrschten und bis ans Ende der Tage beherrschen würden. Für Martin war dieser welke, dürftige Mann ein Symbol. Diese Gestalt stand da als Repräsentant der ganzen elenden Schar von Schwächlingen

Telgte Schulbibliothek

und Untauglichen, die dem biologischen Gesetz zufolge an den rauhen Grenzen des Lebens verkommen mußten. Sie waren der Ausschuß. Trotz ihrer gerissenen Philosophie und ihrer ameisenhaften Neigung zur Zusammenarbeit wies die Natur sie dennoch zugunsten des Ausnahmemenschen zurück. Von dem wimmelnden Leben, das die Natur verschwenderisch nach allen Seiten ausstreute, wählte sie nur die Besten aus. Es war dieselbe Methode, mit der die Menschen, die Natur nachahmend, Rennpferde und Gurken züchteten. Zweifellos hätte der Schöpfer eines Weltalls eine bessere Methode finden können; aber die Geschöpfe, die in eben diesem Weltall lebten, mußten sich nun einmal in die Methode finden. Selbstverständlich konnten sie sich im Sterben winden, wie die Sozialisten sich wanden, wie der Redner auf der Tribüne und die schwitzende Menge sich in diesem Augenblick wanden, während sie über eine neue Methode berieten, die Härten des Lebens zu vermindern und das Weltall zu überlisten.

So dachte Martin, und so sprach er, als Brissenden ihn drängte, »die Hölle loszulassen«. Er folgte der Aufforderung, stieg, wie es hier üblich war, auf das Rednerpult und wandte sich an den Vorsitzenden. Zuerst sprach er leise und zögernd, die Gedanken ordnend, die während der Rede des Juden in seinem Hirn entstanden waren. Bei derartigen Versammlungen wurden jedem Redner fünf Minuten eingeräumt.

Als Martins fünf Minuten um waren, befand er sich gerade in vollem Gange und war mit seinem Angriff auf ihre Lehre erst halb fertig. Er hatte das allgemeine Interesse erregt, und die Versammlung forderte den Vorsitzenden durch laute Zurufe auf, ihm die Frist zu verlängern. Sie merkten, daß sie hier einen Gegner gefunden hatten, der ihrer würdig war, und lauschten aufmerksam auf jedes seiner Worte. Er sprach leidenschaftlich und überzeugend, griff die Sklaven, ihre Moral und Taktik schonungslos an und machte kein Hehl

Telegram@Standardbibliothek

daraus, daß diese Sklaven seine Zuhörer waren. Er führte Spencer und Malthus an und sprach von dem biologischen Gesetz der Entwicklung.

»Und deshalb«, faßte er zum Schluß noch einmal zusammen, »kann kein Staat, der aus Sklaven gebildet ist, leben. Das alte Entwicklungsgesetz besteht immer noch. Im Kampf ums Dasein pflegen es, wie ich gezeigt habe, die Starken und ihre Nachkommen zu sein, die am Leben bleiben, während die Schwachen und ihre Brut erdrückt werden und untergehen. Das Ergebnis ist, daß die Starken und ihre Nachkommen leben, und daß, solange der Kampf dauert, jede neue Generation stärker wird als die frühere. Das ist die Entwicklung. Ihr Sklaven aber – und es ist schlimm, Sklave zu sein, das räume ich gern ein –, ihr Sklaven aber träumt von einer Gesellschaft, in der das Entwicklungsgesetz aufgehoben ist, in dem kein Schwächling oder Untauglicher stirbt, in dem jeder Untaugliche so viel zu essen bekommt, wie er wünscht, und in dem jeder heiraten und Nachkommen zeugen kann – die Schwachen sowohl wie die Starken. Und was kommt dabei heraus? Kraft und Lebenswert der Rasse werden nicht mehr mit jeder Generation wachsen. Im Gegenteil, sie werden eher abnehmen. Das ist die Nemesis eurer Sklavenphilosophie. Eure Gesellschaft von Sklaven – von, durch und für Sklaven – muß notgedrungen schwach werden und verfallen, wie das Leben, das sie ausmacht, schwach wird und verfällt.

Vergessen Sie nicht, daß ich Biologie predige und nicht sentimentale Ethik. Kein Staat von Sklaven kann bestehen.«

»Und die Vereinigten Staaten?« heulte ein Mann unter den Zuhörern.

»Ja, wie steht es mit denen?« entgegnete Martin. »Die dreizehn Kolonien entledigten sich ihrer Herrscher und schufen die sogenannte Republik. Die Sklaven waren ihre eigenen Herren, es gab keine Herren mehr, die durch das

Telegrambibliothek

Schwert herrschten. Aber ihr konntet nicht ohne Herren dieser oder jener Art fertig werden, und deshalb entstand eine neue Art Herren – nicht die großen, stolzen Männer, sondern die gerissenen, spinnenhaften Händler und Geldverleiher. Und die machten euch wieder zu Sklaven – aber nicht offen und ehrlich, wie es wahre, stolze Männer kraft ihres starken Armes tun würden, sondern heimlich, durch widerliche Kniffe und durch Schmeichelei und Lüge. Sie haben eure Sklavenrichter gekauft, sie haben eure Sklavenregierungen korrumpiert, und sie haben eure versklavten Söhne und Töchter zu einem schrecklichen Dasein gezwungen – schrecklicher als Hörigkeit und Leibeigenschaft. Zwei Millionen eurer Kinder fronen heute in dieser Handels-Oligarchie der Vereinigten Staaten. Zehn Millionen eurer Sklaven haben weder menschenwürdige Wohnungen noch menschenwürdige Nahrung.

Um aber zu meinem Ausgangspunkt zurückzukehren: Ich habe bewiesen, daß keine Gesellschaft von Sklaven bestehen kann, weil eine solche Gesellschaft ihrer Natur nach das Entwicklungsgesetz aufheben müßte. Sobald eine Sklavengesellschaft organisiert wird, muß der geistige Rückgang sich geltend machen. Ihr könnt leicht davon reden, das Entwicklungsgesetz aufzuheben, aber wo ist das neue Entwicklungsgesetz, das eure Kräfte erhält? Formuliert es! Ist es schon formuliert, dann her damit!«

Martin setzte sich unter einem Sturm von Rufen. Ein Dutzend Männer waren aufgesprungen und verlangten, zu Worte zu kommen. Und einer nach dem andern antworteten sie, von lärmendem Beifall ermutigt, auf den Angriff, antworteten mit Feuer und großer Begeisterung und erregten leidenschaftliche Bewegung. Es war ein sehr stürmischer Abend – aber der Sturm entfachte das Feuer des Geistes, einen Kampf von Ideen.

Tenbrink@shbvolksbibliothek

Einige der Redner kamen vom Thema ab, die meisten aber antworteten direkt auf Martins Angriff. Sie erschütterten seinen Standpunkt durch Gedanken, die ihm neu waren, und gaben ihm Einsicht nicht in neue biologische Gesetze, wohl aber in eine neue Anwendung der alten. Sie nahmen es zu ernst, um immer höflich zu bleiben, und mehr als einmal mußte der Vorsitzende aufs Pult schlagen, um sie zur Ordnung zu rufen.

Zufällig befand sich unter den Zuhörern ein sehr junger Journalist, der hingeschickt war, weil an diesem Tage Mangel an Neuigkeiten herrschte, und er wußte Bescheid über das dringende Bedürfnis der Presse nach Sensationen. Er war nicht sehr begabt. Er war nur forsch und gewandt, im übrigen aber zu dumm, um der Diskussion folgen zu können, obwohl er gleichzeitig das angenehme Gefühl hatte, turmhoch über diesen wortreichen Tollhäuslern aus der Arbeiterklasse zu stehen. Er hatte auch großen Respekt vor den Männern, die in den hohen Stellungen saßen und die Nationen und Zeitungen ihre Politik diktierten. Und er hatte obendrein ein Ideal: sich die Fähigkeit anzueignen, die den erstklassigen Reporter kennzeichnet, nämlich etwas – und sogar ein ganz Teil – aus dem Nichts zu schaffen.

Er wußte gar nicht, um was es ging, und das war auch nicht nötig. Ausdrücke wie »Revolution« gaben ihm das Stichwort. Wie ein Paläontologe, der imstande ist, aus einem einzigen fossilen Knochen ein ganzes Skelett zu rekonstruieren, so rekonstruierte er aus dem einen Wort Revolution eine ganze Rede. Er tat das an diesem Abend und machte es gut, und da Martin das größte Aufsehen erregt hatte, legte er ihm die Rede in den Mund, machte ihn zum Erz-Anarchisten und verwandelte seinen reaktionären Individualismus in den unheimlichsten roten Sozialismus. Der junge Journalist war auf seine Art ein Künstler, und er gebrauchte den breiten Pinsel,

Tehran@Shabestan-Bibliothek

um Lokalkolorit hervorzubringen – sprach von langbärtigen Männern mit wilden, verstörten Blicken, von nervösen, degenerierten Typen, von Stimmen, die vor Leidenschaft zitterten, von geballten Fäusten, die sich im Zorn erhoben, und alles das vor einem Hintergrund von Flüchen, Geheul und tiefen Kehllauten zorniger Männer.

Telegram@shabarsbibliothek

Fünfzehntes Kapitel

Beim Kaffee, in seinem Stübchen, las Martin am nächsten Tage die Morgenzeitung. Es war etwas Neues für ihn, seinen Namen in großen Überschriften auf der ersten Seite zu finden, und zu seiner Überraschung erfuhr er, daß er einer der berüchtigtsten Führer der Oaklander Sozialisten war. Er überflog die heftige Rede, die der junge Redakteur ihm in den Mund gelegt hatte, und obwohl er sich anfangs über das Machwerk ärgerte, warf er doch zuletzt lachend die Zeitung beiseite.

»Entweder war der Mann betrunken, oder er ist verbrecherisch boshaft«, sagte er am Nachmittag von seinem Hochsitz auf dem Bett aus. Brissenden war gekommen und hatte sich müde und erschöpft auf den einzigen Stuhl geworfen.

»Aber was machen Sie sich schon daraus?« fragte Brissenden. »Sie haben doch sicher nicht den Wunsch, gut mit den Bourgeois-Schweinen zu stehen, die die Zeitungen lesen?«

Martin bedachte sich einen Augenblick.

»Nein, ich mache mir wirklich nichts daraus, gut mit ihnen zu stehen. Nicht das geringste. Andererseits kann dadurch mein Verhältnis zu Ruths Familie etwas peinlich werden. Ihr Vater hat stets behauptet daß ich Sozialist sei, und dies blöde Geschwätz wird ihn sicher in seinem Glauben bestärken. Nicht, daß ich mir auch nur das geringste aus seiner Meinung machte – aber wozu davon reden? Ich möchte Ihnen vorlesen, was ich heute geschrieben habe. Es ist natürlich ›Überfällig‹, und ich habe es ungefähr halb fertig.«

Telegram@Shabarshin_lohek

Als er noch beim Vorlesen war, riß Maria die Tür auf und ließ einen geckenhaft gekleideten jungen Mann ein. Er betrachtete schnell den Petroleumkocher und die Küche in der Ecke, ehe sein Blick Martin suchte.

»Setzen Sie sich«, sagte Brissenden.

Martin machte dem jungen Mann auf dem Bett Platz und wartete, daß er sein Anliegen vorbrächte.

»Ich hörte Sie gestern abend reden, Herr Eden, und ich komme, um Sie zu interviewen«, begann er.

Brissenden brach in ein herzliches Lachen aus.

»Auch ein Sozialist?« fragte der Reporter und warf Brissenden einen schnellen Blick zu, als wolle er den Wert des ausgezehrten, sterbenden Mannes für sein Interview abschätzen.

»Und der hat den Bericht geschrieben«, sagte Martin sanft. »Das ist ja ein reines Kind, was?«

»Warum verprügeln Sie ihn nicht?« fragte Brissenden. »Ich gäbe tausend Dollar dafür, wenn ich nur für fünf Minuten eine gesunde Lunge hätte.«

Der junge Reporter war etwas verdutzt darüber, daß man so einfach über ihn hinwegredete.

Er war wegen seiner vorzüglichen Schilderung der Sozialistenversammlung gelobt worden und hatte jetzt den Auftrag erhalten, Martin Eden, den Führer der organisierten Drohung gegen die Gesellschaft, persönlich zu interviewen.

»Haben Sie etwas dagegen, daß ich Sie photographieren lasse, Herr Eden?« sagte er. »Ich habe einen Pressephotographen draußen stehen, und er sagt, es wäre wohl am besten, Sie gleich aufzunehmen, ehe die Sonne tiefer sinkt. Ich interviewe Sie dann hinterher.«

»Ein Photograph«, sagte Brissenden nachdenklich. »Verprügeln Sie ihn, Martin – verprügeln Sie ihn.«

Telegraph@SH-Arbeiterbibliothek

»Ich glaube, ich werde alt«, lautete die Antwort. »Ich weiß, daß ich es tun sollte, aber ich kann es wirklich nicht übers Herz bringen. Es scheint mir nicht der Mühe wert zu sein.«

»Um seiner Mutter willen«, beharrte Brissenden.

»Das ist natürlich ein Gesichtspunkt«, antwortete Martin. »Aber er scheint doch nicht wichtig genug zu sein, um die nötige Energie in mir zu wecken. Sehen Sie, es gehört eine gewisse Energie dazu, einen Burschen zu verprügeln, und zudem – was liegt daran?«

»Das ist richtig – so muß man es auffassen«, meinte der junge Mann leichthin, obwohl er bereits ängstlich nach der Tür geschielt hatte.

»Aber kein Wort von dem, was er geschrieben hat, ist wahr«, fuhr Martin fort, indem er sich beständig ausschließlich an Brissenden wandte.

»Es war nur eine ganz allgemeine Beschreibung«, fühlte der junge Mann vor. »Und außerdem ist es eine gute Reklame. Darauf kommt es an. Vielleicht habe ich Ihnen wirklich einen Gefallen getan.«

»Es ist eine gute Reklame, Martin«, wiederholte Brissenden feierlich.

»Und einen Gefallen hat er mir getan – bedenken Sie das«, fügte Martin hinzu.

»Also – wo sind Sie geboren, Herr Eden?« fragte der junge Mann mit einer Miene erwartungsvoller Aufmerksamkeit.

»Er macht keine Notizen«, sagte Brissenden, »er behält alles im Kopf.«

»Ja, das genügt mir.« Der junge Mann bemühte sich, unbesorgt auszusehen. »Ein tüchtiger Reporter braucht sich keine Notizen zu machen.«

»Ja, das genügte… gestern abend.« Aber Brissenden war nicht gerade ein Muster an Geduld, und er schlug plötzlich einen andern Ton an. »Martin, wenn Sie ihn nicht verprügeln,

Telegram@sharasbibliothek

dann tue ich es selber, und wenn ich im nächsten Augenblick tot umfalle.«

»Was meinen Sie, wenn ich ihm den Hintern versohlen würde?« fragte Martin.

Brissenden überlegte mit der Miene eines Richters und nickte dann.

Im nächsten Augenblick saß Martin auf dem Bettrand, während der junge Mann, das Gesicht nach unten, quer über seinen Knien lag.

»Nur nicht beißen«, warnte Martin ihn. »Wenn Sie das tun, kriegen Sie ein paar ins Gesicht, und es wäre doch schade um so ein hübsches Gesicht.«

Seine erhobene Hand senkte sich, und dann hob und senkte sie sich immer wieder in gleichmäßiger, schneller Bewegung.

Der junge Mann wehrte sich und zappelte und fluchte, aber er versuchte nicht zu beißen.

Brissenden sah ernsthaft zu, einmal aber wurde er ganz aufgeregt, griff nach der Whiskyflasche und bat: »Lassen Sie mich ihm auch eins versetzen.«

»Dumm, daß meine Hand nicht mehr kann«, sagte Martin, als er schließlich aufhörte. »Sie ist ganz gefühllos.«

Er hob den jungen Mann auf und setzte ihn auf das Bett.

»Dafür lasse ich Sie einsperren«, fauchte der wie ein wütender Schulknabe, während ihm die Tränen über die brennenden Wangen liefen. »Das sollen Sie mir bezahlen. Warten Sie nur!«

»Das nette Kerlchen«, bemerkte Martin. »Er hat keine Ahnung, daß er sich auf der schiefen Ebene befindet. Es ist nicht ehrlich, es ist nicht anständig, es ist nicht männlich, Lügen über seine Mitmenschen zu erzählen, wie er es getan hat, und er weiß es gar nicht.«

»Er ist ja zu uns gekommen, damit wir es ihm erzählen«, warf Brissenden ein.

Telegramm@shabarsbibliothek

»Ja, zu mir, den er verleumdet und ruiniert hat. Mein Krämer wird mir zweifellos keinen Kredit mehr geben, und das schlimmste ist, daß der arme Junge aller Wahrscheinlichkeit nach auf seinem Wege weitergeht, bis er zu einem erstklassigen Journalisten und zu einem erstklassigen Schurken herabsinkt.«

»Aber es ist noch Zeit«, meinte Brissenden. »Wer weiß, vielleicht können Sie das bescheidene Werkzeug zu seiner Rettung werden? Warum haben Sie mir nicht erlaubt, ihm eins zu versetzen? Ich hätte gern meine Hand mit im Spiele gehabt.«

»Ich lasse euch beide einsperren, ihr beiden g-g-gemeinen Bestien!« schluchzte die verirrte Seele.

»Nein, sein Mund ist zu hübsch und zu schwach.« Martin schüttelte traurig den Kopf. »Ich fürchte, ich habe meine Hand vergebens strapaziert. Der junge Mann ist nicht zu bessern. Er wird vielleicht ein großer Journalist werden und Ehre und Erfolg ernten. Er hat kein Gewissen. Das allein wird ihn zu einem großen Mann machen.«

Damit verschwand der junge Mann aus der Tür, bis zum letzten Augenblick in Todesangst, daß Brissenden ihm die Flasche, die er noch in der Hand hielt, in den Rücken schleudern würde.

In der nächsten Morgenzeitung erfuhr Martin eine Menge Neuigkeiten über sich. »Wir sind die geschworenen Feinde der Gesellschaft«, hatte er in einem spaltenlangen Interview gesagt. »Nein, wir sind nicht Anarchisten, sondern Sozialisten.« Als der Reporter ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der Unterschied zwischen diesen beiden Lehren anscheinend sehr gering sei, habe Martin dies schweigend mit einem Achselzucken zugegeben. Sein Gesicht wurde als asymmetrisch beschrieben, und es waren noch verschiedene Anzeichen von Degeneration erwähnt. Besonders

Telegram@Shabbsbibliothek

bemerkenswert seien seine Mörderhände und das wilde Funkeln seiner blutunterlaufenen Augen.

Er erfuhr, daß er jeden Abend vor den Arbeitern im Stadtpark redete und daß er unter den Anarchisten und Agitatoren, die dort das Volk entflammten, derjenige war, der die meisten Zuhörer anlockte und die revolutionärsten Reden hielt. Der junge Mann schilderte in kräftigen Farben das armselige Stübchen mit dem Petroleumkocher, dem einzigen Stuhl und dem totenköpfigen Banditen, der ihm Gesellschaft leistete und aussah, als hätte er soeben erst eine zwanzigjährige Einzelhaft in einer Festung abgebüßt.

Der junge Mann hatte keine Zeit verloren. Er hatte herumgeschnüffelt, Martins Familienverhältnisse aufgespürt und sich eine Photographie von Higginbothams Bar- und Kassageschäft mit Bernard Higginbotham selbst im Vordergrund verschafft. Dieser Herr wurde als ein intelligenter, ruhiger Geschäftsmann geschildert, der nicht die geringste Sympathie mit den sozialistischen Anschauungen seines Schwagers oder mit seinem Schwager überhaupt habe, den er, nach Darstellung des Reporters, als einen faulen Tagedieb schilderte, der jede ihm angebotene Arbeit ablehnte und sicher noch im Zuchthaus enden würde. Hermann von Schmidt, den Mann Marians, hatte der Reporter auch interviewt. Der hatte Martin das schwarze Schaf der Familie genannt und gesagt, daß er nichts von ihm wissen wolle. »Er hat einmal versucht, mich zu betrügen, aber das habe ich zu verhindern gewußt«, hatte von Schmidt zu dem Reporter gesagt. »Er ist zu klug, um sich hier in der Nähe zu zeigen. Ein Mann, der nicht arbeiten will, taugt nichts, das können Sie ihm von mir bestellen.«

Diesmal war Martin wirklich wütend. Brissenden betrachtete die Geschichte als einen guten Witz, konnte Martin aber nicht trösten, der nur zu gut wußte, daß es nicht leicht sein würde,

Telegram@Stadtbibliothek

Ruth die Sache zu erklären. Er wußte, daß ihr Vater, hocherfreut über das Geschehene, alles tun würde, um die Aufhebung der Verlobung durchzusetzen. Und was er dabei erreicht hatte, sollte Martin bald erfahren. Mit der Nachmittagspost kam ein Brief von Ruth. Martin öffnete ihn in dem Vorgefühl, daß er ihm Unglück brächte, und las ihn in der offenen Tür, wo der Briefträger ihn ihm gegeben hatte. Während des Lesens fuhr seine Hand mechanisch in die Tasche nach dem Tabak und dem Papier, das er, als er noch Zigaretten rauchte, stets dort gehabt hatte. Daß die Tasche leer war, wurde ihm so wenig bewußt wie der Umstand, daß er sich eine Zigarette hatte drehen wollen.

Es war kein leidenschaftlicher Brief. Er enthielt keine zornigen Vorwürfe. Aber vom ersten bis zum letzten Satz sprach Kränkung und Enttäuschung aus ihm. Sie hätte mehr von ihm erwartet, hätte geglaubt, daß er seine jugendliche Wildheit überwinden würde, daß ihre Liebe ihm so viel wert gewesen wäre, daß sie ihn dazu gebracht hätte, ein ernsthaftes, ordentliches Leben zu führen. Jetzt hätten ihre Eltern sehr bestimmt verlangt, daß sie die Verlobung löse. Der Berechtigung dieser Forderung könne sie sich nicht verschließen. Ihre Verbindung könne nie glücklich werden; sie habe vom ersten Augenblick an nur Unglück gebracht. Aber einen Vorwurf sprach sie doch aus, und der war bitter für Martin. »Wenn Du nur eine Stellung angenommen und versucht hättest, etwas aus Dir zu machen!« schrieb sie. »Aber es sollte nicht sein. Das Leben, das Du in Deiner Jugend geführt hast, ist zu wild und zu zügellos gewesen, und ich verstehe, daß es eigentlich nicht Deine Schuld ist. Du konntest nur Deiner Natur und der Erziehung Deiner Kindheit gemäß handeln. Und daher tadle ich Dich nicht, Martin, vergiß das nicht! Es war eben ein Irrtum. Wie Vater und Mutter stets behauptet haben, waren wir nicht füreinander geschaffen, und

Telegraph@stadtbibliothek

wir sollten beide froh sein, daß sich das herausgestellt hat, ehe es zu spät war… Es hat keinen Zweck, daß Du versuchst, mich zu sprechen«, schrieb sie am Schluß. »Es würde nur eine peinliche Begegnung für uns wie für meine Mutter sein. Ich habe ihr schon Sorge und Kummer genug verursacht, und ich werde lange Zeit brauchen, bis ich das wieder gutgemacht habe.«

Er las den Brief sorgsam von Anfang bis zu Ende durch und las ihn dann noch einmal, ehe er sich niedersetzte, um ihn zu beantworten. Er berichtete in kurzen Zügen, was er auf der Sozialistenversammlung gesagt hatte, und zeigte, daß es in jeder Beziehung gerade das Gegenteil von dem war, was die Zeitung ihm in den Mund gelegt hatte. Zum Schluß des Briefes schrieb er, daß er immer noch Gottes erkorener Liebender sei, der um ihre Liebe bettle. »Bitte, antworte mir«, schrieb er, »und in Deiner Antwort brauchst Du mir nur eines zu sagen. Liebst Du mich? Das ist alles – antworte mir nur auf diese eine Frage.«

Aber weder am nächsten noch an dem darauffolgenden Tage kam eine Antwort. ›Überfällig‹ lag unberührt auf dem Tisch, und der Haufen zurückgesandter Manuskripte unter dem Tisch wuchs beständig. Zum erstenmal litt Martin an Schlaflosigkeit und warf sich lange, ruhelose Nächte hindurch hin und her. Dreimal ging er zu Morses, wurde aber jedesmal von dem Diener, der ihm öffnete, abgewiesen. Brissenden lag krank in seinem Hotel, zu schwach, um sich rühren zu können, und wenn Martin auch oft bei ihm war, belästigte er ihn doch nie mit seinen Sorgen.

Denn Martin hatte viele Sorgen. Die Wirkungen der Tat des jungen Reporters waren noch größer, als Martin sich gedacht hatte. Der portugiesische Krämer verweigerte ihm weiteren Kredit, und der Gemüsehändler, der Amerikaner und stolz darauf war, nannte ihn einen Landesverräter und wollte nichts

Telegram@shabarsublibrary

mehr mit ihm zu tun haben – ja, er trieb seinen Patriotismus so weit, daß er Martins Konto strich und ihm verbot, es je zu begleichen. Das Gerede in der Nachbarschaft spiegelte dieselben Gefühle wider, und die Erbitterung gegen ihn war groß. Niemand wollte etwas mit einem sozialistischen Verräter zu tun haben. Die arme Maria war voll Zweifel und ängstlich, blieb ihm aber treu. Die Kinder in der Nachbarschaft überwanden die Ehrfurcht, die der feine Wagen, der Martin einmal besuchte, ihnen eingeflößt hatte, und riefen ihm, wenn sie sich außer Reichweite befanden, »Strolch« und »Bandit« nach. Die Silvasche Jugend jedoch verteidigte ihn kräftig. Sie lieferte mehr als eine regelrechte Schlacht, um seine Ehre zu schützen, und blaue Augen und blutige Nasen gehörten bald zur Tagesordnung, was Marias Kummer und Sorge noch vermehrten.

Einmal traf Martin auf der Straße Gertrude und erfuhr, – was für ihn übrigens selbstverständlich war –, daß Bernard Higginbotham wütete, weil Martin öffentlich Schimpf und Schande über die Familie gebracht hätte, und daß er ihm verböte, seinen Fuß je wieder über seine Schwelle zu setzen.

»Warum gehst du nicht fort, Martin?« bat Gertrude. »Geh fort, verschaff dir irgendwo Arbeit und bleib dort. Später, wenn alles vergessen ist, kannst du ja wiederkommen.«

Martin schüttelte den Kopf, gab ihr aber keine Erklärung. Wie sollte er es ihr auch erklären? Er erschrak über die furchtbare geistige Kluft, die zwischen ihm und den Seinen gähnte. Nie konnte er sie überbrücken und ihnen seine Stellung, die Stellung Nietzsches, zum Sozialismus erklären. Die englische Sprache, oder überhaupt jede Sprache, hatte nicht Worte genug, um ihnen seine Haltung und sein Benehmen verständlich zu machen. Für sie war und blieb es das Höchste, daß er sich Arbeit verschaffen mußte. Das war ihr erstes und letztes Wort. Das war der ganze Inhalt ihres

Tebogram@Stabarsbibliothek

Gedankenlexikons. Schaff dir Arbeit! Arbeite! – Arme, stumpfsinnige Sklaven! dachte er, während er mit seiner Schwester sprach. Kein Wunder, daß die Welt den Starken gehörte. Die Sklaven waren von ihrer eigenen Sklaverei besessen. Feste Arbeit war für sie der goldene Fetisch, vor dem sie sich anbetend auf die Knie warfen.

Als Gertrude ihm Geld anbot, schüttelte er den Kopf, obwohl er wußte, daß er noch an diesem Tage zum Pfandleiher gehen mußte.

»Komm Bernard jetzt nicht in die Quere«, warnte sie ihn. »Wenn ein paar Monate vergangen sind und er sich etwas beruhigt hat, dann kannst du, wenn du willst, eine Anstellung bei ihm bekommen und die Karre für ihn fahren. Wenn du mich brauchst, so schicke nach mir, und ich komme.«

Sie ging laut weinend fort, und beim Anblick ihrer plumpen Gestalt und ihres schweren Ganges fühlte er einen Stich im Herzen. Als er ihr nachsah, schien das ganze Gebäude, das er mit Hilfe Nietzsches errichtet hatte, zu wanken und zu stürzen. Theoretisch stimmte das mit der Sklavenklasse ja vollkommen, aber es war nicht so ganz befriedigend, wenn es die eigene Familie anging. Und doch – hatte je ein Sklave gelebt, der von den Starken zu Boden getreten wurde, dann war es seine Schwester Gertrude. Er lachte zornig über dieses Paradox. Ja, er war ein netter Anhänger Nietzsches, daß er seine intellektuelle Auffassung von dem ersten zufälligen Gefühl, ja, von der Sklavenmoral selbst erschüttern ließ, denn das bedeutete in Wirklichkeit sein Mitleid mit der Schwester. Die wahren, edlen Männer waren über Mitleid und Erbarmen erhaben. Mitleid und Erbarmen waren in den Katakomben der Sklaven entstanden und nichts als die Seelenangst und der Schweiß der Elenden und Schwächlinge.

Telegrafenbibliothek

Sechzehntes Kapitel

Noch immer lag ›Überfällig‹ vergessen auf dem Tisch. Alle Manuskripte, die er je eingesandt hatte, lagen jetzt unter dem Tisch. Nur ein Manuskript war unterwegs, und das war Brissendens *Eintagsfliege.* Martins Rad und sein schwarzer Anzug befanden sich wieder beim Pfandleiher, und das Schreibmaschinengeschäft mahnte wieder wegen der Gebühr. Aber das störte ihn nicht mehr. Er mußte eine neue Grundlage suchen, und bis er sie gefunden hatte, mußte sein Leben stillstehen.

Nach mehreren Wochen geschah das, worauf er gewartet hatte. * Er traf Ruth auf der Straße. Allerdings war sie von ihrem Bruder Norman begleitet; sie taten, als sähen sie ihn nicht, und als er stehenblieb, versuchte Norman ihn fortzuwinken.

»Wenn Sie meine Schwester belästigen, muß ich einen Schutzmann rufen«, drohte Norman. »Sie wünscht nicht, mit Ihnen zu sprechen, und Ihre Zudringlichkeit ist beleidigend.«

»Wenn Sie darauf bestehen, dann müssen Sie eben den Schutzmann holen, und dann wird Ihr Name in den Zeitungen genannt«, antwortete Martin barsch. »Und jetzt laufen Sie und holen Sie den Schutzmann, wenn Sie wollen. Ich will mit Ruth reden.

Ich will es aus deinem eigenen Munde hören«, sagte er zu ihr.

Sie war blaß und zitterte, hielt sich aber aufrecht und sah ihn forschend an.

»Ich will das wissen, was ich dich in meinem Brief fragte«, sagte er.

Telegram@sholbarsHubLibrek

Norman machte eine ungeduldige Bewegung, aber Martin hielt ihn mit einem Blick in Schach.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ist das alles dein freier Wille?« fragte er.

»Das ist es.« Sie sprach mit leiser, fester Stimme und ganz ruhig. »Es ist mein eigener, freier Wille. Du hast mich so entehrt, daß ich mich vor meinen Freunden schäme. Alle reden sie über mich. Das weiß ich. Das ist alles, was ich dir zu sagen habe. Du hast mich sehr unglücklich gemacht, und ich will dich nie wiedersehen.«

»Freunde! Klatsch! Zeitungslügen! Aber das kann doch nicht stärker als Liebe sein! Ich kann nur glauben, daß du mich nie geliebt hast.«

Ihre Blässe wich einer flammenden Röte.

»Nach dem, was geschehen ist?« sagte sie schwach. »Martin, du weißt nicht, was du sagst. Ich bin nicht schlecht.«

»Sie sehen, daß sie nichts mit Ihnen zu tun haben will!« rief Norman und ging mit Ruth weiter.

Martin trat beiseite und ließ sie vorbeigehen, während er unwillkürlich in die Rocktasche griff nach Tabak und Papier, die nicht da waren.

Es war ein weiter Weg nach Nordoakland, aber erst als er die Stufen emporstieg und in seine Stube trat, merkte er, daß er zu Fuß gegangen war. Als er auf dem Bettrand saß, kam er zu sich und blickte sich um wie ein erwachender Schlafwandler. Er sah ›Überfällig‹ daliegen, schob den Stuhl an den Tisch und griff nach der Feder. In seiner Natur lag der Drang nach Vollendung. Hier war etwas Unfertiges. Er hatte es aufgeschoben, weil er zuerst etwas anderes erledigen mußte. Jetzt war das andere getan, und jetzt wollte er all seine Kräfte an diese Arbeit setzen, bis auch sie fertig war. Was er dann tun wollte, wußte er nicht. Er wußte nur, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt war. Er hatte das Ende

Telegrambot@stadtbibliothek

einer Periode erreicht und wollte sie jetzt abschließen, wie es sich für einen Arbeiter geziemte. Die Zukunft lockte ihn nicht. Er würde schon bald erfahren, was sie ihm zu bieten hatte. Was es auch war, ihm war es gleichgültig. Alles schien gleichgültig.

Fünf Tage lang arbeitete er an ›Überfällig‹, ging nicht aus, sah keinen Menschen und aß wenig. Am sechsten Tage brachte ihm der Briefträger einen dünnen Brief von der Redaktion des ›Parthenon‹. Ein einziger Blick sagte ihm, daß ›Eintagsfliege‹ angenommen war. »Wir haben das Gedicht Herrn Cartwright Bruce gesandt«, schrieb der Redakteur weiter, »und er hat sich so anerkennend darüber ausgesprochen, daß wir es uns nicht entgehen lassen können. Als Beweis dafür, welche Freude es uns ist, das Gedicht zu drucken, mag Ihnen dienen, daß wir es schon für unsere Augustnummer gesetzt haben – die Julinummer war bereits im Druck. Haben Sie die Güte, Herrn Brissenden unsere Freude und unsern Dank auszusprechen, und schicken Sie uns bitte umgehend seine Photographie und einige biographische Daten über ihn. Wenn ihm das Honorar, das wir bieten, nicht genügt, so bitten wir Sie, sofort zu telegrafieren und uns Ihre Forderung mitzuteilen.«

Da sie dreihundertfünfzig Dollar boten, erschien es Martin nicht so eilig, zu telegrafieren. Zudem mußte er sich ja auch die Einwilligung Brissendens holen. Nun, so hatte er also doch recht gehabt! Hier war ein Zeitschriftenredakteur, der wirkliche Dichtung erkannte. Und das Honorar war glänzend, wenn es sich auch um das bedeutendste Gedicht des Jahrhunderts handelte. Und Cartwright Bruce war der einzige Kritiker, dessen Meinung Brissenden respektierte, wie Martin wußte.

Martin fuhr mit der Elektrischen in die Stadt, und während er die Häuser und Querstraßen vorbeigleiten sah, empfand er ein gewisses Bedauern darüber, daß er nicht begeisterter über das

Telegramm gesandt schrieb

Glück seines Freundes und seinen eigenen offenkundigen Sieg war. Der einzige wirkliche Kritiker der Vereinigten Staaten hatte sich günstig über das Gedicht ausgesprochen, und seine eigene Behauptung, daß eine gute Arbeit stets den Weg in die Zeitschriften finden würde, hatte sich als zutreffend erwiesen. Aber er war nicht mehr begeisterungsfähig, und er merkte, daß ihm mehr daran lag, Brissenden zu sehen, als ihm die gute Nachricht zu überbringen. Das Schreiben des ›Parthenon‹ hatte ihm zum Bewußtsein gebracht, daß er in den fünf Tagen, in denen er all seine Zeit ›Überfällig‹ gewidmet hatte, nichts von Brissenden gehört und daß er nicht einmal an ihn gedacht hatte. Zum ersten Mal war Martin sich richtig klar darüber, daß er sich in einem Zustand der Betäubung befunden, und er schämte sich, daß er seinen Freund so ganz vergessen hatte. Aber selbst dieses Gefühl der Scham ging nicht sehr tief. Jedes Gefühl war in ihm erstorben, außer dem künstlerischen Interesse, das er brauchte, um seine Erzählung ›Überfällig‹ zu schreiben. In jeder andern Beziehung hatte er sich in einem Trancezustand befunden und er befand sich noch darin. Dieses ganze Leben, das die elektrische Bahn durchsauste, schien fern und unwirklich, und es hätte ihn sehr wenig interessiert und noch weniger erschreckt, wenn der hohe Kirchturm, an dem er vorbeifuhr, plötzlich über seinem Haupte zusammengestürzt und in den Staub gesunken wäre.

Im Hotel eilte er zu Brissendens Zimmer hinauf und lief dann wieder hinunter. Das Zimmer war leer und das Gepäck fort.

»Hat Herr Brissenden keine Adresse hinterlassen?« fragte er den Portier, der ihn neugierig anblickte, ehe er antwortete: »Haben Sie denn nichts gehört?«

Martin schüttelte den Kopf.

»Alle Zeitungen waren doch voll davon. Er wurde tot in seinem Bett gefunden. Selbstmord. Er hat sich eine Kugel in den Kopf geschossen.«

Telgter@Grabbe-Bibliothek

»Ist er schon begraben?«

Martin erschien seine eigene Stimme wie die von fern herkommende Stimme eines Fremden.

»Nein, die Leiche wurde gleich nach der Freigabe nach dem Osten geschickt. Die Anwälte, die seine Familie bestellte, haben alles besorgt.«

»Da sind sie flink gewesen, muß ich sagen«, meinte Martin.

»Ach, das eigentlich nicht. Es geschah vor fünf Tagen.«

»Vor fünf Tagen?«

»Ja, vor fünf Tagen.«

»Ach«, sagte Martin, wandte sich um und ging.

Er begab sich in ein Telegrafenamt an der Ecke und sandte ein Telegramm an das ›Parthenon‹, in dem er seine Einwilligung zur Veröffentlichung des Gedichts gab. Da er nur noch fünf Cent für die Straßenbahn in der Tasche hatte, schickte er das Telegramm per Nachnahme.

Als er in seine Stube zurückgekehrt war, machte er sich wieder an seine Arbeit. Tage und Nächte kamen und gingen, und er saß beständig an seinem Tisch und schrieb. Er ging nicht aus dem Hause, außer zum Pfandleiher, machte sich keine Bewegung, aß regelmäßig, wenn er etwas zu essen hatte, und entbehrte das Essen ebenso regelmäßig, wenn er nichts hatte. Obwohl die Erzählung Kapitel für Kapitel im voraus entworfen war, schrieb er doch noch eine Einleitung, die sie bedeutend starker machte, wenn sie auch eine Erweiterung um zwanzigtausend Worte bedingte. Das geschah aber nicht, weil irgendeine wesentliche Notwendigkeit vorlag, die Sache gut zu machen, sondern weil die künstlerischen Gesetze, die er befolgte, ihn dazu zwangen. Er arbeitete weiter in demselben Trancezustand, der Umwelt seltsam entrückt und mit einem Gefühl, als sei er ein Gespenst inmitten all des literarischen Zubehörs eines früheren Lebens. Er erinnerte sich, einmal gehört zu haben, daß ein Gespenst der Geist eines Mannes sei,

Telegrammbibliothek

der tot, aber nicht klug genug sei, um es zu wissen; er hielt einen Augenblick inne, um nachzudenken, ob nicht auch er in Wirklichkeit tot sei und es nur nicht wisse.

Dann kam der Tag, an dem ›Überfällig‹ fertig war. Der Vertreter der Schreibmaschinenfirma war gekommen, um die Maschine abzuholen, und er mußte auf dem Bett sitzen, während Martin, der selbst auf dem einzigen Stuhl saß, die letzten Seiten des letzten Kapitels tippte. »Finis« schrieb er mit großen Buchstaben darunter, als er fertig war, und für ihn bedeutete es wirklich das Ende. Mit einem Gefühl der Erleichterung sah er, wie die Schreibmaschine hinausgetragen wurde, und dann legte er sich ins Bett. Er war einer Ohnmacht nahe vor Hunger. Nicht ein Bissen war seit sechsunddreißig Stunden über seine Lippen gekommen, aber daran dachte er nicht. Er lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken, ohne zu denken, in völliger Schlaffheit. Halb in geistiger Verwirrung begann er einige Verse eines unbekannten Gedichts zu murmeln, das Brissenden oft zitiert hatte. Maria, die besorgt an seiner Tür lauschte, erschrak über die klanglose, murmelnde Stimme. Die Worte an sich bedeuteten für sie nicht soviel wie der Umstand, daß er sie immer wiederholte. »Es ist aus«, war der Refrain des Gedichts.

Maria konnte es nicht mehr aushalten, sie lief an den Herd und füllte eine Schüssel mit Suppe, in die sie so viel Fleisch und Gemüse tat, wie ihr Löffel auf dem Boden des Topfes finden konnte. Martin setzte sich mit einer gewaltsamen Anstrengung im Bett auf und begann zu essen, und während er aß, versicherte er Maria immer wieder, daß er weder im Schlaf noch im Fieber gesprochen hatte.

Als sie gegangen war, blieb er traurig mit hängenden Schultern auf dem Bettrand sitzen und starrte mit glanzlosen Augen, die nichts sahen, in der Stube umher, bis das zerrissene Streifband einer Zeitschrift, die mit der Morgenpost

Teleprompterschaberschbinnek

gekommen und noch nicht geöffnet war, etwas Licht in sein dumpfes Hirn brachte. Das ist das ›Parthenon‹, dachte er – die Augustnummer vom ›Parthenon‹, und darin muß ›Eintagsfliege‹ stehen. Wenn Brissenden doch hier wäre und es sehen könnte!

Er blätterte in der Zeitschrift, hielt aber plötzlich entgeistert inne. ›Eintagsfliege‹ war mit einem prächtigen Kopf und Randzeichnungen im Stil Beardsleys versehen. Auf der einen Seite der Kopfleiste befand sich ein Bild von Brissenden und auf der andern ein Bild von Sir John Value, dem britischen Gesandten. In einer redaktionellen Einleitung stand, Sir John Value hätte gesagt, daß es keine Dichter in Amerika gäbe, und der Abdruck der ›Eintagsfliege‹ sei nun die Antwort des ›Parthenon‹ an Sir John Value. Cartwright Bruce wurde als der größte Kritiker Amerikas bezeichnet und ein Ausspruch von ihm zitiert, nach dem ›Eintagsfliege‹ das bedeutendste je in Amerika geschriebene Gedicht sei. Das Vorwort des Redakteurs schloß mit der Bemerkung: »Wir sind uns noch nicht ganz einig über den Wert von ›Eintagsfliege‹, werden es vielleicht nie sein. Aber wir haben das Werk immer wieder gelesen, über die Wahl der Worte gestaunt, uns gefragt, wo Herr Brissenden diese Worte gefunden hat und wie er sie hat zusammenfügen können.« Dann folgte das Gedicht selbst.

»Gut, daß du tot bist, Briss, mein Alter!« murmelte Martin und ließ das Magazin zwischen seinen Knien hindurch auf den Boden gleiten.

Die billige, vulgäre Aufmachung war ekelerregend, aber Martin stellte apathisch fest, daß er sich nicht sehr ekelte. Er wünschte sich, wütend zu werden, hatte aber nicht Energie genug dazu. Er war zu schlaff. Sein Blut war zu tief erstarrt, als daß es schneller durch die Adern rollen und sich zu wirklicher Empörung erhitzen konnte. Und schließlich, was bedeutete es schon? Es stimmte ja nur mit all dem übrigen

Telegram@schillerbibliothek

überein, was Brissenden an der bürgerlichen Gesellschaft verurteilt hatte.

»Armer Briss«, sagte Martin bei sich. »Er hätte es mir nie verziehen.«

Dann erhob er sich mit Anstrengung und nahm eine Schachtel vor, die er einmal für Schreibmaschinenpapier gebraucht hatte. Er untersuchte den Inhalt und fand elf Gedichte, die sein Freund geschrieben hatte. Die zerriß er zu Fetzen und warf sie in den Papierkorb. Er tat es ohne Hast und Eifer, und als er fertig war, setzte er sich wieder auf den Bettrand und starrte leer vor sich hin.

Wie lange er dasaß, wußte er nicht, plötzlich aber war ihm, als sähe er eine lange, horizontale, weiße Linie in seinem Innern auftauchen, wo alles bisher völlige Leere gewesen war. Das war merkwürdig. Während er aber die Linie immer deutlicher werden sah, erkannte er plötzlich, daß es ein Korallenriff mitten in der weißkochenden Brandung des Stillen Ozeans war. Dann erblickte er in der Brandung ein kleines Kanu, ein Auslegerboot, in dessen Steven ein bronzefarbener junger Gott mit einem scharlachroten Lendenschurz stand. Er schwang die Paddel, und Martin erkannte ihn sofort. Es war Moti, der jüngste Sohn des Häuptlings Tati, die Insel war Tahiti, und hinter dem schaumgepeitschten Riff lag das schöne Land Papara mit der Grashütte des Häuptlings an der Flußmündung. Es war spät am Nachmittag, und Moti kam vom Fischfang heim. Jetzt wartete er darauf, daß eine große Woge anrollte, um ihn über das Riff zu tragen. Dann sah Martin sich selbst vornübergebeugt im Kanu sitzen, wie er so oft in alten Tagen gesessen, wenn er auf Motis Befehl wartete, um wie ein Toller die Paddel durchs Wasser zu streichen, sobald die türkisblaue Mauer der großen Woge sich hinter ihnen erhob. Jetzt war er nicht mehr Zuschauer, sondern saß selbst mit im Boot; Moti rief laut, und sie arbeiteten beide kräftig mit ihren

Telegram @Shabal-Bibliothek

Paddeln, während sie die steile Fläche des flüssigen Türkisblaus hinabsausten. Unter dem Bug zischte das Wasser wie Dampf in einem Kessel; die Luft war voll von sprühendem Schaum; es gab ein Rauschen, ein Dröhnen und ein lang widerhallendes Gebrüll, und dann trieb das Boot auf dem ruhigen Wasser der Lagune. Moti lachte und schüttelte sich das Salzwasser aus den Augen, und gemeinsam paddelten sie zur Korallenküste, wo Tatis Graswände zwischen den Kokospalmen hervorlugten und golden in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten. Das Bild verschwand, und er hatte wieder sein unordentliches, schmutziges Zimmer vor Augen. Vergebens versuchte er noch einmal Tahiti zu sehen. Er wußte, daß unter den Bäumen gesungen wurde, daß junge Mädchen dort im Mondschein tanzten, aber er konnte sie nicht sehen. Er konnte nur den unordentlichen Schreibtisch sehen, den leeren Platz, auf dem die Schreibmaschine gestanden hatte, die schmutzigen Fensterscheiben. Stöhnend schloß er die Augen und schlief ein.

Telegram@shahrbibliothek

Siebzehntes Kapitel

Er schlief die ganze Nacht wie ein Toter und regte sich nicht, bis ihn der Briefträger auf seiner Morgenrunde weckte. Martin war müde und gleichgültig und sah die Post interesselos durch. Ein dünner Brief von einem Magazin enthielt einen Scheck auf zweiundzwanzig Dollar. Anderthalb Jahre lang hatte er den Betrag beständig angemahnt. Jetzt war es ihm gleichgültig. Die Freude, die ihn früher beim Anblick eines Schecks durchbebt hatte, war verschwunden. Dieser Scheck bedeutete nicht wie die früheren eine Verheißung der großen Zeiten, die kommen sollten. Für ihn bedeutete er nur noch zweiundzwanzig Dollar – das war alles –, und er konnte sich dafür etwas zu essen kaufen.

Mit derselben Post erhielt er noch einen Scheck, und zwar von einem New-Yorker Wochenblatt, als Honorar für einige humoristische Verse, die vor mehreren Monaten angenommen waren. Er lautete auf zehn Dollar. Er hatte plötzlich einen Einfall, den er ruhig erwog. Er wußte nicht, was er jetzt beginnen sollte, und er hatte keine Eile, etwas zu tun. Aber er mußte leben. Er hatte auch zahlreiche Schulden. War es nicht eine gute Kapitalanlage, den großen Haufen Manuskripte mit Briefmarken zu versehen und wieder auf die Reise zu schicken? Vielleicht wurden doch ein paar angenommen. Das würde ihm helfen, sich durchzuschlagen. Er entschloß sich dazu, und nachdem er die Schecks in der Bank in Oakland eingelöst hatte, kaufte er für zehn Dollar Briefmarken. Der Gedanke, heimzugehen und sich in dem kleinen, stickigen Raum Frühstück zu machen, war ihm widerwärtig. Zum ersten Male schob er den Gedanken an seine Gläubiger von sich. Er

Ted Gram@shabarshulchek

wußte, daß er sich daheim in seinem Zimmer ein ordentliches Frühstück für fünfzehn bis zwanzig Cent bereiten konnte. Statt dessen ging er in das Forum-Café und bestellte sich ein Frühstück, das zwei Dollar kostete. Er gab dem Kellner fünfundzwanzig Cent Trinkgeld und kaufte sich für fünfzig Cent eine Schachtel ägyptischer Zigaretten. Es war das erstemal, daß er rauchte, seit Ruth ihn gebeten hatte, es nicht mehr zu tun. Aber jetzt sah er nicht ein, warum er es lassen sollte, und zudem hatte er das Bedürfnis zu rauchen.

Und was bedeutete denn auch das Geld für ihn? Für fünf Cent hätte er ein Päckchen Durham und Papier kaufen und sich vierzig Zigaretten drehen können – aber warum sollte er? Das Geld bedeutete für ihn jetzt nichts als die Möglichkeit, sich verschiedenes dafür kaufen zu können. Er war wie ein Schiff ohne Kompaß und Ruder und hatte keinen Hafen, in den er steuern konnte; sich treiben zu lassen, erforderte die geringste Anspannung, und gerade die Anspannung war es, die so schmerzte.

Die Tage vergingen, und er schlief regelmäßig acht Stunden in der Nacht. Obwohl er in dieser Zeit, während er auf weitere Schecks wartete, in den japanischen Restaurants aß, wo man eine Mahlzeit für zehn Cent erhielt, begann sein ausgezehrter Körper doch zu Kräften zu kommen, und die Höhlen in seinen Wangen verschwanden. Er wütete nicht mehr gegen sich selbst durch zu kurzen Schlaf, zu schwere Arbeit und zu langes Studium. Er schrieb nichts, und die Bücher blieben geschlossen. Er machte weite Ausflüge in die Berge und wanderte stundenlang durch die einsamsten Parks. Er hatte weder Freunde noch Bekannte und suchte auch keine. Er mochte nicht. Er wartete darauf, daß irgend etwas – er wußte selbst nicht, woher es kommen sollte – sein ins Stocken geratenes Dasein wieder in Gang brächte. Und in der Zwischenzeit war sein Leben planlos, leer und müßig.

Telegram@shabulsbibliothek

Einmal fuhr er nach San Franzisko hinüber, um Kreis und seine Bande aufzusuchen. Aber im letzten Augenblick, als er schon den Fuß auf die Treppe gesetzt hatte, kehrte er um und flüchtete aus dem wimmelnden Viertel. Der Gedanke, einen Disput über Philosophie anzuhören, schreckte ihn, und er floh verstohlen, aus Furcht, daß einer von ihnen zufällig vorbeikommen und ihn erkennen könnte.

Zuweilen warf er einen Blick in die Zeitschriften und Zeitungen, um zu sehen, wie ›Eintagsfliege‹ mißhandelt wurde. Das Gedicht hatte Aufsehen erregt. Und wie! Alle Welt hatte es gelesen, und alle Welt stritt sich jetzt darüber, ob es wahre Poesie wäre. Die Zeitungen hatten die Frage aufgegriffen und brachten täglich Spalten gelehrter Kritik, scherzhafte redaktionelle Beiträge und feierliche Briefe von Abonnenten. Helen Delia Delmar, die mit gewaltigem Getöse als die größte Dichterin der Vereinigten Staaten bezeichnet wurde, verweigerte Brissenden einen Platz neben sich auf dem Parnaß und schrieb umfangreiche Briefe an die Öffentlichkeit, um zu beweisen, daß er gar kein Dichter sei.

Die nächste Nummer des ›Parthenon‹ zeigte, daß die Redaktion ungeheuer stolz darauf war, das Gedicht gebracht zu haben, und daß sie sich über Sir John Value lustig machte und Brissendens Tod mit unbarmherzigem Geschäftssinn ausnutzte.

Eine Zeitung mit einer Auflage von einer halben Million veröffentlichte ein Gedicht von Helen Delia Delmar, in dem sie sich über Brissenden lustig machte. Sie verbrach auch noch ein zweites Gedicht, in dem sie ihn parodierte.

Martin freute sich oft, daß Brissenden tot war, denn er hatte den Pöbel gehaßt, und hier durfte nun der Pöbel hineinschwatzen in etwas, das ihm selbst am heiligsten gewesen war. Täglich ging die Vivisektion der Schönheit weiter: Jeder Einfaltspinsel ließ seine Erzeugnisse drucken und

Telegramm@Standardbibliothek

versuchte, ermutigt durch Brissendens Erfolg, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sein eigenes kleines saftloses Ich zu ziehen. Eine Zeitung schrieb: »Wir haben den Brief eines Herrn erhalten, der vor einiger Zeit ein ähnliches, nur noch besseres Gedicht geschrieben hat.« Eine andere Zeitung tadelte Helen Delia Delmar in tödlichem Ernst wegen ihrer Parodie und sagte: »Aber zweifellos hat Miß Delmar ihr Gedicht im Scherz geschrieben und nicht mit dem Respekt, den eine große Dichterin vor einem großen Dichter – vielleicht vor dem größten – haben sollte. Aber ob nun Miß Delmar auf den Mann, der ›Eintagsfliege‹ schrieb, eifersüchtig ist oder nicht – sicher ist, daß sie wie Tausende anderer Menschen von seinem Werk begeistert ist, und vielleicht kommt einst der Tag, an dem sie versuchen wird, Verse wie die seinen zu dichten.« Die Geistlichen begannen gegen ›Eintagsfliege‹ zu predigen, und einer, der sich zu sehr für einen Teil des Inhalts einsetzte, wurde wegen ketzerischer Anschauungen relegiert. Die große Dichtung trug zur Erheiterung der Welt bei. Die Verfasser komischer Verse und die Karikaturenzeichner bemächtigten sich ihrer mit dröhnendem Gelächter, und in den Spalten der Wochenzeitschriften erschienen Witze darüber.

Martin lachte weder, noch knirschte er vor Wut mit den Zähnen. Das alles erregte nur eine unsagbare Traurigkeit in ihm. Jetzt, da seine ganze Welt in Trümmer gesunken und die Liebe von ihrem Piedestal gestürzt war, bedeutete es nur sehr wenig für ihn, daß er auch seinen Glauben an die Zeitschriften und das liebe Publikum in Trümmer sinken sah. Brissenden hatte vollkommen recht gehabt, und er, Martin, hatte aus all diesen schweren, nutzlosen Jahren als einzigen Gewinn diese Erfahrung gezogen. Die Zeitschriften waren so schlimm, wie Brissenden gesagt hatte, und noch schlimmer. Nun, er war mit ihnen fertig, und das war sein Trost. Er hatte seinen Wagen an einen Stern gehängt und war in einem Pestsumpf gelandet.

Tetyana@shaborspublishing

Die Träume von Tahiti – dem reinen, lieblichen Tahiti – tauchten immer häufiger in seinem Kopf auf. Und da waren die niedrigen Paumotus-Inseln und die hohen Marquesas; er sah sich in der letzten Zeit oft an Bord von Handelsschonern oder Nußschalen von Kuttern, die bei Tagesgrauen über das Riff von Papeete schlüpften und die lange Fahrt zwischen den Perlenatollen nach Nukahiva und der Taiohae-Bucht antraten, wo Tamari, wie er wußte, zur Feier seiner Ankunft ein Schwein schlachten und wo Tamaris Töchter ihn an den Händen fassen und unter Singen und Lachen mit Blumen bekränzen würden. Die Südsee rief, und er wußte, daß er früher oder später ihrem Ruf folgen würde.

Und unterdessen ließ er sich treiben, ruhte sich aus und erholte sich von seiner langen Reise durch das Reich des Wissens. Als der Scheck vom ›Parthenon‹ kam', bezahlte er die dreihundertundfünfzig Dollar dem Rechtsanwalt, der die Interessen von Brissendens Familie wahrnahm. Er erhielt eine Quittung über den Betrag und gab dem Rechtsanwalt gleichzeitig einen Schuldschein über die hundert Dollar, die er von Brissenden erhalten hatte.

Es dauerte nicht lange, und Martin konnte aufhören, die japanischen Restaurants zu besuchen. In dem Augenblick, als er den Kampf aufgegeben, hatte sich das Glück gewendet. Aber es war zu spät. Ohne die geringste Erregung öffnete er einen dünnen Brief vom ›Millennium‹, ließ den Blick über einen Scheck auf dreihundert Dollar gleiten und stellte fest, daß dies das Honorar für ›Abenteuer‹ war. Seine gesamten Schulden, einschließlich des Geldes, das er dem Pfandleiher schuldig war, beliefen sich auf kaum hundert Dollar, und als er alles bezahlt und Brissendens Rechtsanwalt die hundert Dollar gegeben hatte, blieben ihm noch hundert Dollar übrig. Er bestellte sich einen Anzug beim Schneider und aß seine Mahlzeiten in den besten Lokalen der Stadt. Er schlief immer

Telegram@shadowslibrary

noch in seinem Stübchen bei Maria, aber beim Anblick seines neuen Anzugs hörten die Kinder auf, ihm über Zäune und Schuppendächer hinweg »Bandit« und »Landstreicher« nachzurufen.

›Wiki-Wiki‹, seine Hawaii-Erzählung, wurde von ›Warren's Monthly‹ für zweihundertfünfzig Dollar erworben. Die ›Northern Review‹ nahm seine Abhandlung ›Die Wiege der Schönheit, und Mackintosh's Magazin‹ kaufte ›Die Wahrsagerin‹ – das Gedicht, das er auf Marian gemacht hatte. Redakteure und Lektoren waren aus den Sommerferien zurückgekehrt, und jetzt fielen die Entscheidungen über Manuskripte Schlag auf Schlag. Was Martin aber nicht fassen konnte, war die seltsame Laune, die sie plötzlich überall dieselben Dinge annehmen ließ, die sie zwei Jahre lang andauernd zurückgeschickt hatten. Er hatte kein Buch herausgegeben. Niemand kannte ihn außerhalb von Oakland, und in Oakland war er bei den wenigen, die ihn zu kennen glaubten, als roter Sozialist berüchtigt. Er fand keine Erklärung dafür, warum wohl seine Ware plötzlich so gangbar geworden war. Es war pure Taschenspielerei des Schicksals.

Nachdem er ›Die Schande der Sonne‹ von einer Reihe von Zeitschriften zurückerhalten hatte, beschloß er, dem bisher unbeachteten Rat Brissendens zu folgen und das Manuskript an Buchverleger zu schicken. Nachdem ein paar das Manuskript abgelehnt hatten, wurde es von Singletree, Darnley & Co. angenommen, die versprachen, es ohne Kürzung herauszubringen. Als Martin um einen Vorschuß auf die Tantiemen bat, schrieben sie, daß das ihren Gepflogenheiten widerspräche, da Bücher dieser Art sich selten bezahlt machten, und daß man zweifelte, ob auch nur tausend Exemplare seines Buches verkauft würden. Martin berechnete, was es ihm hiernach einbringen würde. Wenn es im Buchhandel einen Dollar kostete und er selbst fünfzehn

Teilbyarnegsharbarsbibliotek

Prozent vom Ladenpreis erhielt, würde sein Verdienst hundertfünfzig Dollar betragen. Er kam zu dem Schluß, daß er, wenn er seine Arbeit noch einmal zu tun hätte, sich auf Erzählungen beschränken würde. ›Abenteuer‹, das nur ein Viertel so lang war, hatte ihm beim ›Millennium‹ doppelt soviel eingebracht. Die Zeitungsnotiz, die er seinerzeit gelesen, hatte also doch die Wahrheit gesagt. Die erstklassigen Zeitschriften bezahlten bei Annahme, und sie bezahlten gut. Nicht zwei, sondern vier Cent das Wort hatte ›Millennium‹ ihm bezahlt. Und dazu kauften sie gute Arbeit, denn kauften sie nicht seine? Bei diesem letzten Gedanken grinste er.

Er schrieb an Singletree, Darnley & Co. daß er ihnen alle Rechte an ›Die Schande der Sonne‹ für hundert Dollar überlassen wollte, aber sie wagten es nicht, das Risiko einzugehen. Übrigens brauchte er gar kein Geld, denn er hatte mehrere seiner Kurzgeschichten angebracht und auch Geld für sie erhalten. Er besaß jetzt tatsächlich ein Bankkonto von mehreren hundert Dollar und schuldete keinem Menschen einen Pfennig. ›Überfällig‹ landete, nachdem es von einer ganzen Reihe von Zeitschriften zurückgesandt worden war, bei der Meredith-Lowell-Company. Martin erinnerte sich der fünf Dollar, die Gertrude ihm gegeben hatte, und seines Entschlusses, sie ihr hundertfach zurückzuzahlen, und daher schrieb er an den Verlag und bat um fünfhundert Dollar Vorschuß. Zu seiner Überraschung erhielt er umgehend einen Scheck in Höhe seiner Forderung sowie einen Vertrag. Er ließ sich den Scheck in lauter Fünfdollargoldstücken ausbezahlen und bat Gertrude telefonisch, ihn zu besuchen.

Sie kam stöhnend und atemlos, so hatte sie sich beeilt. Da sie Unheil fürchtete, hatte sie die wenigen Dollar, die sie besaß, in ihre Handtasche gestopft. Ja, so sicher war sie, daß dem Bruder jetzt etwas ganz Schlimmes zugestoßen sei, daß sie sich ihm

Tolkiengesellschaft Bibliothek

schluchzend in die Arme warf und ihm gleichzeitig, ohne ein Wort zu sagen, die Tasche in die Hand drückte.

»Ich wäre selbst zu dir gekommen«, sagte er. »Aber ich wollte keinen Streit mit deinem Mann haben, und dazu wäre es natürlich gekommen.«

»Er wird sich schon noch einmal besänftigen lassen«, versicherte sie, während sie darüber nachdachte, was Martin nur zugestoßen sein könnte. »Aber es ist am besten, wenn du versuchst, dir zunächst Arbeit zu verschaffen und ein wenig zur Ruhe zu kommen. Bernard will sehen, daß du dir dein Brot durch ehrliche Arbeit verdienst. Dieses Zeug in der Zeitung hat ihn ganz wild gemacht. Ich hab ihn noch nie so wütend gesehen.«

»Ich will mir keine Arbeit suchen«, lächelte Martin. »Das kannst du ihm von mir bestellen. Ich brauche mir keine Arbeit zu suchen, und hier hast du den Beweis.«

Er schüttete ihr die hundert Goldstücke als einen funkelnden, klimpernden Strom in den Schoß.

»Erinnerst du dich noch der fünf Dollar, die du mir einmal gabst, als ich kein Geld für die Straßenbahn hatte? Nun, hier hast du sie wieder mit neunundneunzig Brüdern verschiedenen Alters, aber alle von gleicher Größe.«

Hatte Gertrude sich schon vorher gefürchtet, so war sie jetzt vor Schrecken fast gelähmt. Ihre Angst war so groß, daß sie im selben Augenblick zur Gewißheit wurde. Sie hegte keinen Verdacht; sie war bereits fest überzeugt. Sie blickte Martin entsetzt an, und ihre schweren Glieder zuckten zurück vor dem goldenen Strom, als hätte sie sich daran verbrannt.

»Das ist dein«, lachte er.

Sie brach in Tränen aus und begann zu stöhnen: »Mein armer Junge! Mein armer Junge!«

Er stand einen Augenblick entgeistert da, dann erriet er den Grund ihrer Erregung und zeigte ihr den Brief des Verlegers,

Telegram@stadtbibliothek

der den Scheck begleitet hatte. Sie buchstabierte sich hindurch, mußte aber hin und wieder innehalten, um sich die Augen zu trocknen, und als sie endlich fertig war, sagte sie:

»Und das heißt wirklich, daß du ehrlich zu dem Gelde gekommen bist?«

»Ehrlicher, als wenn ich es in der Lotterie gewonnen hätte. Ich habe es verdient.«

Sie ließ sich langsam überzeugen und las den Brief noch einmal sorgfältig durch. Es dauerte lange, ehe er ihr erklärt hatte, was für ein Geschäft es war, das ihm das Geld eingebracht hatte. Und es dauerte noch länger, ehe er ihr begreiflich gemacht hatte, daß das Geld wirklich ihr gehörte und daß er es nicht brauchte.

»Ich werde es für dich auf die Bank bringen«, sagte sie schließlich.

»Nein, das wirst du nicht tun. Es ist dein Geld, mit dem du tun kannst, was du willst. Und wenn du es nicht nimmst, schenke ich es Maria. Sie wird schon wissen, was sie damit tun soll. Aber ich schlage dir vor, daß du ein Mädchen anstellst und dich einmal ordentlich ausruhst.«

»Ich „erzähle alles Bernard«, meinte sie, als sie ging.

Martin zuckte zusammen, dann grinste er.

»Ja, tue das«, sagte er. »Und dann wird er mich vielleicht wieder zum Essen einladen.«

»Ja, das wird er – das wird er sicher!« rief sie freudestrahlend, während sie ihn an sich zog, ihn umarmte und küßte.

Telegrafenschaltbarsbibliothek

Achtzehntes Kapitel

Eines Tages wurde Martin sich bewußt, daß er einsam war. Er war gesund und stark und hatte nichts zu tun. Er schrieb nicht mehr. Brissenden war gestorben, Ruth hatte ihn verlassen, und alles das schuf eine ungeheure Leere in seinem Leben; und das gute Essen in feinen Lokalen und das Rauchen ägyptischer Zigaretten konnte sein Leben nicht ausfüllen. Es war richtig, die Südsee rief ihn, aber er hatte das Gefühl, daß seine Rolle in den Vereinigten Staaten noch nicht ausgespielt war. Zwei Bücher sollten bald erscheinen, und weitere Bücher warteten auf den Verleger. Er würde Geld für sie erhalten und dann mit einem Sack voll Gold in die Südsee reisen. Auf den Marquesas kannte er ein Tal und eine Bucht, die er für tausend chilenische Dollar kaufen konnte. Das Tal erstreckte sich von der hufeisenförmigen, geschützten Bucht bis zu den hohen, wolkenbedeckten Bergesgipfeln und war vielleicht zehntausend Morgen groß. Es war voll von tropischen Früchten, wilden Hühnern und wilden Schweinen, gelegentlich stieß man auf eine Herde wilden Viehs, und in den Bergen gab es Herden wilder Ziegen, die von Rudeln wilder Hunde gejagt wurden. Es war wirklich eine Wildnis. Keine menschliche Seele wohnte dort, und alles das und die Bucht dazu konnte er für tausend chilenische Dollar kaufen.

Die Bucht war, wie er sich erinnerte, prachtvoll, das Wasser tief genug, daß die größten Schiffe dort ankern konnten, und so sicher, daß die Seefahrtskarten sie als den besten Überholungsplatz für Schiffe auf Hunderte von Meilen empfahlen. Er wollte einen Schoner kaufen – eines jener jachtartigen, kupferbeschlagenen Fahrzeuge, die wie der

TeBoHan@Shakespeare-Bibliothek

Teufel selbst segelten – und sich dann auf den Handel mit Kopra und Perlen zwischen den Inseln legen. Tal und Bucht wollte er zu seinem Hauptquartier machen. Er wollte sich ein patriarchalisches Grashaus wie das Tatis bauen und Haus wie Schoner mit dunkelhäutigen Dienern füllen. Er wollte den Faktor von Taiohae, die Kapitäne der vorbeikommenden Schoner und die besten der aus aller Herren Länder auf den Südseeinseln zusammengelaufenen Abenteurer empfangen. Er wollte offenes Haus halten und sie königlich bewirten. Und er würde die Bücher, die er gelesen, und die Welt, die sich als Illusion erwiesen hatte, vergessen.

Aber um alles das zu tun, mußte er in Kalifornien warten, bis sein Beutel gefüllt war. Und das Geld begann schon hereinzuströmen. Hatte nur eines der Bücher wirklichen Erfolg, so konnte er wahrscheinlich den ganzen Manuskripthaufen losschlagen. Er konnte auch alle Erzählungen und Gedichte in einem Band sammeln und sich auf diese Weise Bucht und Schoner sichern. Schreiben wollte er nie wieder – dazu war er fest entschlossen. Aber während er auf das Erscheinen der Bücher wartete, mußte er etwas mehr unternehmen, als nur schlaff und stumpf in jenem Trancezustand dahinleben, in den er verfallen war.

Eines Sonntagmorgens bemerkte er, daß die Maurer einen Ausflug nach dem Shell-Mound-Park unternahmen, und so fuhr er nach dem Shell-Mound-Park. Er hatte in früheren Zeiten Arbeiterpicknicks genug mitgemacht, um zu wissen, wie es dabei zuging, und als er den Park betrat, merkte er, wie die alten Gefühle wieder in ihm erwachten. Schließlich waren sie ja doch seinesgleichen, diese Arbeiter. Er war unter ihnen geboren, hatte unter ihnen gelebt, und wenn er sich auch für eine Weile von ihnen entfernt hatte, so tat es doch gut, sie einmal wieder aufzusuchen.

Teilgram@Schreibersbibliothek

»Ist das nicht Mart?« hörte er eine Stimme sagen, und im nächsten Augenblick legte sich eine Hand mit kräftigem Schlag auf seine Schulter. »Wo hast du die ganze Zeit gesteckt? Auf See? Komm, laß uns eins trinken.«

Er befand sich mitten unter seinen alten Gefährten – der alten Bande, die hier und dort eine Lücke und hier und dort ein neues Gesicht aufwies. Sie waren keine Maurer, aber wie in alten Tagen machten sie alle Ausflüge mit, weil sie Anlaß zu Tanz, Prügelei und Vergnügen gaben. Martin trank mit ihnen und begann sich wieder als Mensch zu fühlen. Er war ein Tor, daß er sie je verlassen hatte, dachte er bei sich; und er war vollkommen sicher, daß er glücklicher gewesen wäre, wenn er sie nicht verlassen hätte, um sich mit Büchern und Leuten in hohen Stellungen abzugeben. Dennoch schien ihm das Bier nicht so gut wie in alten Tagen. Es schmeckte nicht so, wie es früher geschmeckt hatte. Er kam zu der Erkenntnis, daß Brissenden ihm den Geschmack am Bier verdorben hatte, und mußte sich unwillkürlich fragen, ob die Bücher ihm nicht doch den Geschmack am Umgang mit den Freunden aus alten Tagen genommen hatten. Er beschloß, sich nichts mehr verderben zu lassen, und ging zum Tanzboden. Dort traf er Jimmy, den Klempner, mit einem hochgewachsenen blonden Mädchen, das seinen Tänzer augenblicklich verließ und zu Martin trat.

»Ganz wie in alten Tagen!« erklärte Jimmy den übrigen Mitgliedern der Bande, die ihn auslachten, als Martin und das blonde Mädchen sich in einen wirbelnden Walzer stürzten. »Und ich bin ihm weiß Gott nicht böse. Ich freue mich viel zu sehr, ihn wiederzusehen. Wie die tanzen, was? Wie geschmiert. Müssen die Mädchen ihm nicht nachrennen?«

Aber Martin lieferte Jimmy das blonde Mädchen wieder ab, und dann blieben die drei mit einem halben Dutzend Freunden stehen, beobachteten die tanzenden Paare und lachten und

Textgrundlage: Bibliothek

scherzten miteinander. Alle freuten sich, daß Martin zu ihnen zurückgekehrt war.

Keines seiner Bücher war erschienen, und er hatte in ihren Augen keinen eingebildeten Wert. Sie liebten ihn um seiner selbst willen. Er kam sich wie ein Fürst vor, der aus dem Exil heimgekehrt war, und sein einsames Herz sonnte sich in der Freundschaft, die man ihm von allen Seiten entgegenbrachte.

Es wurde ein toller Tag, und Martin war in bester Laune. Er hatte Geld genug, und wie in alten Tagen, wenn er mit der Heuer in der Tasche von See zurückgekommen war, ließ er die Dollars springen.

Einmal sah er Lizzie Connolly in den Armen eines jungen Arbeiters vorbeitanzen; und als er später die Runde durch den Pavillon machte, sah er sie an einem Tisch sitzen. Als Überraschung und Begrüßung vorüber waren, führte er sie in den Garten, wo sie miteinander reden konnten, ohne der Musik wegen schreien zu müssen. Von dem Augenblick an, als er mit ihr sprach, war sie sein. Das wußte er. Das las er in der stolzen Demut ihrer Augen, in jeder zärtlichen Bewegung ihres stolz getragenen Körpers und in der Art und Weise, wie ihre Augen an seinen Lippen hingen. Sie war nicht mehr das junge Mädchen, das er von früher kannte. Sie war jetzt Weib, und Martin bemerkte, daß ihre wilde, trotzige Schönheit verfeinert war, obwohl sie nichts von ihrer Wildheit verloren hatte. »Eine Schönheit, eine vollkommene Schönheit!« murmelte er bewundernd. Und er wußte, daß sie sein war, daß er nur zu sagen brauchte: »Komm!«, damit sie ihm bis ans Ende der Welt folgte.

Aber im selben Augenblick, als dieser Gedanke ihm durch den Kopf flog, erhielt er einen heftigen Schlag, der ihn fast zu Boden geschleudert hätte. Er kam von der Faust eines Mannes, der so wütend war, daß er in der Eile das Kinn, gegen das er den Schlag geführt hatte, verfehlt hatte. Martin drehte sich

Telegramm Schulbibliothek

taumelnd um und sah wieder die Faust auf sich losfahren. Er duckte sich, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, und die Faust flog vorbei, ohne ihn zu treffen, während der Mann, dem sie gehörte, sich wie ein Kreisel drehte. Dann schlug Martin selbst mit der Linken zu, und der Mann stürzte, sprang aber wieder auf die Füße und ging wie rasend auf ihn los. Martin sah in ein von Leidenschaft verzerrtes Gesicht und fragte sich, welchen Grund die Wut des andern wohl haben mochte. Aber während er das dachte, schlug er wieder mit der linken Faust zu und legte das ganze Gewicht seines Körpers in den Schlag. Der Mann stürzte rücklings nieder und blieb zusammengekrümmt auf dem Boden liegen, während Jimmy mit einigen von der Bande angelaufen kam.

Martin bebte am ganzen Körper. Das waren die alten Tage wieder mit ihrer Rache, ihrem Tanz, ihrem Kampf und ihrer Lust. Er behielt seinen Gegner genau im Auge, warf jedoch einen Blick auf Lizzie.

Gewöhnlich kreischten die Mädchen, wenn die Burschen sich prügelten, aber sie hatte nicht gekreischt. Sie sah ihn mit angehaltenem Atem an, vor Spannung ein wenig vorgebeugt, die eine Hand gegen die Brust gepreßt, mit roten Wangen und einem erstaunten, bewundernden Ausdruck in den Augen. Der Mann war wieder auf die Füße gekommen und versuchte sich von den Händen, die ihn hielten, freizumachen.

»Sie wartete auf mich am Tisch«, verkündete er allen. »Sie wartete auf mich, und da kommt dieser fremde Kerl und drängt sich dazwischen. Laßt mich los, sage ich. Ich will es ihm zeigen!«

»Was fällt dir ein?« fragte Jimmy, während er half, den jungen Burschen zurückzuhalten. »Der Kerl ist Mart Eden. Wo der hinschlägt, wächst kein Gras mehr, das sage ich dir. Und wenn du mit ihm anbindest, frißt er dich mit Haut und Haaren.«

Telegram@Schaberbibliothek

»Er kann sie mir doch nicht einfach wegnehmen«, wandte der andere ein.

»Er hat den Fliegenden Holländer vermöbelt, und den kennst du«, fuhr Jimmy in seinen Ermahnungen fort. »In fünf Runden hat er ihn erledigt. Du kommst nie gegen ihn an.«

Diese Mitteilung schien besänftigend auf den zornigen jungen Mann zu wirken. Er beehrte Martin mit einem Starren, das ihn vom Kopf bis zu den Füßen maß.

»Er sieht nicht gerade so aus«, spottete er, aber der Spott kam nicht recht von Herzen.

»Das dachte der Fliegende Holländer auch«, versicherte ihm Jimmy. »Aber jetzt komm; wir gehen weg von hier, es gibt Mädchen genug auf der Welt. Kommt.«

Der junge Bursche ließ sich nach dem Pavillon führen, und die Bande folgte ihm.

»Wer ist das?« wandte Martin sich an Lizzie. »Und was bedeutet das?«

Der Kampfeseifer, der in alten Tagen so stark und beständig in ihm gewesen war, hatte sich schon gelegt, und er entdeckte, daß er sich jetzt zu sehr beobachtete, um noch so primitiv wie früher, mit einfachen Gedanken und Wünschen, zu leben.

Lizzie warf den Kopf zurück.

»Ach, es ist nichts los mit ihm!« sagte sie. »Ich bin nur so ein bißchen mit ihm gegangen. Ich mußte das, weißt du«, erklärte sie nach einer Pause. »Ich fing an, mich so einsam zu fühlen. Aber ich habe dich nie vergessen.«

Ihre Stimme sank, und sie blickte vor sich hin. »Ich würde ihn jederzeit deinetwegen laufen lassen.«

Martin sah ihr abgewandtes Gesicht und wußte, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu nehmen; dabei fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ob eine richtige Grammatik irgendeinen wirklichen Wert habe, und so vergaß er ganz zu antworten.

Telegram@shabarsbibliothek

»Du hast es ihm gehörig gegeben«, sagte sie und lachte.

»Er ist aber doch ein kräftiger Kerl«, erkannte er großmütig an. »Wenn die andern ihn nicht weggeholt hätten, würde er mir noch tüchtig zu schaffen gemacht haben.«

»Wer war die Frau, mit der ich dich an dem Abend sah?« fragte sie plötzlich.

»Ach, nur eine Freundin«, lautete seine Antwort.

»Es ist lange her«, murmelte sie nachdenklich. »Mir ist, als wären tausend Jahre seitdem vergangen.«

Aber Martin ging nicht weiter darauf ein. Er lenkte das Gespräch in andere Bahnen. Sie frühstückten im Restaurant, wo er Wein und feine Delikatessen bestellte, und nachher tanzte er mit ihr und mit keiner andern, bis sie müde war. Er tanzte gut, und sie wirbelte selig mit ihm herum, den Kopf an seiner Schulter, und wünschte, es möge ewig dauern. Später am Nachmittag gingen sie unter den Bäumen spazieren, und dann setzte sie sich nieder, während er sich der Länge lang, den Kopf in ihrem Schoß, auf den Rücken legte. Halb schlafend lag er, während sie ihm das Haar streichelte und ihn voller Liebe anblickte. Als er plötzlich die Augen öffnete, las er die zärtliche Hingabe in ihrem Antlitz. Ihre Lider senkten sich, dann aber schlug sie die Augen auf und blickte ihn mit offener Liebe an.

»Ich hab mich all diese Jahre ordentlich gehalten«, sagte sie so leise, daß es wie ein Flüstern klang.

Martin wußte, daß dies, so wunderbar es klang, die Wahrheit war. Eine starke Versuchung überkam ihn. Es stand in seiner Macht, sie glücklich zu machen. Wenn auch ihm das Glück versagt war, warum sollte er sie nicht glücklich machen? Er konnte sie heiraten und sie mitnehmen nach seinem Grasschloß auf den Marquesas. Der Wunsch, das zu tun, war stark in ihm, aber noch stärker war etwas in seiner Natur, das es ihm verbot. Trotz allem war er immer noch der Liebe treu. Die alten,

Telegram@standardbibliothek

leichtsinnigen Tage mit ihrer Ungebundenheit waren vorbei. Er konnte sie nicht wieder zurückrufen und konnte auch nicht wieder zu ihnen zurückkehren. Er war ein anderer geworden – wie sehr, das wußte er erst in diesem Augenblick.

»Ich gehöre nicht zu den Männern, die sich verheiraten, Lizzie«, sagte er leichthin.

Die Hand, die sein Haar streichelte, hielt einen Augenblick inne, dann aber streichelte sie weiter, sanft und liebkosend wie zuvor. Er sah, wie ein harter Ausdruck in ihr Antlitz trat, aber es war die Härte, die einem großen Entschluß folgt, denn ihre Wangen behielten ihre warme Röte, und ihr ganzes Wesen glühte in Liebe.

»Das meinte ich nicht«, begann sie, doch ihre Stimme versagte. »Das ist mir ganz gleichgültig! Mir ist es gleichgültig!« wiederholte sie. »Ich wäre stolz darauf, deine Freundin zu sein. Ich würde alles für dich tun. So bin ich nun einmal.«

Martin setzte sich auf. Er nahm ihre Hand in die seine. Er tat es in voller Überlegung, warm, aber ohne Leidenschaft; und diese Art Wärme kühlte sie ab.

»Wir wollen nicht weiter davon reden«, sagte sie.

»Du bist ein großartiges, mutiges Mädchen«, sagte er. »Und ich sollte stolz auf dich sein. Und ich bin es auch, ich bin es! Du bist für mich ein Lichtstrahl in einer sehr dunklen Welt, und ich muß ehrlich gegen dich sein, ebenso ehrlich, wie du es gegen mich gewesen bist.«

»Es ist mir gleich, ob du ehrlich bist oder nicht, du könntest alles mit mir machen. Du könntest mich in den Schmutz werfen und mit Füßen treten. Und du bist der einzige Mann in der Welt, der das dürfte«, fügte sie mit einem Anflug von Trotz hinzu. »Ich habe nicht umsonst seit meiner Kindheit auf mich gehalten.«

Telegramgeschaadslibiintrek

»Und gerade deshalb möchte ich es nicht gern«, sagte er sanft. »Du bist so groß und hochherzig, daß ich auch offen mit dir sprechen muß. Ich kann nicht heiraten, und ich kann nicht – nun ja – lieben, ohne zu heiraten, wenn ich der Liebe auch in alten Tagen nicht aus dem Wege gegangen bin. Es tut mir leid, daß ich hergekommen bin und dich getroffen habe. Aber das ist jetzt nicht mehr zu ändern, und ich hätte nie gedacht, daß es so kommen würde. Aber nun sieh mal, Lizzie! Ich kann dir gar nicht sagen, wie gern ich dich habe. Ich habe dich mehr als gern. Ich bewundere und achte dich. Du bist prachtvoll, und du bist von einer prachtvollen Güte. Aber was hilft es, davon zu reden? Ich möchte gern etwas für dich tun. Du hast ein hartes Leben hinter dir – laß es mich dir erleichtern.« (Ein glücklicher Ausdruck trat in ihre Augen, verschwand aber gleich wieder.) »Ich glaube bestimmt, daß ich bald viel Geld verdienen werde – massenhaft Geld.«

In diesem Augenblick gab er den Gedanken an das Tal und die Bucht und das Grasschloß und den zierlichen weißen Schoner auf. Was bedeutete das alles schließlich? Er konnte fortziehen, wie er es so oft getan, als einfacher Matrose, auf irgendeinem Schiff, irgendwohin.

»Das Geld möchte ich gern dir überlassen. Es muß doch irgend etwas geben, was du dir wünschst – zur Schule oder auf die Handelsschule zu gehen oder zu studieren oder Stenographie zu lernen. Das könnte ich für dich ordnen. Oder vielleicht leben deine Eltern noch. Ich könnte ihnen einen Krämerladen oder sonst etwas kaufen. Sag mir, was du dir wünschst, ich kann es dir schaffen.«

Sie antwortete nicht, sondern starrte mit trockenen Augen vor sich hin und saß unbeweglich und mit einem stechenden Schmerz im Hals da, den Martin so deutlich spürte, daß ihn gleichsam sein eigener Hals schmerzte. Er bereute, daß er gesprochen hatte. Es war so jämmerlich, was er ihr geboten

Tereyaran@Strandbibliothek

hatte – nur Geld. Er bot ihr etwas rein Äußerliches, von dem er sich schmerzlos trennen konnte, sie aber bot sich selbst, mit Entehrung, Schande, Sünde und all ihrer Hoffnung auf die ewige Seligkeit.

»Wir wollen nicht mehr davon reden«, sagte sie, und ihre Stimme versagte, was sie durch Husten zu verdecken suchte. Dann stand sie auf. »Komm, laß uns heimgehen. Ich bin todmüde.«

Es wurde Abend, und die Festteilnehmer waren fast alle schon verschwunden. Als aber Martin und Lizzie aus dem Gehölz kamen, wartete die Bande noch auf sie. Martin wußte sofort, was das bedeutete. Es war Gefahr im Verzuge. Die Bande war seine Leibwache. Sie gingen dann durch die Pforte, und ein Stückchen hinter ihnen her kam eine andere Bande – Lizzies Liebster, der seine Freunde gesammelt hatte, um sich zu rächen. Auch ein paar Schutzleute und Polizeibeamte waren da, die gemerkt hatten, daß es etwas geben würde. Sie folgten, um einschreiten zu können, und trieben die beiden Banden einzeln vor sich her, bis sie sie im Zuge nach San Franzisko hatten. Martin sagte Jimmy, er wolle auf der Sixteenth-Street-Station aussteigen und mit der Straßenbahn nach Oakland fahren. Lizzie war sehr still und interessierte sich offenbar nicht für das Bevorstehende. Der Zug erreichte die Sexteenth-Street-Station, und sie konnten die wartende Elektrische sehen, deren Schaffner ungeduldig klingelte.

»Da ist sie«, sagte Jimmy, »lauft ihr nach – wir halten sie schon zurück. Los, macht, daß ihr fortkommt!«

Die feindliche Bande war durch das Manöver einen Augenblick verwirrt, dann aber setzte sie den Flüchtigen nach. Die ruhigen, nüchternen Oaklander Bürger, die im Wagen saßen, beachteten den jungen Mann und das junge Mädchen, die angelaufen kamen und sich auf eine der vordersten Bänke des offenen Wagens setzten, kaum. Sie brachten das Paar nicht

Tonbyrangsmandsbibliotek

mit Jimmy in Verbindung, der auf das Trittbrett sprang und dem Wagenführer zurief:

»Los, alter Knabe, mach, daß du weiterkommst!«

Im nächsten Augenblick war Jimmy herumgewirbelt, und die Passagiere sahen, wie er einem Manne, der angelaufen kam und in den Wagen zu steigen versuchte, mit der Faust ins Gesicht schlug. Und überall längs des Wagens pflanzten sich Fäuste in die Gesichter von Burschen, die aufzusteigen versuchten – es waren Jimmy und seine Gefährten, die in einer langen Reihe auf dem Trittbrett standen und Front gegen die Angreifer machten. Der Schaffner klingelte heftig, und der Wagen setzte sich in Bewegung, während Jimmys Bande, die jetzt die letzten Angreifer verjagt hatte, absprang, um den Kampf auf der Straße fortzusetzen. Der Wagen fuhr weiter und hatte das Kampfgetümmel bald weit hinter sich gelassen. Die verblüfften Fahrgäste ließen es sich nicht einen Augenblick einfallen, daß der ruhige junge Mann und das hübsche Arbeitermädel, die in einer Ecke des offenen Wagens saßen, die Ursache des ganzen Auftritts gewesen waren.

Martin hatte sich über den Kampf gefreut, die alte Kampfesfreude hatte ihn wieder durchbebt. Aber dies Gefühl verschwand schnell, und eine unendliche Traurigkeit senkte sich auf ihn herab. Er fühlte sich sehr alt – um Jahrhunderte älter als die sorglosen, unbekümmerten jungen Leute, die in den entschwundenen Tagen seine Kameraden gewesen waren. Er hatte es weit gebracht – zu weit, um noch umkehren zu können. Ihre Lebensweise, die einmal auch die seine gewesen, war ihm jetzt zuwider. Alles enttäuschte ihn. Er war ihnen entfremdet. Wie das Bier schal geschmeckt hatte, so war ihm auch ihre Gesellschaft schal geworden. Er hatte sich zu weit von ihnen entfernt. Zwischen ihm und ihnen lagen viele Tausende von Büchern, die er geöffnet hatte. Er hatte sich selbst ausgeschlossen. Er war so weit in das mächtige Reich

Tebyan@Shabestan-Bibliothek

des Geistes gereist, daß er nicht wieder heimfinden konnte. Andrerseits aber war er nur ein Mensch, und seine Sehnsucht nach der Gesellschaft anderer Menschen war immer noch unbefriedigt. Er hatte keine neue Heimat gefunden. So wenig wie die Bande, wie seine eigene Familie, wie die Bourgeoisie ihn verstehen konnte, so wenig konnte das junge Mädchen neben ihm, das er so hoch schätzte, ihn oder die Ehre verstehen, die er ihr erwies. Und als er das dachte, mischte sich Bitterkeit in seine Trauer.

»Vertrag dich lieber wieder mit ihm«, riet er Lizzie, als er sich vor der Mietskaserne, in der sie wohnte, von ihr verabschiedete. Er sprach von dem jungen Burschen, den er heute verdrängt hatte.

»Ich kann nicht… jetzt nicht«, sagte sie.

»Ach was«, sagte er munter, »du brauchst ja nur zu pfeifen, dann kommt er angelaufen.«

»Das meinte ich nicht«, sagte sie einfach.

Und er wußte, was sie gemeint hatte.

Sie lehnte sich an ihn, als sie ihm gute Nacht sagte, aber sie tat es nicht lockend oder verführerisch, nur träumerisch und demütig. Er war tief gerührt. Mitleid überkam ihn. Er schloß sie in seine Arme und küßte sie, und er wußte, daß der Kuß, den sie auf seine Lippen drückte, ein so ehrlicher Kuß war, wie ihn nur je ein Mann empfangen hatte.

»Mein Gott!« schluchzte sie. »Ich könnte für dich sterben! Ich könnte für dich sterben!«

Plötzlich riß sie sich von ihm los und lief hinauf.

Er fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen traten.

»Martin Eden«, sagte er, »du bist keine Bestie, und du bist ein verflucht schlechter Nietzschejünger. Wenn du könntest, würdest du sie heiraten und ihr bebendes Herz mit Freude füllen; aber du kannst nicht, du kannst nicht! Und das ist eine verfluchte Schande!

Telegram@straßenbibliothek

Der arme alte Vagabund zeigt seine alten Schwären«, zitierte er murmelnd Henley. »Das Leben ist, glaube ich, eine Dummheit und eine Schande. Es ist – eine Dummheit und eine Schande.«

Telegram@shabarsbibliothek

Neunzehntes Kapitel

›Die Schande der Sonne‹ erschien im Oktober. Als Martin das Postpaket öffnete und das halbe Dutzend Freiexemplare, das der Verlag ihm schickte, auf den Tisch fiel, überkam ihn eine tiefe Traurigkeit. Er dachte an die unbändige Freude, die er gefühlt hätte, wenn dies vor wenigen Monaten geschehen wäre, und er verglich diese Freude mit der kühlen Gleichgültigkeit, die er jetzt empfand. Es war sein Buch, sein erstes Buch, und dabei schlug sein Herz nicht höher, und er war nur traurig! Jetzt bedeutete es ihm so wenig. Das höchste war, daß es ihm Geld einbringen konnte, und nicht einmal aus Geld machte er sich noch viel.

Er ging mit einem Buch in die Küche und schenkte es Maria.

»Das hab ich gemacht«, sagte er, als sie ihn verdutzt ansah. »Ich habe es in dem Zimmer drüben geschrieben, und ich glaube, daß einige Teller von Ihrer Gemüsesuppe mit darin sind. Behalten Sie es. Es gehört Ihnen. Wissen Sie, nur so als Erinnerung an mich.«

Er wollte nicht prahlen oder großtun. Sein einziger Beweggrund war, ihr eine Freude zu bereiten, sie stolz auf ihn zu machen, ihr zu zeigen, daß sie recht gehabt hatte, ihm solange die Treue zu bewahren. Sie legte das Buch auf die Familienbibel im Wohnzimmer. Etwas Heiliges war dieses Buch, das ihr Zimmerherr gemacht hatte, ein Symbol der Freundschaft. Es milderte den Schlag, den es für sie bedeutet hatte, als sie erfuhr, daß er Wäschereiarbeiter gewesen war, und obwohl sie keine einzige Zeile in dem Buch verstand, wußte sie, daß jedes Wort darin großartig war. Sie war eine

Telegram@shabarshibliotheek

einfache, praktische, schwerarbeitende Frau, aber Glauben besaß sie in reichem Maße.

Mit derselben Gleichgültigkeit, mit der er die ersten Exemplare seines Buches in Empfang genommen hatte, las er die Besprechungen, die ihm täglich von einem Ausschnittbüro zugeschickt wurden. Das Buch erregte Aufsehen, das war klar ersichtlich. Das bedeutete mehr Gold in seinem Beutel. Er konnte etwas für Lizzie tun, alle seine Versprechungen einlösen und hatte dann noch Geld, sein Grasschloß zu bauen.

Singletree, Darnley & Co. waren so vorsichtig gewesen, zunächst nur eine Auflage von fünfzehnhundert Exemplaren zu drucken; sobald aber die ersten Kritiken erschienen, gaben sie sofort eine neue, doppelt so hohe Auflage in Satz – und ehe die ausgeliefert war, war schon eine weitere Auflage von fünftausend Exemplaren unterwegs. Eine Londoner Firma vereinbarte telegrafisch eine englische Ausgabe, und unmittelbar darauf trafen Mitteilungen ein, daß französische, deutsche und skandinavische Übersetzungen in Vorbereitung seien. Der Angriff auf die Maeterlinck-Schule hätte zu keinem gelegeneren Zeitpunkt kommen können, und bald tobte ein heißer Kampf um ›Die Schande der Sonne‹. Die Anhänger Maeterlincks scharten sich um die Fahne des Mystizismus, Kritiker und Philosophen auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans eiferten für und wider, ja selbst Bernard Shaw erschien in der Arena mit einer so kräftigen Salve, daß er beinahe die Streitenden wie den ganzen Streit abgetan hätte, und das Getöse wurde ohrenbetäubend.

»Es ist etwas höchst Seltenes«, schrieben Singletree, Darnley & Co. an Martin, »daß eine kritische, philosophische Abhandlung sich wie ein Roman verkauft. Sie hätten keinen besseren Gegenstand wählen können, und dazu sind uns die äußeren Verhältnisse ganz außergewöhnlich günstig. Wir brauchen Ihnen kaum zu versichern, daß wir das Eisen

Textgrenzen-Übersetzbibliothek

schmieden, solange es heiß ist. Es sind bereits über zwanzigtausend Exemplare in den Vereinigten Staaten und in Kanada verkauft worden, und eine neue Auflage von zwanzigtausend befindet sich im Druck. Wir arbeiten Tag und Nacht, um die Nachfrage zu befriedigen, haben aber selbstverständlich auch das Unsere dazu beigetragen, um diese Nachfrage zu schaffen. Wir haben schon fünftausend Dollar für Propaganda ausgegeben. Das Buch wird sicher jeden früheren Rekord brechen.

Sie finden beiliegend den Durchschlag eines Vertrages über Ihr nächstes Buch, den wir so frei sind, Ihnen zu schicken. Sie wollen freundlichst beachten, daß wir Ihr Honorar auf zwanzig Prozent erhöht haben; dies ist der höchste Satz, bis zu dem eine solide, konservative Firma gehen kann. Wenn unser Angebot Ihnen zusagt, bitten wir Sie, in den freigelassenen Raum den Titel Ihres neuen Buches einzutragen. Bezüglich des Inhalts stellen wir keinerlei Bedingungen. Art und Gegenstand des Buches sind gleich. Wenn Sie ein Manuskript liegen haben, um so besser. Es gilt, wie gesagt, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist, und heißer, als es ist, kann es nicht werden.

Sobald wir den Vertrag mit Ihrer Unterschrift in Händen haben, werden wir uns erlauben, Ihnen einen Scheck über fünftausend Dollar als Vorschuß auf Ihr Honorar zu übersenden. Sie sehen, daß wir großes Vertrauen in Sie setzen und daß wir entschlossen sind, in dieser Angelegenheit etwas *zu* riskieren. Wir wären auch nicht abgeneigt, mit Ihnen über einen Vertrag bezüglich Ihrer weiteren Arbeiten – sagen wir auf zehn Jahre – zu verhandeln, innerhalb welchen Zeitraums wir allein das Recht hätten, alles, was Sie schreiben, in Buchform herauszugeben. Aber hierauf werden wir später zurückkommen.«

Martin legte den Brief auf den Tisch, rechnete im Kopf und kam zu dem Ergebnis, daß sechzigtausend mal fünfzehn Cent

Telegrafenstrand-Bibliothek

neuntausend Dollar machen mußten. Er unterschrieb den neuen Vertrag, füllte den freigelassenen Platz mit ›Der Rauch der Freude‹ aus und schickte ihn dem Verleger mit den zwanzig Kurzgeschichten zurück, die er geschrieben hatte, ehe er die Formel für die kurze Zeitungsgeschichte entdeckte. Und ebenso schnell, wie die Post der Vereinigten Staaten einen Brief hin- und zurückbefördern konnte, kam der Scheck über fünftausend Dollar.

»Ich möchte gern, daß Sie heute nachmittag gegen zwei mit mir zur Stadt gehen«, sagte Martin zu Maria an dem Morgen, als der Scheck gekommen war. »Nein, es ist übrigens besser, wenn wir uns um zwei an der Ecke von der Fourteenth Street und dem Broadway treffen. Ich werde mich nach Ihnen umsehen.«

Um die festgesetzte Zeit war sie dort, aber sie hatte sich nur Schuhe als die Lösung des Rätsels denken können, und es war eine deutliche Enttäuschung für sie, als Martin sie an einem Schuhladen vorbei in das Büro eines Grundstücksmaklers führte. Was dort drinnen geschah, blieb ihr bis ans Ende ihrer Tage wie ein Traum. Feine Herren lächelten ihr freundlich zu, während sie mit Martin und miteinander sprachen; dann klapperte eine Schreibmaschine; ein imponierendes Dokument wurde unterschrieben; ihr eigener Hauswirt war auch da und setzte seine Unterschrift unter das Papier; und als alles vorbei war und sie sich wieder auf der Straße befand, sagte ihr Wirt zu ihr:

»Na, Maria, diesen Monat bezahlen Sie mir also nicht siebeneinhalb Dollar.«

Maria war zu verwirrt, um antworten zu können.

»Und nächsten und übernächsten Monat auch nicht«, sagte ihr Wirt.

Sie dankte ihm stammelnd, als sei es eine Gunst, die er ihr schenkte, und erst als sie nach Nordoakland zurückgekehrt war

Telegramm-Stadtbibliothek

und der portugiesische Krämer das Papier untersucht hatte, wurde sie sich klar darüber, daß das kleine Haus, in dem sie so lange gewohnt und für das sie so lange Miete bezahlt hatte, jetzt ihr gehörte.

»Warum kaufen Sie nicht mehr bei mir?« fragte der portugiesische Krämer Martin am selben Abend. Er trat auf die Straße, um mit Martin, der gerade aus der Elektrischen stieg, zu sprechen; und Martin erklärte, daß er sich nicht mehr selbst sein Essen bereitete, und ging dann mit ihm hinein, um ein Glas Wein zu trinken. Er bemerkte, daß es der beste Wein war, den der Krämer auf Lager hatte.

»Maria«, verkündete Martin am Abend. »Jetzt verlasse ich Sie. Und Sie werden selbst auch bald fortgehen. Dann können Sie das Haus vermieten und selbst Hausbesitzer spielen. Sie haben doch einen Bruder in San Leandro oder in Haywards, der im Meiereigeschäft ist. Ich wünsche, daß Sie all Ihre Wäsche zurückschicken – ungewaschen, verstehen Sie! – ungewaschen, und morgen werden Sie nach San Leandro oder Haywards fahren oder wo Ihr Bruder wohnt. Sagen Sie ihm, daß er herkommen soll, um mit mir zu sprechen. Ich wohne im Hotel Metropol in Oakland. Er muß doch wissen, ob eine Meierei gut ist, wenn er sie sieht.«

Und so kam es, daß Maria Besitzerin eines Hauses und einer Meierei mit zwei Angestellten sowie eines Bankkontos wurde, das ständig anwuchs, obwohl ihre Kinderschar jetzt stets mit Schuhen versehen war und zur Schule ging. Es gibt nur sehr wenige Menschen, die dem Märchenprinzen, von dem sie träumen, begegnen; Maria aber, die nüchtern dachte, schwer schuftete und nie von einem Märchenprinzen geträumt hatte, Maria begegnete einem Prinzen, der die Maske eines früheren Wäschereiarbeiters trug.

Unterdessen hatte die Welt zu fragen begonnen: »Wer ist dieser Martin Eden?« Er hatte sich geweigert, seinen Verlegern

Tellurian@shabbir.bibliothek

biographische Aufschlüsse zu geben, aber die Zeitungen wollten sich nicht abweisen lassen. Oakland war sein Wohnort, und die Reporter stöberten Dutzende von Leuten auf, die ihnen etwas über ihn erzählen konnten. Alles, was er war und nicht war, alles, was er getan und noch mehr, was er nicht getan hatte, wurde zur Erbauung der Öffentlichkeit verbreitet, begleitet von Momentaufnahmen und Porträtphotographien –, letztere wurden bei dem Photographen des Viertels erworben, der einmal ein Bild von Martin aufgenommen hatte, sich jetzt das Urheberrecht darauf sicherte und es auf den Markt brachte. Anfangs kämpfte Martin gegen diesen Rummel, so groß war sein Ekel vor den Zeitschriften und der ganzen Bourgeoisie, schließlich aber gab er nach, weil es das Einfachste war. Er fand, daß er sich nicht vor den Sonderkorrespondenten verleugnen lassen konnte, die von weit her gereist kamen, um mit ihm zu reden. Außerdem hatte jeder Tag viele Stunden, und da er jetzt nicht mehr studierte und schrieb, mußten diese Stunden ja irgendwie ausgefüllt werden; und deshalb fügte er sich in das, was in seinen Augen nur eine Laune war, ließ sich interviewen, sprach seine Ansichten über Literatur und Philosophie aus und nahm sogar Einladungen der Bourgeoisie an. Er war in einen sonderbaren Zustand bequemen Wohlwollens geraten. Nichts störte seinen Gleichmut. Er verzieh allen Menschen, selbst dem jungen Reporter, der ihn einst in so roten Farben gemalt hatte, und gewährte ihm ein spaltenlanges Interview, für das ihn die Zeitung eigens photographieren ließ.

Hin und wieder traf er Lizzie, und es war klar, daß sie über den Ruhm, den er erlangt hatte, heimlich traurig war, denn der vertiefte nur die Kluft zwischen ihnen. Vielleicht geschah es in der Hoffnung, diese Kluft zu verkleinern, daß sie seinen Vorstellungen nachgab und begann, die Handelsschule und Abendkurse zu besuchen, und daß sie ihre Kleider bei einer

Telegram@schattenstoberstreck

vorzüglichen Schneiderin nähen ließ, die horrende Preise forderte. Sie veränderte sich täglich zu ihrem Vorteil, bis Martin sich fragte, ob er auch richtig gehandelt hatte, denn er wußte, daß sie alles das ausschließlich um seinetwillen tat. Sie versuchte, seiner wert zu werden – so zu werden, wie er ihrer Meinung nach eine Frau haben wollte. Und dennoch machte er ihr keine Hoffnung, behandelte sie ganz, als ob er ihr Bruder wäre, und traf sich nur selten mit ihr.

Sein Ruhm hatte jetzt den Gipfel erreicht, und in diesem Augenblick warf die Meredith-Lowell-Company ›Überfällig‹ auf den Markt, und da es ein Roman war, wurde er ein noch größerer buchhändlerischer Erfolg als ›Die Schande der Sonne‹. Woche auf Woche genoß er die unerhörte Ehre, mit zwei Büchern obenan auf der Liste der »Schlager« zu stehen. ›Überfällig‹ hatte nicht nur Erfolg bei den typischen Romanlesern, denn wer mit Leidenschaft ›Die Schande der Sonne‹ gelesen hatte, fühlte sich gleichfalls bei der Seegeschichte durch die universale Auffassung und meisterhafte Behandlung des Themas angezogen. Zuerst hatte er den Mystizismus und dessen literarische Verehrer angegriffen und hatte das ausgezeichnet gemacht; dann hatte er mit Erfolg die Literaturform geschaffen, deren Gesetze er dargelegt hatte, und so erwies er sich als ein Genie der ganz seltenen Art – Kritiker und Schöpfer zugleich.

Geld und Ruhm brachen über ihn herein – er erschien wie ein leuchtender Komet am Firmament der Literatur, aber die Sensation, die er erregte, belustigte ihn eher, als daß sie ihn wirklich interessierte. Eines verblüffte ihn – eine Kleinigkeit, die wiederum die Welt verblüfft haben würde, wenn sie sie gewußt hätte. Aber die Welt wäre eher erstaunt gewesen über sein Erstaunen als über die Kleinigkeit, die für ihn so riesige Dimensionen annahm. Richter Blount lud ihn zum Essen ein. Das war die kleine Sache, oder so begann die kleine Sache, die

Telegram@Schadebibliothek

bald zur großen Frage für ihn werden sollte. Er hatte Richter Blount beleidigt, ihn geradezu scheußlich behandelt, und Richter Blount lud ihn nun, als er ihn eines Tages auf der Straße traf, zum Essen ein! Martin dachte an all die zahlreichen Gelegenheiten, bei denen er Richter Blount bei Morses getroffen und Richter Blount ihn *nicht* zum Essen eingeladen hatte. Er fragte sich, warum er ihn damals nicht eingeladen hatte. Er selbst hatte sich nicht verändert. Er war noch der alte Martin Eden. Was also war der Unterschied? War es der Umstand, daß das, war er geschrieben, jetzt in Büchern erschien? Aber es war ja die Arbeit, die er schon damals geleistet hatte. Es war nicht etwas, das er nachher gemacht hatte. Es war eine Arbeit, die er zu eben der Zeit ausgeführt hatte, als Richter Blount noch die allgemeine Auffassung teilte und über seinen Spencer und seine Intelligenz spottete. Wenn Richter Blount ihn daher jetzt zum Essen einlud, so geschah das nicht auf Grund eines wirklichen, sondern nur eines eingebildeten Wertes.

Martin grinste, nahm die Einladung an und wunderte sich über seine eigene Höflichkeit. Und beim Essen, bei dem fünf oder sechs Männer, die hohe Stellungen bekleideten, mit ihren Damen zugegen waren und bei dem Martin entschieden der Löwe der Gesellschaft war, forderte Richter Blount, warm unterstützt von Richter Hanwell, ihn auf, sich zum Mitglied des »Styx« vorschlagen zu lassen – eines ganz exklusiven Klubs, dessen Mitglieder nicht nur reiche Männer waren, sondern Männer, die wirklich etwas geleistet hatten. Und Martin lehnte ab und war verblüffter denn je.

Er war in dieser Zeit mit der Herausgabe seiner Manuskripte beschäftigt. Er wurde von Nachfragen der Redaktionen überschwemmt. Man hatte entdeckt, daß er ein kraftvoller Stilist war. Nach Veröffentlichung der ›Wiege der Schönheit‹ hatte die ›Northern Review‹ um Überlassung von fünf oder

Telegram@shabdsbibliotek

sechs ähnlichen Essays gebeten, und er hätte ihr von seinem Überfluß geschickt, hätte ihm nicht ›Burtons Magazin‹, das nicht vor großen Spekulationen zurückschreckte, für fünf Essays fünfhundert Dollar das Stück geboten. Er antwortete, daß er ihrem Wunsche gern nachkommen würde, aber tausend Dollar das Stück verlangte. Er erinnerte sich, daß alle diese Manuskripte von ebendenselben Magazinen, die sich jetzt um sie rissen, zurückgesandt worden waren. Und ihre Ablehnungen waren automatisch erfolgt und in stereotypen Wendungen abgefaßt gewesen. Sie hatten ihn gequält, und jetzt gedachte er, sie dafür wieder zu quälen. ›Burtons Magazin‹ bezahlte für die fünf Abhandlungen den verlangten Preis, und die andern vier fielen ›Mackintosh's Monthly‹ zu, da die ›Northern Review‹ zu arm war, um den Wettbewerb mitmachen zu können. Und so wurden denn der Welt ›Die Hohenpriester des Mysteriums‹, ›Die Wunderträumer‹, ›Der Maßstab des Ichs‹, ›Die Philosophie der Illusion‹, ›Gott und Lehm‹, ›Kunst und Biologie‹, ›Kritik und Reagenzröhrchen‹, ›Sternenstaub‹, ›Die Würde des Wuchers‹ geschenkt – und sie erregten ungeheures Aufsehen und entfachten einen Sturm, der sich erst nach vielen Tagen wieder legte.

Redakteure fragten nach seinen Honorarsätzen, und er teilte sie ihnen mit, aber nur für Arbeiten, die er bereits geschrieben hatte. Er wollte sich durchaus nicht zu neuen Arbeiten verpflichten. Er hatte gesehen, wie Brissenden vom Pöbel zerrissen wurde, und wenn der Pöbel ihm jetzt auch zujubelte, so konnte er doch seine Empörung nicht überwinden oder Achtung vor dem Pöbel gewinnen. Seine eigne Popularität war in seinen Augen eine Schande und ein Verrat gegen Brissenden. Sie wirkte auf ihn wie ein Peitschenhieb, aber er war entschlossen, seinen Geldbeutel weiter zu füllen.

Er erhielt Briefe von Redakteuren wie den folgenden: »Vor etwa einem Jahre haben wir leider Ihre Sammlung

Telegramm-Archiv-Bibliothek

›Liebeszyklus‹ ablehnen müssen. Wir waren damals tief beeindruckt, aber gewisse bereits getroffene Dispositionen hinderten uns, sie anzunehmen. Wenn Sie sie noch nicht vergeben haben und so freundlich sein wollen, sie uns zu schicken, so würde es uns eine große Freude sein, die ganze Sammlung zu Bedingungen, die Sie selbst bestimmen wollen, herauszugeben. Wir sind ferner gern bereit, Ihnen ein vorteilhaftes Angebot bezüglich einer Buchausgabe zu machen.«

Martin erinnerte sich seines Jambendramas und schickte es statt dessen. Ehe er es einpackte, las er es durch und fand es besonders hohl, schwülstig und stümperhaft. Aber er sandte es doch ein, und es erschien zum ewigen Kummer des Verlegers. Das Publikum war aufgebracht und ungläubig. Der Sprung von Martin Edens anderen vorzüglichen Arbeiten bis zu diesem feierlichen Unsinn war zu groß. Man behauptete, daß er es gar nicht geschrieben, daß die Zeitschrift eine plumpe Fälschung gebracht hätte, oder daß Martin Eden es machte wie Dumas Vater, der auf dem Höhepunkte seiner Popularität andere seine Bücher für sich schreiben ließ. Als er aber erklärte, daß das Drama ein Versuch aus seiner literarischen Frühzeit sei und daß die Zeitschrift keine Ruhe gegeben hätte, bis sie es bekam, amüsierte man sich köstlich über die hereingefallene Zeitschrift, und die Folge war ein Redaktionswechsel. Das Drama erschien nie in Buchform, aber Martin Eden behielt den Vorschuß, den er auf die Ausgabe erhalten hatte.

›Coleman’s Weekly‹ sandte Martin ein langes Telegramm, das fast dreihundert Dollar kostete, und bot ihm für zwanzig Aufsätze je tausend Dollar. Er sollte auf Kosten des Blattes die Vereinigten Staaten durchreisen und über Themen schreiben, die ihn besonders interessierten und die er selbst auswählen sollte. Der größte Teil des Telegramms enthielt eine Aufzählung der möglichen Themen, um ihm zu zeigen, daß er

Telegrammstandsbibliothek

in dieser Beziehung völlig frei sei. Die einzige Beschränkung, die ihm auferlegt wurde, war, daß er sich an die Vereinigten Staaten halten sollte. Martin telegrafierte, daß er das Angebot leider nicht annehmen könnte, und sandte diese Antwort unter Nachnahme.

›Wiki-Wiki‹, das in ›Warren's Monthly‹ erschien, wurde sofort ein großer Erfolg. Es erschien später als schön ausgestattetes Buch, und um diese Ausgabe, die zu Weihnachten erschien, riß man sich geradezu. Die Kritiker waren einstimmig begeistert und erklärten, daß die Erzählung mit den bedeutendsten klassischen Erzeugnissen dieser Art, dem ›Flaschenteufelchen‹ und dem ›Chagrinleder‹ auf einer Höhe stände.

Dagegen verhielt sich das Publikum ziemlich kühl und abwartend gegenüber der Sammlung Erzählungen, die er ›Rauch der Freude‹ genannt hatte. Das Kühne, Unkonventionelle dieser Erzählungen war ein Schock für die bourgeoise Moral und ihre Vorurteile; als aber Paris über die fast gleichzeitig erscheinende französische Übersetzung vor Begeisterung ganz außer sich geriet, folgte die amerikanische und englische Leserwelt und kaufte so viele Exemplare, daß Martin die konservative Firma Singletree, Darnley & Co. zwang, ihm für ein drittes Buch fünfundzwanzig Prozent und für ein viertes sogar dreißig Prozent Honorar zu zahlen. Diese beiden Bände enthielten alle Kurzgeschichten, die er geschrieben hatte und die früher in den Zeitschriften erschienen waren oder noch erschienen. ›Glockenläuten‹ und andere unheimliche Geschichten bildeten die eine Sammlung; die andere bestand aus ›Abenteuer‹, ›Der Topf‹, ›Der Wein des Lebens‹, ›Der Strudel‹ und fünf anderen Erzählungen. Die ›Meredith-Lowell Co.‹ sicherte sich alle seine Abhandlungen, und die ›Macmillan Co.‹ erhielt ›Seelyrik‹ und den ›Liebeszyklus‹, der jedoch erst in ›Ladies' Home Companion‹

Telegram@gratisbibliothek

veröffentlicht wurde, das einen wahnsinnigen Preis dafür bezahlen mußte.

Martin seufzte erleichtert auf, als er über sein letztes Manuskript verfügt hatte. Das Grasschloß und der weiße, kupferbeschlagene Schoner waren jetzt sehr nahe. Nun, jedenfalls hatte er Brissendens Behauptung widerlegt, daß gute Arbeiten nie in die Magazine gelangten. Sein Erfolg bewies, daß Brissenden unrecht gehabt hatte. Und doch konnte er das Gefühl nicht loswerden, daß Brissenden trotz alledem recht hatte. ›Die Schande der Sonne‹ hatte ihm den Erfolg gebracht und nicht seine anderen Arbeiten. Deren Erfolg war ein rein zufälliger gewesen. Sie waren von allen Zeitschriften abgelehnt worden. ›Die Schande der Sonne‹ hatte einen Streit der Meinungen entfacht und die Strömung zu seinen Gunsten gedreht. Wenn er ›Die Schande der Sonne‹ nicht geschrieben hätte, wäre kein Wunder geschehen, und wenn kein Wunder geschehen wäre, hätte die Strömung sich nie gedreht. Singletree, Darnley & Co. lieferten den Beweis für das Wunder. Sie hatten zuerst eine Auflage von fünfzehnhundert Exemplaren herausgebracht und bezweifelt, daß sie diese verkaufen würden. Sie waren erfahrene Verleger, und keiner war mehr überrascht über den Erfolg als sie selber. Für sie war es in des Wortes wahrster Bedeutung ein Wunder gewesen. Darüber kamen sie nie hinweg, und in jedem Brief, den sie ihm schrieben, konnte er ihr ehrfürchtiges Staunen über dies erste, geheimnisvolle Ereignis lesen. Sie suchten keine Erklärung. Es gab keine Erklärung. Es war eben geschehen. Trotz aller gegenteiligen Erfahrung war es geschehen.

Und wenn Martin über all das nachdachte, zweifelte er an der Gültigkeit seiner Popularität. Es war die Bourgeoisie, die seine Bücher kaufte und ihm den Beutel füllte, und nach dem wenigen, was er von der Bourgeoisie wußte, war es ihm unfaßbar, daß sie das, was er geschrieben hatte, schätzen oder

Textgrenzen Shanor Bibliothek

verstehen könnte. Die Schönheit und Kraft in ihm bedeutete nichts für die Hunderttausende, die ihm zujubelten und seine Bücher kauften. Er war die Laune des Augenblicks, der Abenteurer, der den Parnaß erstürmt hatte, während die Götter ihm Beifall nickten. Die Hunderttausende lasen ihn und jubelten ihm zu mit demselben tierischen Mangel an Verständnis, mit dem sie sich über Brissendens ›Eintagsfliege‹ gestürzt und die Dichtung zerfleischt hatten – dieses Wolfspack, das vor ihm mit dem Schwanz wedelte, statt ihm die Zähne zu zeigen. Ob sie wedelten oder die Zähne zeigten, das war der reine Zufall. Eines wußte er jedoch mit absoluter Sicherheit: ›Eintagsfliege‹ war unendlich größer als alles, was er selbst geschrieben, unendlich größer als alles, was er in sich hatte – es war ein Gedicht, das in Jahrhunderten einzig dastand. So war es denn eine traurige Huldigung, die der Pöbel ihm erwies, denn derselbe Pöbel hatte ›Eintagsfliege‹ in den Schmutz getreten. Er seufzte tief, aber zufrieden. Er freute sich, daß das letzte Manuskript verkauft und daß er bald mit allem fertig war.

Telegram@sfabulabibliothek

Zwanzigstes Kapitel

Herr Morse traf Martin in der Halle des Hotels Metropol. Ob es der Zufall war, der ihn dorthin geführt hatte, oder ob er zu dem ausdrücklichen Zweck gekommen war, Martin zum Essen einzuladen, erfuhr Martin nie, wenn er auch eher der zweiten Annahme zuneigte. Jedenfalls wurde er zum Essen eingeladen von Herrn Morse, dem Vater Ruths, der ihm sein Haus verboten und die Verlobung zwischen ihm und seiner Tochter aufgehoben hatte.

Martin war nicht zornig. Er war nicht einmal abweisend. Er duldete Herrn Morse und dachte während des Gesprächs darüber nach, was für ein Gefühl es für diesen Mann sein mußte, sich jetzt vor ihm zu demütigen. Er lehnte die Einladung nicht ab. Er schob sie jedoch auf unbestimmte Zeit hinaus und erkundigte sich nach der Familie, namentlich nach Frau Morse und Ruth. Er sprach ihren Namen ohne Zaudern und ganz natürlich aus, obwohl er heimlich darüber erstaunt war, daß er nicht die geringste Bewegung spürte, nichts von dem altvertrauten schnelleren Pulsschlag, von der warmen Welle des Blutes.

Er erhielt viele Einladungen, und einige davon nahm er an. Leute ließen sich ihm vorstellen, um ihn zum Essen einladen zu können. Und er grübelte weiter über die kleine Frage, die jetzt zur großen wurde. Bernard Higginbotham lud ihn zum Essen ein. Er grübelte mehr denn je. Er dachte an die Tage, als er so wahnsinnig gehungert und niemand ihn zum Essen eingeladen hatte. Damals hätte er solcher Einladungen bedurft, er war matt und krank und mager geworden, weil er kein Mittagessen bekam. Das war das Paradoxe dabei. Als er

Telegram @Shotarsbuchek

Nahrung brauchte, erhielt er keine, und jetzt, da er sich so viel Essen kaufen konnte, wie er wollte, und schon den Appetit zu verlieren begann, jetzt wurde er von allen Seiten mit Einladungen überschüttet. Aber weshalb? Er konnte weder Gerechtigkeit darin sehen noch ein Verdienst von seiner Seite. Er war nicht anders, als er stets gewesen war. Alle Arbeit, die er geleistet hatte, war zu dieser Zeit schon getan. Herr und Frau Morse hatten ihn als einen Tagedieb und einen Pflichtvergessenen verurteilt und hatten durch Ruth verlangt, daß er eine Stellung als Kontorist annehmen sollte. Ja, mehr noch, sie hatten wohl gewußt, welche Arbeit er leistete. Eines seiner Manuskripte nach dem andern war durch Ruth in ihre Hände gelangt, sie hatten sie gelesen. Es waren dieselben Arbeiten, die seinen Namen in alle Zeitungen gebracht hatten, und nur der Umstand, daß sein Name in alle Zeitungen gekommen war, hatte sie veranlaßt, ihn einzuladen.

Eines war sicher: um seiner selbst und seiner Arbeit willen hatten sich die Morses nichts aus ihm gemacht, daher konnten sie auch jetzt nicht den Wunsch haben, um seinet- oder um seiner Arbeit willen mit ihm in Berührung zu kommen, sondern es war der Ruhm, den er sich erworben hatte, der Umstand, daß er jetzt etwas galt unter den Leuten und daß er – ja, warum nicht? – etwa hunderttausend Dollar besaß. Danach bemaß die Bourgeoisie den Wert eines Mannes, und wer war er, daß er etwas anderes von ihr erwarten sollte? Aber er war stolz, er verachtete diese Art der Bewertung. Er wollte um seiner selbst oder um seiner Arbeit willen geschätzt werden, die doch ein Ausdruck seiner Persönlichkeit war. So schätzte Lizzie ihn zum Beispiel. Bei ihr zählte nicht einmal die Arbeit. Sie schätzte ihn, nur ihn selbst. Und ebenso hatten Jimmy, der Klempner, und seine alten Gefährten ihn geschätzt. Das hatte sich oft genug gezeigt in den Tagen, als er zu ihnen gehörte, es hatte sich an jenem Sonntag im Shell-Mound-Park gezeigt. Sie

Telegram@schanabsbibliothek

machten sich nicht das geringste aus seiner Arbeit. Wen sie liebten und für wen sie sich schlugen, das war einfach Martin Eden, einer der Ihren und ein verflixter Kerl!

Und nun Ruth: sie hatte ihn um seiner selbst willen geliebt – das war unbestreitbar. Und doch, so sehr sie ihn auch geliebt hatte, mehr noch bedeutete in ihren Augen der Maßstab, den die Bourgeoisie anlegte. Sie hatte sich gegen seine Schriftstellerei gesträubt, und das, wie ihm schien, hauptsächlich, weil er kein Geld damit verdiente. Das war der Grund für ihre Kritik seines ›Liebeszyklus‹. Auch sie hatte ihn gedrängt, sich Arbeit zu suchen – sie nannte es allerdings etwas gehobener »eine Stellung«, tatsächlich aber war es dasselbe, und ihm gefiel die alte Bezeichnung besser. Er hatte ihr alles, was er geschrieben hatte, vorgelesen – Gedichte, Erzählungen, Abhandlungen, ›Wiki-Wiki‹, ›Die Schande der Sonne‹ – alles. Und sie hatte ihn dabei immer wieder aufgefordert, sich eine Stellung zu suchen, Arbeit anzunehmen. Großer Gott! Als ob er nicht gearbeitet, sich den Schlaf gestohlen und all seine Kräfte erschöpft hatte, um ihrer würdig zu werden.

So wurde das kleine Etwas immer größer. Er war gesund und kräftig, aß regelmäßig, schlief lange, und doch wurde das kleine Etwas, das immer wuchs, allmählich zu einer Qual. Getane Arbeit. Das Wort ging ihm nicht aus dem Kopf. Nach einem schweren Sonntagsessen saß er Bernard Higginbotham in der Wohnung über dem Bargeschäft gegenüber, und er konnte sich kaum enthalten, laut zu rufen:

Die Arbeit war getan! Und jetzt fütterst du mich, während du mich früher hungern ließest, mir dein Haus verbotest und mich verdammtest, weil ich mir keine feste Stellung suchte. Und die Arbeit war schon getan – fertig. Und wenn ich jetzt etwas sage, dann schweigst du und hörst andächtig auf das, was mir zu sagen einfällt. Ich sage dir, daß deine Partei korrupt und voll

Tetoyam@Stadtbibliothek

von Erpressern ist, und statt wütend aufzufahren, sagst du nur »hm« und »hä« und gibst zu, daß an dem, was ich sage, ein gut Teil Wahres ist. Und warum? Weil ich berühmt bin, weil ich viel Geld habe. Nicht weil ich Martin Eden bin, ein braver Bursche und nicht gerade dumm! Ich könnte dir erzählen, daß der Mond aus grünem Käse gemacht sei, und du würdest mir zustimmen – jedenfalls würdest du es nicht bestreiten –, weil ich Geld, viel Geld habe. Und alles war längst getan; es war Arbeit, sage ich dir, die ich leistete, als du mich wie den Schmutz unter deinen Füßen behandelt hast!

Aber Martin rief es nicht laut. Der Gedanke nagte in seinem Hirn, eine ewige Qual, während er lächelte und sich mit Erfolg zur Nachsicht zwang. Als er schwieg, nahm Bernard Higginbotham die Zügel der Unterhaltung in die Hand. Er habe selbst Erfolg gehabt und sei stolz darauf. Er sei ein Selfmademan. Niemand habe ihm geholfen. Er schulde keinem Menschen etwas. Er tue seine Pflicht als Bürger und ernähre eine große Familie. Und das sichtbarste Zeichen seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit sei Higginbothams Bargeschäft. Er liebe Higginbothams Bargeschäft, wie manche Männer ihre Frauen lieben. Er öffnete Martin sein Herz und zeigte, mit welchem Scharfsinn und mit welch ungeheurer Voraussicht er das Geschäft aufgebaut hatte. Und er habe Pläne damit – große Pläne. Die Nachbarschaft wüchse stark. Der Laden sei in Wirklichkeit zu klein. Wenn er mehr Platz hätte, könnte er ein Dutzend Verbesserungen einführen, die Zeit und Geld sparten. Und er wolle sein Ziel schon erreichen. Er arbeite und spare in Erwartung des Tages, da er das Nachbargrundstück kaufen und noch ein zweistöckiges Fachwerkhaus dazu bauen könne. Den oberen Stock wolle er vermieten, und das ganze Erdgeschoß in beiden Häusern solle Higginbothams Bargeschäft sein. Seine Augen glitzerten, als er von dem neuen Schild sprach, das sich quer über beide Gebäude erstrecken sollte.

Textgrundlage: Gutenberg-Bibliothek

Martin hörte ihm nicht zu. Der ewige Refrain »Getane Arbeit« übertönte ganz das Geschwätz des andern. Dieser Refrain machte ihn toll, und er versuchte ihm zu entkommen.

»Wieviel, sagtest du, würde es kosten?« fragte er plötzlich.

Der Schwager hielt mitten in einer langen Auseinandersetzung über die Entwicklungsmöglichkeiten des Viertels inne. Er hatte nicht gesagt, wieviel es kosten würde. Aber er wußte es, ja, er wußte es. Er hatte es Dutzende von Malen ausgerechnet.

»Bei dem augenblicklichen Holzpreis«, sagte er, »wäre es für viertausend Dollar zu machen.«

»Mit dem Schild?«

»Das habe ich nicht mitgerechnet. Das kann selbstverständlich erst kommen, wenn das Gebäude schon steht.«

»Und das Grundstück?«

»Weitere dreitausend.«

Er beugte sich vor, leckte sich die Lippen, spreizte nervös die Finger und schloß sie wieder zur Faust, als er Martin einen Scheck ausstellen sah. Endlich sah er den Betrag – er lautete auf siebentausend Dollar.

»Ich – kann nicht mehr als sechs Prozent zahlen«, sagte er heiser.

Martin hätte am liebsten laut gelacht. Statt dessen aber fragte er: »Wieviel würde das machen?«

»Warte! Sechs Prozent- sechs mal sieben – vierhundertzwanzig.«

»Das macht fünfunddreißig Dollar monatlich, nicht wahr?«

Higginbotham nickte.

»Wenn du nichts dagegen hast, wollen wir es folgendermaßen ordnen.« Martin sah Gertrude an. »Du bekommst die Summe als Eigentum, wenn du die fünfunddreißig Dollar monatlich für die Hausarbeit, Kochen

Telegram@shabarsbibliothek

und Waschen und Scheuern verwendest. Die siebentausend sind dein, wenn du mir versprichst, daß Gertrude sich nicht mehr abzurackern braucht. Abgemacht?«

Bernard Higginbotham atmete schwer. Daß seine Frau nicht mehr die Hausarbeit tun sollte, kränkte seine sparsame Seele. In das großartige Geschenk war eine Pille, eine bittere Pille, eingewickelt. Daß seine Frau nicht mehr arbeiten sollte, das würgte ihn geradezu.

»Also gut«, sagte Martin, »dann bezahle ich die fünfunddreißig monatlich und – «

Er streckte die Hand nach dem Scheck aus. Aber Bernard Higginbotham kam ihm zuvor, legte die Hand darauf und rief: »Ich bin einverstanden! Ich bin einverstanden!«

Als Martin in die Elektrische stieg, fühlte er sich sehr elend und müde. Er warf einen Blick auf das anmaßende Schild.

»Der Schweinehund!« stöhnte er. »Der Schweinehund! Der Schweinehund!«

Als ›Mackintosh's Magazin‹ die ›Wahrsagerin‹ mit Randzeichnungen von Berthier und zwei Bildern von Wenn druckte, vergaß Hermann von Schmidt ganz, daß er die Verse obszön genannt hatte. Er erzählte überall, daß seine Frau es war, die den Dichter zu seiner Schöpfung inspiriert hätte, sorgte dafür, daß die Nachricht einer Zeitung zu Ohren kam, und ließ sich von deren Reporter interviewen, der in Begleitung eines Photographen und eines Zeichners erschien. Das Ergebnis war eine ganze Seite in einer Sonntagsbeilage mit vielen Photographien und einer idealisierten Zeichnung Marians und einer Menge intimer Einzelheiten über Martin Eden und seine Familie; dazu war die ganze ›Wahrsagerin‹ mit besonderer Erlaubnis von ›Mackintosh's Magazin‹ mit großen Buchstaben abgedruckt. Es erregte förmlich eine Sensation in dem Viertel, und brave Hausfrauen waren ganz stolz auf ihre Bekanntschaft mit der Schwester des großen Dichters, während

Telegram@shahrsbibliothek

die, die sie noch nicht kannten, sich beeilten, sie kennenzulernen. Hermann von Schmidt lachte vergnügt in seiner kleinen Reparaturwerkstatt und beschloß, eine neue Drehbank zu bestellen. »Das ist besser als die größte Annonce«, sagte er zu Marian, »und kostet dabei nichts.«

»Wir müssen Martin wohl zum Essen einladen«, schlug sie vor.

Und Martin kam zum Essen und war liebenswürdig gegen den dicken Großschlächter und seine noch dickere Frau – sehr wichtige Leute, die einem jungen Mann, wie Hermann von Schmidt, der hochkommen wollte, sehr von Nutzen sein konnten. Und der Köder, mit dem sie Hermann in sein Haus gezogen hatte, war sein großer Schwager. Noch ein anderer Mann hatte sich von ihm herlocken lassen, und das war der Inspektor der Generalvertretung der Asa Bicycle Company. Bei ihm wollte von Schmidt sich beliebt machen, weil er durch ihn die Vertretung für Oakland erhalten konnte. Hermann von Schmidt hatte also die Entdeckung gemacht, daß es ein gutes Aktivum war, Martin zum Schwager zu haben, obwohl er im Innern nicht begreifen konnte, wie das alles zuging. In stillen Nachtstunden, wenn seine Frau schlief, hatte er sich durch Martins Bücher hindurchgeackert und war zu dem Ergebnis gekommen, daß die Leute, die sie kauften, schöne Narren sein mußten.

Und im Innern war Martin sich nur allzu klar über die Situation, während er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und auf von Schmidts Kopf starrte, den er in Gedanken mit einem wohlgezielten Schlage nach dem andern fast in Stücke schlug.

Aber eines gefiel ihm doch an ihm. So arm und so entschlossen er war, vorwärtszukommen, hatte er doch schon ein Dienstmädchen angestellt, so daß Marian nicht die grobe Arbeit zu verrichten brauchte. Martin sprach mit dem Inspektor der Asa Bicycle Company, und nach dem Essen zog

Telgv.bln@stadtbibliothek

er ihn und Hermann von Schmidt beiseite und versprach dem Schwager seine Unterstützung, damit er sich die beste Fahrradhandlung in Oakland einrichten könnte. Ja, er ging noch weiter und forderte ihn unter vier Augen auf, sich nach einer Automobilagentur und einer Garage umzusehen, denn warum sollte er nicht beide Geschäfte mit gutem Gewinn betreiben können?

Beim Abschied schlang Marian die Arme um Martins Hals und erzählte ihm mit Tränen in den Augen, wie sehr sie ihn liebte und immer geliebt hätte. Bei dem letzten Teil dieser Behauptung stockte sie allerdings einen Augenblick, aber das verdeckte sie mit Tränen und Küssen und unzusammenhängend gestammelten Worten; Martin nahm es als eine Bitte um Verzeihung, weil sie damals nicht an ihn geglaubt und darauf gedrungen hatte, daß er sich eine feste Arbeit suchen sollte.

»Er kann das Geld nicht halten, das ist sicher«, vertraute Hermann von Schmidt seiner Frau an. »Er geriet außer sich, als ich von Zinsen sprach, und sagte, der Teufel solle das Kapital holen, und wenn ich je wieder davon anfinge, würde er mir den Schädel einschlagen. Und er nannte mich einen dickschädeligen Deutschen, jawohl! Aber ein guter Kerl ist er doch, wenn auch kein Geschäftsmann. Er hat mir geholfen, und er ist ein braver Kerl.«

Martin wurde mit Einladungen überschüttet, und je mehr kamen, desto mehr grübelte er. Er saß als Ehrengast am Tisch des Bohemian-Clubs mit hervorragenden Männern zusammen, von denen er bisher nur gehört und gelesen hatte, und sie erzählten ihm, als sie ›Glockenläuten‹ im transcontinental und ›Peri und die Perle‹ in der ›Hornisse‹ gelesen hätten, seien sie sofort davon überzeugt gewesen, daß er sich durchsetzen würde. Mein Gott, und ich hungerte und ging in Lumpen, dachte er bei sich. Warum habt ihr mich damals nicht zum

Telegrafenschaberbibliothek

Essen eingeladen? Damals hättet ihr es tun sollen. Da leistete ich etwas. Wenn ihr mich jetzt für getane Arbeit füttert, warum tatet ihr es nicht damals, als ich es nötig hatte? Nicht ein einziges Wort an ›Glockenläuten‹ oder an ›Peri und die Perle‹ ist verändert. Nein, ihr füttert mich nicht für getane Arbeit. Ihr füttert mich, weil alle anderen Menschen mich füttern, und weil es eine Ehre ist, mich zu füttern. Ihr füttert mich jetzt, weil ihr harte Bestien seid, weil ihr zum Pöbel gehört, weil der einzige platte, mechanische Gedanke des Pöbels jetzt ist, mich einzuladen. Und wie ist Martin Eden und die Arbeit, die Martin Eden geleistet hat, in all dies hineingeraten? fragte er sich anklagend, und dann stand er auf, um gewandt und witzig auf eine gewandte und witzige Tischrede zu antworten.

Und so ging es überall. Wo er sich auch befand – im Journalistenklub, im Sequeia-Klub, auf Damentees und literarischen Zusammenkünften –, stets erinnerte man sich an das erste Erscheinen von ›Glockenläuten‹ und ›Peri und die Perle‹. Und immer wieder fragte Martin sich innerlich verzweifelt: Aber warum habt ihr mich damals nicht eingeladen? Die Arbeit war geleistet. ›Glockenläuten‹ und ›Peri und die Perle‹ sind nicht im geringsten verändert. Sie waren damals ebenso künstlerisch vollkommen, ebenso wertvoll, wie sie jetzt sind. Aber ihr ladet mich nicht um meinet- oder meiner Arbeit willen ein. Ihr ladet mich ein, weil es jetzt Mode ist, weil der ganze Pöbel darauf versessen ist, Martin Eden einzuladen.

Und oft bei solchen Gelegenheiten sah er plötzlich, wie ein junger Strolch mit weitem Jackett, steifem Hut und flegelhaftem Gang sich unter die Gesellschaft mischte. So geschah es auch eines Nachmittags in der Ebell-Gesellschaft in Oakland. Als er sich von seinem Stuhl erhob und zum Podium schritt, sah er plötzlich den, jungen Strolch mit dem weitgeschnittenen Jackett und dem steifen Hut durch die große

Telegrafenschiff-Bibliothek

Tür am anderen Ende des Saales hereinschlendern. Fünfhundert Damen in Kleidern nach der neuesten Mode wandten die Köpfe, um zu sehen, was er sah, so starr und gespannt war Martin Edens Blick. Aber sie sahen nichts als den leeren Gang. Er sah den jungen Vagabunden in den Gang einschwenken und dachte, ob er wohl jetzt den steifen Hut abnehmen würde, ohne den er ihn nie gesehen hatte. Er stolzierte mit wiegenden Schultern durch den Gang gerade auf das Podium zu. Martin hätte weinen können beim Anblick dieses jugendlichen Schattens seiner selbst, wenn er daran dachte, was ihn erwartete. Er schlenderte zum Podium, gerade auf Martin los, und verschwand im Vordergrund von Martins Bewußtsein. Die fünfhundert Damen klatschten leise mit ihren behandschuhten Händen, um den verlegenen großen Mann, der ihr Gast war, zu ermutigen.

Und Martin schüttelte die Erscheinung von sich ab, lächelte und begann zu reden.

Der Schulinspektor – der brave alte Mann! – hielt Martin auf der Straße an und erinnerte ihn an verschiedene Szenen in seinem Zimmer, als Martin wegen Schlägereien aus der Schule gejagt wurde.

»Ich habe in einer Zeitschrift vor längerer Zeit ›Glockenläuten‹ gelesen«, sagte er. »Das ist ebensogut wie Poe, fabelhaft, sagte ich damals schon – fabelhaft!«

Ja, und in den Monaten darauf sind Sie zweimal auf der Straße an mir vorbeigegangen, ohne Notiz von mir zu nehmen, hätte Martin fast gesagt. Beide Male war ich hungrig und befand mich auf dem Weg zum Pfandleiher. Und doch war all meine Arbeit schon getan. Damals kannten Sie mich nicht. Warum kennen Sie mich jetzt?

»Ich habe gerade neulich zu meiner Frau gesagt«, sagte der andere, »ob wir Sie nicht einmal zum Essen einladen sollten.

Telegram@shaharsbibliothek

Und sie war ganz meiner Meinung, ja, sie war ganz meiner Meinung.«

»Zum Essen?« sagte Martin so scharf, daß es fast wie das Knurren eines gereizten Hundes klang.

»Ja, gewiß, zum Essen, verstehen Sie – einfache Küche bei uns – bei Ihrem alten Schulinspektor«, sagte der andere nervös, während er Martin zaghaft in die Seite puffte, mit dem Versuch, eine scherzhafte Kameradschaft anzudeuten.

Martin ging ganz verwirrt die Straße hinunter. An der Ecke blieb er stehen und sah sich mit einem verständnislosen Blick um.

»Tatsächlich«, murmelte er schließlich, »der Alte hatte ja Angst vor mir.«

Telegram@shabarsbibliotek

Einundzwanzigstes Kapitel

Eines Tages kam Kreis zu Martin – Kreis, einer von den Richtigen; und Martin begrüßte ihn mit einem Gefühl der Erleichterung und bekam die glänzenden Einzelheiten eines Projekts vorgesetzt, das phantastisch genug war, um den Künstler in Martin zu reizen – aber keineswegs den Geldgeber.

Kreis hielt einen Augenblick mitten in seiner Darlegung inne, um Martin zu erklären, daß das meiste von dem, was in der ›Schande der Sonne‹ stände, Unsinn sei.

»Aber ich bin nicht gekommen, um zu philosophieren«, fuhr Kreis fort. »Was ich wissen will, ist, ob Sie tausend Dollar in das Geschäft stecken wollen?«

»Nein, so blödsinnig bin ich nun doch wieder nicht«, antwortete Martin. »Aber ich will Ihnen etwas sagen. Sie haben mir den schönsten Abend verschafft, den ich je erlebt habe. Sie haben mir etwas gegeben, was man nicht für Geld kaufen kann. Jetzt habe ich Geld, und es bedeutet mir nichts. Ich will Ihnen gern tausend Dollar von dem überlassen, worauf ich selbst keinen Wert lege, und zwar als Entgelt für das, was Sie mir an jenem Abend gaben und was unbezahlbar ist. Sie brauchen Geld. Ich habe mehr, als ich brauche. Sie wollen es haben. Deshalb sind Sie hergekommen. Sie brauchen es mir nicht mit raffinierten Plänen zu entlocken. Nehmen Sie.«

Kreis zeigte keine Überraschung. Er steckte den Scheck in die Tasche.

»Für diese Bezahlung würde ich es übernehmen, Ihnen viele ähnliche Abende zu verschaffen«, sagte er.

»Zu spät.« Martin schüttelte den Kopf. »Dieser Abend war einzig für mich. Ich war im Paradies. Für Sie war es etwas

Telegram@stalkersbibliothek

ganz Alltägliches, das weiß ich. Für mich aber nicht. Ich werde nie wieder eine solche Hochstimmung erleben. Ich bin fertig mit der Philosophie. Ich will nie mehr ein einziges Wort davon hören.«

»Der erste Dollar, den ich je mit meiner Philosophie verdient habe«, sagte Kreis und blieb in der Tür stehen. »Und dann keine Nachfrage mehr auf dem Markt.«

Eines Tages fuhr Frau Morse an Martin vorbei, lächelte und nickte. Er lächelte zurück und lüftete den Hut. Die Episode berührte ihn gar nicht. Einen Monat früher hätte es ihn vielleicht angewidert oder doch wenigstens neugierig gemacht. Er hätte darüber nachgedacht, wie ihr wohl in diesem Augenblick zumute war. Jetzt aber wandte er keinen Gedanken daran und hatte die Begegnung im nächsten Augenblick vergessen. Er vergaß es, wie er die Zentralbank oder das Rasthaus vergessen hatte, sobald er daran vorbeigekommen war. Und doch war sein Hirn unnatürlich regsam. Seine Gedanken bewegten sich beständig im Kreise, und der Mittelpunkt dieses Kreises war: Getane Arbeit! Der Gedanke fraß sich in sein Hirn hinein wie ein Wurm, der nicht sterben konnte. Morgens erwachte er mit ihm. Nachts quälte er ihn in seinen Träumen. Jedes Geschehnis des Lebens rund um ihn her, das sich in sein Hirn drängte, wurde augenblicklich damit in Verbindung gebracht: Getane Arbeit! Eine unerbittliche Logik trieb ihn zu dem Schluß, daß er nichts war. Mart Eden, der Strolch, und Mart Eden, der Seemann, waren wirkliche Menschen, waren er selber gewesen; aber Martin Eden, der berühmte Schriftsteller, existierte nicht. Martin Eden, der berühmte Schriftsteller, war nur Dunst, im Pöbelhirn entstanden und vom Pöbelhirn in den Körper gepreßt, der einst Martin Eden, dem Strolch und Matrosen, gehört hatte. Aber sie konnten ihn nicht narren. Er war nicht der Sonnenmythos, den

Telegramm@schatzschmiede.de

dieser Pöbel anbetete und dem er Bankette als Opfer darbrachte.

Er wußte es besser.

Er las, was in den Blättern über ihn geschrieben stand, und grübelte über seinen Bildern, die darin erschienen, bis er nicht mehr imstande war, eine Verbindung zwischen seinem Ich und den Bildern zu finden. Er war der junge Bursche, der gelebt, gezittert und geliebt hatte, der gleichgültig und nachsichtig gegen die Schwächen der Menschheit gewesen, der als Matrose fremde Länder durchreist und in alten Tagen junge Burschen bei ihren Kämpfen angeführt hatte. Er war der junge Mann, der anfangs durch die Tausende von Büchern in der Volksbibliothek gelähmt gewesen war und der sich allmählich in ihnen zurechtgefunden und ihren Inhalt zu beherrschen gelernt hatte; er war der junge Mann, der in späten Nachtstunden studiert, der einen Sporn zum Bettgenossen gehabt und selbst Bücher geschrieben hatte.

Es gab jedoch auch Dinge in den Blättern, die ihn belustigten. Jede einzelne Zeitschrift erhob Anspruch darauf, ihn entdeckt zu haben. › Warren’s Monthly‹ erzählte seinen Abonnenten, daß es stets auf der Suche nach neuen Autoren sei und daß es unter anderm Martin Eden beim Leserpublikum eingeführt habe. ›Die Weiße Maus‹ erhob ebenfalls Anspruch auf ihn, und dasselbe taten ›Northern Review‹ und ›Mackintosh’s Magazin‹ bis sie vom ›Globe‹ zum Schweigen gebracht wurden, der siegesstolz auf frühere Nummern hinwies, in denen die mißhandelte ›Seelyrik‹ begraben lag. Die Jugendzeitschrift, die nach einem vorteilhaften Bankrott wieder zum Leben erstanden war, behauptete ihr Recht und konnte auf Martins Abenteuergeschichte hinweisen, aber sie wurde trotzdem nur von Farmerkindern gelesen. Die Redakteure des transcontinental gaben eine würdige und überzeugende Erklärung ab, daß sie die ersten gewesen seien,

Telegram@Gemeinschaftsbibliothek

die Martin Eden entdeckt hätten, eine Behauptung, die eifrig von der ›Hornisse‹ bestritten wurde, die auf ›Peri und die Perle‹ hinweisen konnte. Der bescheidene Anspruch von Singletree, Darnley & Co. ging in dem Lärm vollkommen unter, zumal dieser Verlag keine Zeitschrift besaß, mit deren Hilfe er seinen Anspruch hätte kräftiger verfechten können.

Die Zeitungen stellten Berechnungen über Martins Einkünfte an. Irgendwie waren die großartigen Angebote, die gewisse Zeitschriften ihm gemacht hatten, durchgesickert, und Geistliche aus verschiedenen Teilen Oaklands statteten ihm freundliche Besuche ab, während sich in seiner täglichen Post täglich mehr gewerbsmäßige Bettelbriefe fanden. Schlimmer als alles aber waren die Frauen. Man riß sich um seine Photographien, und Berichterstatter münzten sein markantes, sonnenverbranntes Gesicht, seine Narben, seine schweren Schultern, seine klaren, ruhigen Augen und die schwachen Höhlen, die ihm einen gewissen asketischen Ausdruck gaben, nach Kräften aus. Wenn er das las, mußte er an seine stürmische Jugend denken und lächeln. Unter den Frauen, die ihm begegneten, waren viele, die ihn auffordernd ansahen. Er lachte heimlich. Er dachte an Brissendens Warnung und lachte wieder. Die Frauen würden ihn nie zugrunde richten – das war sicher. Über das Stadium war er hinaus!

Als er eines Abends Lizzie zur Abendschule brachte, begegneten sie einer schönen, eleganten Dame aus der Bourgeoisie. Sie warf ihm einen Blick zu, der etwas zu lange verweilte, zu aufmerksam war. Lizzie wußte, was das bedeutete, und ihr Körper straffte sich zornig. Martin bemerkte es, erkannte auch den Grund ihres Zorns und erzählte ihr, daß er sich an diese Dinge gewöhnt hätte und sich nicht das geringste aus ihnen machte.

»Aber du solltest dir etwas daraus machen«, antwortete sie mit blitzenden Augen. »Du bist krank – das ist es!«

Teburan@Strebersbibliothek

»Ich bin nie so gesund gewesen. Ich wiege fünf Pfund mehr, als ich je gewogen habe.«

»Es ist nicht dein Körper. Es ist dein Kopf. Deine Denkmaschine ist nicht in Ordnung. Selbst ich kann das sehen. Und ich bin doch nichts.«

Er ging in Gedanken versunken neben ihr her.

»Ich würde, ich weiß nicht was, dafür geben, dich gesund zu sehen«, rief sie leidenschaftlich. »Du solltest dir etwas daraus machen, wenn Frauen dich ansehen – ein Mann wie du! Es ist nicht natürlich. Das paßt für Waschlappen, aber du bist keiner. Gott helfe mir, ich würde mich freuen, wenn die Richtige käme und dich ordentlich aufrütteln würde.«

Als er Lizzie zur Abendschule gebracht hatte, kehrte er in das Hotel Metropol zurück, wo er jetzt wohnte. In seinem Zimmer warf er sich in einen Klubsessel und starrte vor sich hin. Er schlief nicht, dachte aber auch nicht. Sein Hirn war leer, bis auf die Augenblicke, da ungerufene Bilder unter seinen Lidern Form, Farbe und Glanz annahmen. Er sah diese Bilder, war sich ihrer aber kaum bewußt – nicht mehr, als wenn sie Träume gewesen wären. Und doch schlief er nicht. Einmal nahm er sich zusammen und sah auf die Uhr. Es war gerade acht. Er hatte nichts vor, und es war zu früh, um zu Bett zu gehen. So wurde sein Hirn denn wieder ein leerer Raum, während die Bilder von neuem unter seinen Lidern entstanden und schwanden. Es waren keine deutlichen Bilder. Es waren stets Massen von Zweigen und Blättern – dichtes Gesträuch, durchblitzt von hellem Sonnenschein.

Ein Klopfen an der Tür weckte ihn aus seinen Träumen, und sein Hirn setzte dieses Klopfen sofort in Verbindung mit einem Telegramm oder einem Brief oder vielleicht einem Hotelangestellten, der ihm reine Wäsche brachte. Er mußte an Joe denken und wo er wohl sein mochte, und unterdessen sagte er: »Herein!«

Telegram@stadtbibliothek

Er dachte immer noch an Joe und wandte sich nicht zur Tür um. Er hörte, wie sie leise geschlossen wurde. Dann blieb es lange still. Er hatte das Klopfen schon vergessen und starrte mit leerem Blick vor sich hin, als er plötzlich eine Frau schluchzen hörte. Das Schluchzen war unwillkürlich, krampfhaft und wurde gewaltsam unterdrückt und erstickt – das bemerkte er, als er sich umwandte. Im nächsten Augenblick war er aufgesprungen.

»Ruth!« sagte er erstaunt und bestürzt.

Ihr Gesicht war blaß und angespannt. Sie stand noch an der Tür, die eine Hand dagegen gestützt, die andere gegen die Brust gepreßt. Jetzt aber streckte sie mit einer kläglichen Bewegung beide Hände aus und kam auf ihn zu. Als er ihre Hände ergriff und sie zum Sessel führte, bemerkte er, wie kalt sie waren. Er zog einen andern Sessel heran und setzte sich auf die breite Lehne. Er war zu verwirrt, um etwas sagen zu können. In seinen Gedanken war die Angelegenheit Ruth eine abgeschlossene Episode. Er hatte ungefähr dasselbe Gefühl, wie er es gehabt hätte, wenn plötzlich die Wäscherei von Shelley Hot Springs ihm die Wäsche einer Woche ins Hotel Metropol geschickt hätte, damit er sie waschen sollte. Er setzte ein paarmal zum Sprechen an, zögerte aber immer wieder.

»Niemand weiß, daß ich hier bin«, sagte Ruth mit schwacher Stimme und einem flehenden Lächeln.

»Was hast du gesagt?« fragte er, ganz erstaunt über den Klang seiner eigenen Stimme.

Sie wiederholte es.

»Ach!« sagte er, und dann fragte er sich, was er wohl sonst noch sagen könnte.

»Ich sah dich ins Hotel gehen und habe ein paar Minuten gewartet.«

»Ach!« sagte er wieder.

Telegrafenschreiber-Bibliothek

Nie im Leben war ihm das Sprechen so schwer geworden wie jetzt, und er hatte buchstäblich nicht einen Gedanken im Kopf. Er kam sich dumm und verlegen vor, aber wenn es sein Leben gegolten hätte, ihm fiel nichts ein, was er hätte sagen können. Es wäre leichter gewesen, wenn die Wäscherei von Shelley Hot Springs zu ihm geschickt hätte. Dann hätte er die Ärmel aufkrempeln und sich an die Arbeit machen können.

»Und da bist du hereingekommen«, sagte er endlich.

Sie nickte mit einem schwachen Anflug von Schelmerei und lockerte den Chiffonschal, den sie um den Hals trug.

»Ich sah dich zuerst von der andern Straßenseite aus mit dem jungen Mädchen gehen.«

»Ja«, sagte er nur. »Ich brachte sie zur Abendschule.«

»Aber freust du dich denn nicht, mich zu sehen?« fragte sie nach einer neuen Pause.

»Jaja!« sagte er hastig. »Aber war es nicht unvorsichtig von dir, hierherzukommen?«

»Niemand weiß, daß ich hier bin. Ich mußte dich sehen. Ich kam, um dir zu sagen, daß ich sehr dumm gewesen bin. Ich konnte nicht länger fortbleiben, mein Herz zwang mich, herzukommen, weil… weil ich kommen mußte.«

Sie erhob sich und trat zu ihm. Einen Augenblick stand sie da und legte ihm die Hand auf die Schulter. Dann aber warf sie sich in seine Arme. Und er, der stets fürchtete, andere zu kränken, und wußte, daß die schwerste Kränkung, die man einer Frau zufügen konnte, darin bestand, sie zurückzustoßen, wenn sie sich einem anbot, er schlang die Arme um sie und drückte sie an sich. Aber es war keine Wärme in seiner Umarmung, keine Liebkosung in der Berührung.

Sie hatte sich ihm in die Arme geworfen, und er hielt sie nun – das war alles. Sie preßte sich an ihn, und dann machte sie sich ein wenig frei, hob die Arme und legte sie ihm um den Nacken. Aber sein Fleisch brannte nicht mehr wie Feuer bei

Telegram@shabarsbibliothek

der Berührung ihrer Hände, und er fühlte sich nur verlegen und unbehaglich.

»Warum zitterst du so?« fragte er. »Friert dich? Soll ich Feuer machen?«

Er machte eine Bewegung, um sich von ihr zu befreien, aber sie klammerte sich nur fester an ihn und zitterte am ganzen Körper.

»Es ist nur Nervosität«, sagte sie mit klappernden Zähnen. »Es ist bald vorbei. Fühl nur! Es ist schon besser.« Ihr Zittern ließ langsam nach, und er behielt sie in seinen Armen, aber er fühlte sich nicht mehr verlegen. Jetzt wußte er, warum sie gekommen war.

»Meine Mutter wollte durchaus, daß ich Charley Hapgood heiratete«, berichtete sie.

»Charley Hapgood, den Burschen, der immer nur Plattheiten redet!« Martin seufzte. Dann fügte er hinzu: »Und jetzt, nehme ich an, will deine Mutter, daß du mich heiratest.«

Das kam nicht im Ton einer Frage. Er stellte es als Gewißheit fest und sah dabei die langen Zahlenreihen seiner Einkünfte aufmarschieren.

»Sie hätte nichts dagegen – das weiß ich«, sagte Ruth.

»Sie sieht mich als eine passende Partie an?«

Ruth nickte.

»Und doch bin ich jetzt in keiner Weise eine passendere Partie als damals, als sie unsere Verlobung aufhob«, sagte er grübelnd. »Ich habe mich nicht im geringsten verändert. Ich bin immer noch derselbe Martin Eden, eher vielleicht ein bißchen schlechter – denn ich rauche jetzt – riechst du es nicht?«

Statt zu antworten, preßte sie mit einer anmutigen, spielerischen Bewegung die Finger gegen seine Lippen und stand nun da in Erwartung des Kusses, der früher stets gefolgt war. Aber Martins Lippen antworteten nicht mit einer

Telegram@shabarshibliotek

Liebkosung. Er wartete, bis sie die Finger wieder fortgenommen hatte, und fuhr dann fort:

»Ich bin durchaus nicht verändert. Ich habe keine feste Anstellung, suche mir keine und werde es auch in Zukunft nicht tun. Und ich glaube immer noch, daß Herbert Spencer ein großer, edler Mann und daß Richter Blount ein entsetzlicher Esel ist. Ich war neulich zum Essen bei ihm, und da muß ich es wohl wissen.«

»Aber Vaters Einladung hast du nicht angenommen«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Ach, du weißt? Wer hatte ihn denn geschickt? Deine Mutter?«

Sie schwieg.

»Dann hatte sie ihn also geschickt. Ja, ich dachte es mir schon. Und nun hat sie wohl auch dich geschickt?«

»Niemand weiß, daß ich hier bin«, protestierte sie eifrig. »Glaubst du wirklich, daß Mutter das erlauben würde?«

»Sie würde dir erlauben, mich zu heiraten, das ist sicher.«

Sie stieß einen kleinen Schrei aus.

»Ach, Martin, du darfst nicht so grausam sein. Du hast mich nicht ein einziges Mal geküßt. Du bist kalt wie Stein. Und denke nur, was ich um deinetwillen gewagt habe!« Sie sah sich schaudernd, aber auch mit Neugier im Blick um. »Denk nur, wo ich bin!«

»Ich könnte für dich sterben! Ich könnte für dich sterben!« klangen Lizzies Worte ihm in den Ohren.

»Warum hast du es früher nicht gewagt?« fragte er hart. »Als ich keine Stellung hatte! Als ich hungerte! Als ich ganz derselbe war wie jetzt – als Mann, als Künstler, derselbe Martin Eden. Das ist die Frage, die ich mir seit vielen Tagen stelle – nicht mit Bezug auf dich allein, sondern auf alle Menschen. Du siehst, ich habe mich nicht verändert, wenn auch der Wert, den ich anscheinend plötzlich bekommen habe,

Telegram@sfbibliothek

mich beständig zwingt, mich davon zu überzeugen. Ich habe noch dasselbe Fleisch auf den Knochen, dieselben zehn Finger und Zehen. Ich bin derselbe. Ich habe weder neue Kräfte noch neue Tugenden entwickelt. Mein Hirn ist dasselbe, das es stets gewesen. Ich habe nicht eine einzige neue Theorie über Literatur oder Philosophie aufgestellt. Ich bin persönlich genausoviel wert wie damals, als niemand mich gebrauchen konnte. Und was ich nicht begreifen kann, ist, warum sie mich jetzt haben wollen. Das kann doch unmöglich um meiner selbst willen sein, denn ich bin noch ganz derselbe, den sie früher nicht haben wollten. Dann muß es also um etwas andern willen sein, etwas, daß außerhalb meiner selbst liegt, das nicht mit mir identisch ist. Soll ich dir sagen, was es ist? Es ist die Anerkennung, die ich gewonnen habe. Aber diese Anerkennung ist nicht ich. Sie existiert nur in den Köpfen anderer Leute. Und dann das Geld, das ich verdient habe und immer noch verdiene. Aber das Geld ist nicht ich. Es befindet sich in Banken und in den Taschen aller möglichen Leute. Und um dieser Dinge, um der Anerkennung und des Geldes willen willst du mich jetzt haben.«

»Du brichst mir das Herz«, schluchzte sie. »Du weißt, daß ich dich liebe, daß ich hier bin, weil ich dich liebe.«

»Ich glaube, du verstehst nicht ganz, was ich meine«, sagte er freundlich. »Ich meine: Wenn du mich liebst, wie kann es dann sein, daß du mich jetzt so viel mehr liebst als damals, da deine Liebe schwach genug war, mich zu verleugnen?«

»Vergiß und verzeih!« rief sie leidenschaftlich. »Ich habe dich stets geliebt – denke daran! Und jetzt bin ich in deinen Armen.«

»Ich fürchte, ich bin wie ein gerissener Kaufmann, der deine Liebe auf die Waagschale legt, um ihren Wert festzustellen.«

Telegram@shabanshbinstek

Sie entzog sich seinen Armen, richtete sich auf und sah ihn lange und forschend an. Sie wollte etwas sagen, bedachte sich aber und schwieg.

»Siehst du, so erscheint es mir jetzt«, fuhr er fort. »Als ich noch nicht war, was ich jetzt bin, gab es außerhalb meiner eigenen Klasse niemand, der sich um mich kümmerte. Als alle meine Bücher geschrieben waren, machte sich anscheinend keiner von denen, die die Manuskripte gelesen hatten, auch nur das geringste aus ihnen. Ja, tatsächlich war es so, daß sie noch weniger von mir hielten, weil ich diese Dinge geschrieben hatte. Es war, als hätte ich mit dem Schreiben dieser Dinge etwas verbrochen. ›Such dir Arbeit‹, sagten alle.«

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihn unterbrechen.

»Jaja«, sagte er, »nur du – du sagtest, ich sollte mir eine Stellung suchen. Das grobe Wort Arbeit verletzt dich, wie so vieles von dem, was ich geschrieben habe. Es ist brutal. Aber ich versichere dir, es war nicht weniger brutal gegen mich, wo alle die Menschen, die ich kannte, mir empfahlen, zu arbeiten, so wie man einem unmoralischen Geschöpf einen anständigen Lebenswandel empfiehlt. Um aber auf die Sache zurückzukommen: Die Herausgabe alles dessen, was ich geschrieben habe, und die öffentliche Aufmerksamkeit, die mir zuteil wurde, bewirkten eine Veränderung in eben deiner Liebe. Martin Eden, der mit all der Arbeit, die er geleistet hatte, vor dir stand, wolltest du nicht heiraten. Deine Liebe war nicht stark genug, dich zu einer Heirat zu bewegen. Jetzt ist deine Liebe aber stark genug, und ich kann nicht anders, ich muß den Schluß daraus ziehen, daß ihre Stärke daher rührt, daß meine Bücher herausgegeben wurden und öffentliche Anerkennung gefunden haben. Von meinen Einnahmen will ich zu dir nicht reden, wenn ich auch überzeugt bin, daß sie mitbestimmend gewesen sind bei der Veränderung, die mit deinen Eltern vorgegangen ist. Selbstverständlich ist das alles

Telegram@schulbibliothek

nicht sehr schmeichelhaft für mich. Aber das Schlimmste von allem ist, daß es mich an der Liebe, der heiligen Liebe zweifeln läßt. Ist Liebe so gefräßig, daß sie mit öffentlicher Anerkennung gefüttert werden muß? Es sieht beinahe so aus. Ich habe darüber nachgedacht, bis mir der Kopf schmerzte.«

»Armer, lieber Kopf!« Sie hob die Hand und strich ihm besänftigend über das Haar. »Jetzt soll er aber nicht mehr schmerzen, dein armer, lieber Kopf. Laß uns wieder von vorn beginnen. Ich habe dich stets geliebt. Ich weiß, daß ich schwach war, als ich dem Willen meiner Mutter nachgab. Ich hätte es nicht tun sollen. Aber ich habe dich auch oft mit so unendlicher Nachsicht von der Fehlbarkeit und der Schwäche der Menschen reden hören. Sei auch mit mir etwas nachsichtig. Ich habe unrecht getan. Verzeih mir!«

»Oh, ich verzeihe dir«, sagte er ungeduldig. »Es ist leicht zu verzeihen, wo es wirklich nichts zu verzeihen gibt. Nichts, was du getan, fordert Verzeihung. Man handelt, so gut man es weiß, mehr kann man nicht tun. Ebensogut könnte ich dich bitten, mir zu verzeihen, daß ich mir keine Arbeit suchte.«

»Ich meinte es gut«, protestierte sie. »Das weißt du auch. Ich hätte dich nicht lieben können, ohne es gut zu meinen.«

»Das ist wahr, aber du hast es so gut gemeint, daß du mich damit zugrunde gerichtet hättest. Jaja!« Sie versuchte Einwendungen zu machen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. »Du hättest meine Kunst und meine Karriere vernichtet. Realismus gehört zu meiner Natur, und die Bourgeoisie haßt Realismus. Die Bourgeoisie ist feige. Sie fürchtet sich vor dem Leben. Und alle deine Bemühungen gingen dahin, mir Furcht vor dem Leben einzuflößen. Du hättest meine Eigenart zerstört. Du würdest mich in eine feste Form gezwängt, in eine winzige Nische des Lebens geklemmt haben, wo alle Werte des Lebens unwirklich, unecht und gewöhnlich sind.« Er fühlte, daß sie protestieren wollte.

Telegram@stahlersbibliothek

»Gewöhnlichkeit, eine handfeste Gewöhnlichkeit ist, gestehe ich, die Grundlage der Verfeinerung und Kultur der Bourgeoisie. Wie gesagt, du wolltest meine Eigenart zerstören, mich zu einem Mitglied deiner eigenen Klasse mit deinen eigenen Klassenidealen, Klassenwerten und Klassenvorurteilen machen.« Er schüttelte traurig den Kopf. »Und nicht einmal jetzt verstehst du, was ich sage. Meine Worte sagen dir nicht das, was sie dir sagen sollten. Sie klingen in deinen Ohren wie reine Phantasien. Und doch ist es für mich lebendige Wirklichkeit. Bestenfalls bist du ein wenig verwundert, oder du amüsierst dich darüber, daß dieser unfertige Knabe, der aus dem Schmutz der Tiefe heraufgekrochen ist, es wagt, sich zum Richter über deine Klasse aufzuwerfen und sie gewöhnlich zu nennen.«

Sie lehnte den Kopf schwer gegen seine Schulter und zitterte wieder am ganzen Leibe vor Nervosität. Er wartete eine Weile, ob sie etwas sagen würde, fuhr dann aber selbst fort: »Und jetzt willst du, daß wir uns wieder lieben. Du willst, daß wir heiraten. Du willst mich haben. Und doch, hör, was ich dir jetzt sage: Auch wenn niemand meine Bücher beachtet hätte, wäre ich genau derselbe, der ich jetzt bin. Und du wärest nicht gekommen. Es sind nur diese verdammten Bücher – «

»Du darfst nicht fluchen«, unterbrach sie ihn.

Er stutzte bei ihrem Vorwurf und lachte dann spöttisch.

»Da siehst du«, sagte er, »in einem großen Augenblick, da das Glück deines Lebens auf dem Spiel zu stehen scheint, fürchtest du dich vor dem Leben, genauso wie früher – vor dem Leben und einem gesunden Fluch.«

Seine Worte gaben ihr das peinliche Gefühl, daß sie sich kindisch benommen hätte, gleichzeitig aber fand sie, daß er einer solchen Kleinigkeit zuviel Gewicht beilegte, und war tief gekränkt. Lange saßen beide schweigend da; sie dachte verzweifelt nach, wie sie ihn zurückgewinnen könnte, und er

Tebyanonshabarsbibliotek

grübelte über die tote Liebe. Jetzt wußte er, daß er sie nie wirklich geliebt hatte. Eine idealisierte Ruth hatte er geliebt, ein überirdisches Wesen, das er selbst geschaffen, den lichten strahlenden Geist seiner Liebesgedichte. Die wirkliche Ruth, das Mädchen aus der Bourgeoisie, mit all den Schwächen und der ganzen hoffnungslosen Enge der Bourgeoisie, hatte er nie geliebt.

Sie begann plötzlich zu sprechen.

»Ich weiß, daß vieles von dem, was du gesagt hast, wahr ist. Ich habe mich vor dem Leben gefürchtet. Ich habe dich nicht genug geliebt. Aber ich habe gelernt, dich mehr zu lieben. Ich liebe dich um dessentwillen, was du bist, was du warst, ja, selbst um des Weges willen, auf dem du dahin gelangt bist. Ich liebe dich, weil du anders bist als das, was du meine Klasse nennst, ich liebe dich um deiner Überzeugungen willen, die ich nicht verstand, die ich aber, das weiß ich, noch verstehen lernen werde. Ich will alles tun, um sie zu verstehen. Und selbst daß du rauchst und fluchst – das gehört zu dir, und ich will dich auch deswegen lieben. Ich kann noch lernen. In den letzten zehn Minuten habe ich schon so viel gelernt. Daß ich gewagt habe, hierherzukommen, ist doch ein Beweis dafür, daß ich schon gelernt habe. Ach, Martin –!«

Sie drängte sich schluchzend dicht an ihn.

Zum ersten Male nahm er sie freundlich und verständnisvoll in seine Arme, und mit strahlendem Gesicht schmiegte sie sich glücklich an ihn.

»Es ist zu spät«, sagte er. Er erinnerte sich der Worte Lizzies. »Ich bin ein kranker Mann – ach nein, nicht körperlich krank. Es ist meine Seele, mein Gehirn! Es ist, als hätte ich alles verloren, was für mich von Wert war. Ich freue mich über nichts mehr. Wärst du vor ein paar Monaten so zu mir gekommen, das wäre etwas anderes gewesen. Jetzt ist es zu spät.«

Textgrenzen Stadtbibliothek

»Es ist nicht zu spät!« rief sie. »Ich will dir beweisen, daß meine Liebe gewachsen ist, daß sie mir mehr bedeutet als meine Klasse und alles, was mir sonst teuer ist. Alles, was der Bourgeoisie heilig ist, will ich mit Füßen treten. Ich fürchte mich nicht mehr vor dem Leben. Ich will Vater und Mutter verlassen und meinen Namen zum Gespött meiner Freunde werden lassen. Ich will zu dir kommen, jetzt, in freier Liebe, wenn du willst, und ich werde stolz sein und mich freuen, daß ich bei dir sein darf. Habe ich die Liebe verraten, so will ich jetzt, um der Liebe willen, alles verraten, was mich diesen ersten Verrat begehen ließ.«

Mit leuchtenden Augen stand sie vor ihm.

»Ich warte, Martin«, flüsterte sie, »warte darauf, daß du mich annimmst. Sieh mich an!«

Das ist prachtvoll, dachte er, als er sie ansah. Jetzt hatte sie alles, was sie gefehlt, abgebüßt und sich endlich als echte Frau über die eiserne Herrschaft der bürgerlichen Konvention erhoben. Es war prachtvoll, großartig, kühn. Und doch, was war mit ihm? Nichts regte sich in seinem Innern bei dem Gedanken an das, was sie getan hatte. Es war prachtvoll und großartig, aber das sah er nur verstandesmäßig.

In einem Augenblick, da die Flammen über ihm hätten zusammenschlagen müssen, beobachtete er sie kühl. Sein Herz war unbewegt. Er fühlte kein Verlangen nach ihr. Er erinnerte sich wieder der Worte Lizzies.

»Ich bin krank, sehr krank«, sagte er mit einer hoffnungslosen Handbewegung. »Wie krank, weiß ich erst jetzt. Etwas in mir ist erloschen. Ich habe mich nie vor dem Leben gefürchtet, aber ich habe mir auch nie träumen lassen, daß ich je des Lebens überdrüssig werden würde. Das Leben hat mir so viel geschenkt, daß ich nichts mehr begehre. Gäbe es noch eine Lücke, so würde ich dich jetzt begehren. Du siehst, wie krank ich bin!«

Telegram@schatzbibliothek

Er lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Und wie ein weinendes Kind, das seinen Kummer vergißt, wenn es die Sonne durch seine Tränen schimmern sieht, so vergaß Martin seine Krankheit, die Anwesenheit Ruths, alles, als er die von warmem Sonnenlicht durchzogenen Blätter und Zweige sah, die hinter seinen Augenlidern Form annahmen und flammten. Aber es war keine Ruhe in dem grünen Laub. Das Sonnenlicht war zu scharf und blendend. Der Anblick schmerzte, und doch sah er hin – er wußte nicht, weshalb.

Er kam wieder zu sich, als jemand am Türgriff rüttelte. Es war Ruth.

»Wie soll ich hinauskommen?« fragte sie mit tränenerstickter Stimme. »Ich habe Angst.«

»Ach, verzeih!« rief er und sprang auf. »Ich bin nicht ganz bei mir. Ich vergaß, daß du hier bist.« Er griff sich an die Stirn. »Du siehst, daß ich nicht gesund bin. Ich werde dich nach Hause bringen. Wir können die Hintertreppe hinuntergehen. Niemand wird uns sehen. Zieh den Schleier herunter, alles wird gut gehen.« Sie klammerte sich an seinen Arm, während sie die schwach erleuchteten Gänge und die engen Treppen hinabstiegen.

»Jetzt kann ich allein weitergehen«, sagte sie, als sie auf die Straße traten, und wollte ihre Hand von seinem Arm nehmen.

»Nein, nein; ich bringe dich nach Hause«, antwortete er.

»Nein, bitte nicht!« bat sie. »Das ist nicht nötig.«

Wieder wollte sie die Hand fortziehen, und einen Augenblick fühlte er eine gewisse Neugier. Jetzt, da sie außer Gefahr war, fürchtete sie sich. Ihr Eifer, ihn loszuwerden, war fast hysterisch. Er konnte keinen Grund dafür finden und schob es auf ihre Nervosität. Darum hielt er auch ihre Hand fest, als sie sie zurückziehen wollte, und führte sie die Straße hinab. Ein Stückchen weiter sah er, wie ein Mann in einem langen Mantel rasch in einen Torweg zurückwich. Er warf ihm beim

Telegram@Shabsbibliothek

Vorbeigehen einen scharfen Blick zu, und trotz des hochgeschlagenen Kragens erkannte er Ruths Bruder Norman.

Unterwegs sprachen Ruth und Martin sehr wenig miteinander. Sie war wie betäubt, er apathisch. Er erwähnte, daß er wieder in die Südsee reisen wollte, und sie bat ihn um Verzeihung, daß sie zu ihm gekommen war. Der Abschied vor ihrer Tür war völlig konventionell. Sie reichten sich die Hände, sagten gute Nacht, und er zog den Hut. Dann schloß die Tür sich hinter ihr, und er zündete sich eine Zigarette an und ging nach dem Hotel zurück. Bei dem Torweg, in den sich Norman zurückgezogen hatte, blieb er grübelnd stehen.

»Sie hat gelogen«, sagte er laut. »Sie wollte mir einreden, daß sie so viel gewagt hätte, und die ganze Zeit wußte sie, daß ihr Bruder, der sie herbegleitet hatte, auf sie wartete, um sie wieder nach Hause zu bringen.« Er brach in Lachen aus. »Ach, diese Bourgeois! Als es mir schlecht ging, war ich nicht wert, in Gesellschaft seiner Schwester gesehen zu werden, jetzt, da ich ein Bankkonto habe, bringt er sie selbst zu mir.«

Als er sich zum Gehen wandte, hörte er einen Landstreicher, der hinter ihm her ging, sagen:

»Ach, lieber Herr, können Sie mir nicht etwas für ein Nachtquartier geben?«

Etwas in der Stimme bewog Martin, sich umzudrehen, und im nächsten Augenblick drückte er Joe die Hand.

»Weißt du noch, wie wir uns in Shelley Hot Springs trennten?« fragte der andere. »Damals sagte ich, daß wir uns schon einmal wiedertreffen würden. Ich fühlte es in meinen Knochen. Und da bin ich.«

»Du siehst gut aus«, sagte Martin bewundernd. »Und du hast zugenommen.«

»Aber sicher!« Joes Gesicht strahlte. »Ich habe nie gewußt, was leben heißt, ehe ich Vagabund wurde. Ich wiege dreißig

Telegram@Schatzbibliothek

Pfund mehr als damals, und es ist mir die ganze Zeit glänzend gegangen. Das Vagabundenleben ist wie für mich geschaffen.«

»Aber du suchtest doch ein Nachtquartier«, schalt Martin, »und es ist ein kalter Abend.«

»Hm! Suchte ich ein Nachtquartier?« Joe steckte die Hand in die Hosentasche und holte sie mit Kleingeld gefüllt wieder heraus. »Das ist doch nicht ohne!« sagte er triumphierend. »Aber du sahst aus wie ein feiner Herr, und deshalb wollte ich dich melken.« Martin lachte und erklärte sich für geschlagen.

»Du hast mehr als einen ausgewachsenen Rausch in der Tasche«, deutete er an.

Joe steckte das Geld wieder in die Tasche.

»Das ist nichts mehr für mich«, verkündete er. »Ich betrinke mich nicht, wenn mich auch nichts daran hindert – außer, daß ich mir nichts mehr daraus mache. Ich war nur einmal betrunken, seit wir uns zuletzt sahen, und da war ich es nur, weil es mir überraschend kam und ich auf leeren Magen trank. Wenn ich wie ein Vieh arbeite, muß ich auch wie ein Vieh saufen. Wenn ich wie ein Mensch lebe, trinke ich wie ein Mensch, hin und wieder ein Gläschen – wenn ich Lust dazu habe – das ist alles.«

Martin verabredete sich mit ihm für den nächsten Morgen und begab sich dann in sein Hotel. Er ging ins Büro, um sich nach einem Dampfer zu erkundigen. In fünf Tagen fuhr die »Mariposa« nach Tahiti.

»Rufen Sie morgen die Reederei an und lassen Sie mir eine Kabine reservieren«, sagte er zum Portier. »Nicht an Deck, sondern unten an der Backbordseite. Vergessen Sie nicht, Backbordseite. Schreiben Sie es sich lieber auf.«

Sobald er in seinem Zimmer war, ging er zu Bett, schlief sofort ein und schlummerte fest wie ein kleines Kind. Die Ereignisse des Abends hatten keinen Eindruck auf ihn gemacht. Seine Seele war tot. Die Freude und Wärme, die er

Telegram@strandbibliothek

bei der Begegnung mit Joe gefühlt hatte, war sehr flüchtig gewesen. Gleich darauf hatte ihn die Gegenwart des früheren Wäschereiarbeiters und der Zwang, eine Unterhaltung mit ihm zu führen, bedrückt. Auch daß er in fünf Tagen nach seiner geliebten Südsee reisen sollte, bedeutete ihm nichts. Und deshalb konnte er die Augen schließen und ruhig und ununterbrochen acht Stunden lang schlafen. Er warf sich nicht ruhelos umher und träumte auch nicht. Der Schlaf war für ihn eine Nacht Vergessen, und nur mit Bedauern erwachte er zu einem neuen Tag. Das Leben quälte und langweilte ihn, die Zeit war nichts als eine Last.

Telegram@shabarsbibliothek

Zweiundzwanzigstes Kapitel

»Hör mal, Joe«, begrüßte er seinen alten Arbeitskollegen am nächsten Morgen. »Da ist ein Franzose in der Achtundzwanzigsten Straße. Der hat eine Menge Geld verdient und will nach Frankreich zurückkehren. Er hat eine tadellos eingerichtete kleine Dampfwäscherei. Das wäre etwas für dich, wenn du Lust hast, dich niederzulassen. Hier, nimm; kauf dir eine neue Kluft und sei um zehn bei diesem Mann hier im Büro. Er hat sich für mich nach der Wäscherei erkundigt. Er wird dich hinbegleiten und dir alles zeigen. Wenn sie dir gefällt und wenn du meinst, daß sie die zwölftausend wert ist, die der Mann verlangt, so laß es mich wissen, und sie gehört dir. Also los! Ich hab zu tun. Wir sehen uns später.«

»Weißt du, Mart«, sagte der andere langsam mit steigender Erbitterung. »Ich bin hergekommen, um dich zu besuchen, verstanden? Nicht, um eine Wäscherei zu kriegen. Ich bin gekommen, um mich aus alter Freundschaft mit dir zu unterhalten, und da schmeißt du mir eine Wäscherei an den Kopf. Ich will dir was sagen – du kannst die Wäscherei nehmen und zum Teufel gehen.«

Er wollte aus dem Zimmer stürzen, aber Martin packte ihn an der Schulter und wirbelte ihn herum.

»Paß auf, Joe«, sagte er, »wenn du dich so benimmst, verprügle ich dich, und aus alter Freundschaft nicht zu knapp. Verstanden? Also, was meinst du?«

Joe hatte ihn gepackt und versuchte ihn umzuwerfen, und im nächsten Augenblick taumelten sie eng umschlungen durch das Zimmer, bis sie auf den Trümmern eines Korbstuhls krachend zu Boden gingen. Joe lag unten, Martins Knie auf der Brust

Telegram @shabarshir_book

und die Arme nach beiden Seiten ausgestreckt. Als Martin ihn losließ, stöhnte er und schnappte nach Luft.

»Jetzt können wir einen Augenblick miteinander reden«, sagte Martin. »Du wirst nicht so leicht mit mir fertig. Zuerst will ich das Geschäft mit der Wäscherei in Ordnung haben. Dann kannst du wiederkommen, und wir reden miteinander, aus alter Freundschaft. Ich hab dir gesagt, daß ich Eile habe. Sieh dir das an!«

Ein Kellner hatte soeben mit der Morgenpost eine große Menge Briefe und Zeitschriften gebracht.

»Wie kann ich die alle lesen und dann noch mit dir schwatzen? Geh jetzt und bring die Geschichte mit der Wäscherei in Ordnung, nachher können wir uns wieder treffen.«

»Also schön«, meinte Joe widerstrebend. »Ich dachte, du wolltest dich über mich lustig machen, aber ich scheine mich ja geirrt zu haben. Aber im regelrechten Faustkampf kannst du mich nicht schlagen, Mart. Ich werde doch noch mit dir fertig.«

»Wir können uns ja mal Boxhandschuhe anziehen und es versuchen«, sagte Martin lächelnd.

»Jawohl, sobald ich die Wäscherei in Gang habe.« Joe streckte den Arm aus. »Guck dir den an! Der wird dir nicht schlecht zu schaffen machen.«

Martin seufzte erleichtert auf, als die Tür sich hinter dem Wäscher schloß. Er war jetzt auf dem Punkt angelangt, wo er es nicht mehr ertragen konnte, mit andern zusammen zu sein. Von Tag zu Tag fiel es ihm schwerer, höflich zu bleiben. Die Anwesenheit anderer störte ihn, und die Anstrengung, die es ihn kostete, mit ihnen zu sprechen, reizte ihn. Sie machten ihn nervös, und kaum war er mit ihnen zusammengekommen, so suchte er auch schon nach Entschuldigungen, um sie wieder loszuwerden.

Telegram@shitbirsbibliothek

Er ließ die Post unbeobachtet liegen, blieb eine halbe Stunde tatenlos in einem Sessel sitzen, während Gedanken, so undeutlich, daß sie nicht Gedanken genannt werden konnten, durch sein Bewußtsein sickerten.

Dann nahm er sich zusammen und begann seine Post zu lesen. Es waren ein Dutzend Bitten um Autogramme – er erkannte sie schon an der Aufschrift; berufsmäßige Bettelbriefe und Briefe von allerlei Leuten mit phantastischen Ideen – von dem Mann, der das Perpetuum mobile bauen wollte, und dem, der behauptete, daß die Oberfläche der Erde die Innenseite einer Kugel sei, bis zu dem Mann, der finanzielle Unterstützung zum Ankauf der Halbinsel Niederkalifornien forderte, um dort eine kommunistische Kolonie zu gründen. Da waren Briefe von Damen, die seine Bekanntschaft zu machen wünschten, und einer entlockte ihm ein Lächeln, denn die Schreiberin legte die Mietsquittung für ihren Kirchenstuhl bei als Beweis für ihre Rechtschaffenheit und Achtbarkeit.

Redakteure und Verleger lieferten ihren täglichen Beitrag zu dem Briefhaufen – Redakteure, die um Manuskripte flehten, und Verleger, die sich in den Staub warfen, um seine Bücher zu erhalten – seine armen, verachteten Manuskripte, die ihn so viele traurige Monate hindurch gezwungen hatten, alles, was er besaß, zu versetzen, damit er sie mit Briefmarken versehen konnte. Dann kamen unerwartete Schecks für Erzählungen, die in englischen Blättern abgedruckt worden waren, und Vorauszahlungen für fremdsprachige Ausgaben. Sein Agent in England teilte ihm mit, daß er das deutsche Übersetzungsrecht für drei seiner Bücher verkauft hätte, daß ferner schwedische Ausgaben – für die er nichts erhielt, da Schweden nicht der Berner Konvention angehörte – bereits erschienen wären. Endlich eine nominelle Bitte um Erlaubnis zur Übersetzung ins

Telegram@shahrsabzbibliotek

Russische-Rußland gehörte, wie Schweden, nicht der Berner Konvention an.

Er wandte sich dem mächtigen Haufen von Ausschnitten zu, die das Büro ihm gesandt hatte, und las von sich und seinen Erfolgen – Erfolgen, die allmählich phantastische Formen angenommen hatten. Seine ganze literarische Produktion war dem Publikum in einem einzigen mächtigen Wurf hingeschleudert worden. Das war wohl die Erklärung. Er hatte das Publikum einfach umgeworfen, genauso wie Kipling seinerzeit, als er auf den Tod daniederlag und der ganze Pöbel angespornt von einem Gedanken, der im Pöbelhirn entstanden war – ihn plötzlich zu lesen begann. Martin erinnerte sich, wie derselbe Gesellschaftspöbel, der Kipling damals gelesen und ihm zugejubelt hatte, ohne ein Wort von ihm zu verstehen, plötzlich ein paar Monate später über ihn hergefallen und ihn in Stücke gerissen hatte. Martin lächelte bitter. Wer war er, daß er nicht in wenigen Monaten eine ähnliche Behandlung erwarten konnte? Aber er wollte sie narren. Zu der Zeit war er fort, in der Südsee, wo er sein Grashaus bauen, mit Perlen und Kopra handeln, in zerbrechlichen Auslegerkanus über Riffe setzen, Haie und Bonitos fangen und wilde Ziegen zwischen den Felsen beim Taiohaetal jagen wollte.

Bei dieser Vorstellung erkannte er plötzlich, wie verzweifelt seine Lage war. Er sah deutlich, daß er sich im Schattental befand. Alles Leben in ihm erstarb, versiegte und suchte den Tod. Er dachte daran, wieviel er schlief und wieviel Schlaf er sich wünschte. Früher hatte er den Schlaf gehaßt, der ihm kostbare Minuten des Lebens geraubt hatte. Vier Stunden Schlaf von vierundzwanzig waren gleichbedeutend damit, daß er um vier Stunden Leben betrogen wurde. Wie hatte er doch dem Schlaf gegrollt! Jetzt grollte er dem Leben. Das Leben war nichts Gutes. Sein Nachgeschmack war fade und bitter. Hier lag die Gefahr für ihn. Leben, das nicht nach Leben

Telegram@Stadtbibliothek

trachtete, war auf dem geraden Wege, aufzuhören. Tief im Innern regte sich der Selbsterhaltungstrieb; und er wußte, daß er sehen mußte, fortzukommen. Er sah sich im Zimmer um, und der Gedanke, packen zu müssen, war ihm lästig. Vielleicht war es am besten, das bis zuletzt aufzuschieben. Inzwischen konnte er sich die notwendige Ausrüstung beschaffen.

Er nahm seinen Hut und ging zu einem Büchsenmacher, wo er den ganzen Vormittag damit verbrachte, Gewehre, Munition und Angelgeräte zu kaufen. Da auch in der Südsee die Moden wechselten, wußte er, daß er die Waren, die er zum Tauschhandel brauchte, erst in Tahiti bestellen konnte. Sie konnten allenfalls aus Australien bezogen werden. Diese Lösung freute ihn. Er brauchte jetzt nichts zu tun, und es war ihm im Augenblick unangenehm, irgend etwas zu tun. Froh kehrte er wieder in sein Hotel zurück, mit dem angenehmen Gefühl, daß der bequeme Klubsessel auf ihn wartete, und er stöhnte innerlich, als er beim Eintritt Joe auf dem Sessel sitzen sah.

Joe war von der Wäscherei begeistert. Alles war vereinbart, und er sollte sie schon am nächsten Tage übernehmen. Martin lag mit geschlossenen Augen auf dem Bett, während der andere redete. Seine Gedanken waren weit fort – so weit, daß er sich ihrer kaum bewußt wurde. Nur mit Mühe ermannte er sich hin und wieder, um auf Joes Bemerkungen zu antworten. Und doch war es Joe, den er immer gern gehabt hatte. Aber Joe war zu sehr auf das Leben versessen. Seine lärmende Lebensfreude war eine Qual für Martins erschöpftes Gehirn. Sie war eine schmerzhafte Prüfung für sein müdes Nervensystem, und als Joe ihn daran erinnerte, daß sie eines Tages die Boxhandschuhe anziehen wollten, hätte er fast schreien können.

»Vergiß nicht, Joe, daß du die Wäscherei nach den alten Regeln betreibst, die du mir in Shelley Hot Springs

Telegram@shado-sblibrothek

vorgetragen hast. Keine Überstunden. Keine Nachtarbeit. Und keine Kinder an den Mangeln. Überhaupt keine Kinderarbeit. Und gute Löhne.«

Joe nickte und zog sein Notizbuch hervor.

»Sieh mal her. Ich hab heute vor dem Frühstück die Regeln ausgearbeitet. Was meinst du dazu?«

Er las sie vor, und Martin gab seine Zustimmung, während er gleichzeitig darüber nachdachte, wann Joe wohl abziehen würde.

Es war spät am Nachmittag, als er erwachte. Langsam besann er sich auf die Wirklichkeit des Lebens. Er sah sich im Zimmer um. Joe hatte sich offenbar fortgeschlichen, als er eingeschlafen war. Das war rücksichtsvoll von Joe, dachte er. Dann schloß er die Augen und schlief wieder ein.

In den folgenden Tagen war Joe zu sehr mit der Einrichtung und Übernahme der Wäscherei beschäftigt, um ihn viel zu quälen; und erst am Tage vor seiner Abreise meldeten die Zeitungen, daß er mit der »Mariposa« fuhr.

Als sein Selbsterhaltungstrieb einmal aufflammte, ging er zu einem Arzt und ließ sich gründlich untersuchen. Aber der Arzt konnte nichts finden. Herz und Lungen waren vorzüglich. Jedes Organ war, soweit der Arzt erkennen konnte, gesund und arbeitete normal.

»Es fehlt Ihnen nichts, Herr Eden«, sagte er. »Nicht das geringste, Sie sind glänzend in Form. Offen gestanden beneide ich Sie um Ihre Gesundheit. Die ist großartig. Diese Brust! Hier und in Ihrem Magen liegt das Geheimnis Ihrer ungewöhnlichen Konstitution. Unter Tausenden – unter Zehntausenden findet man einen mit Ihrer Gesundheit. Wenn Sie keinen Unfall haben, müßten Sie hundert Jahre alt werden.«

Und Martin wußte, daß Lizzies Diagnose richtig gewesen war. In körperlicher Beziehung fehlte ihm nichts. Seine

Tehguan@Spracherlebnisbibliothek

»Denkmaschine« war entzwei, und dafür gab es keine Heilung außer der Reise in die Südsee. Das Unglück war, daß er jetzt, als die Abfahrt vor der Tür stand, keine Lust zur Reise hatte. Die Südsee reizte ihn nicht mehr als die Zivilisation der Bourgeoisie. Der Gedanke an die Abreise freute ihn nicht, und da es eine körperliche Anstrengung bedeutete, erschreckte ihn dieser Schritt sogar. Er hätte sich besser gefühlt, wenn er schon an Bord gewesen wäre.

Der letzte Tag war eine arge Prüfung. Bernard Higginbotham hatte in der Morgenzeitung von Martins Abreise gelesen, und er und Gertrude, auch Hermann von Schmidt und Marian kamen, um Abschied zu nehmen. Dann gab es Geschäfte zu erledigen, Rechnungen zu bezahlen und die ewigen Reporter, denen man nicht entgehen konnte. Vor der Abendschule nahm er hastig von Lizzie Connolly Abschied und eilte fort. Im Hotel traf er Joe an, der am Tage zu sehr mit der Wäscherei beschäftigt war, um früher kommen zu können. Er war der Tropfen, der den Becher fast zum Überfließen gebracht hätte, aber Martin umklammerte die Lehne seines Sessels und redete und lauschte eine halbe Stunde.

»Du weißt, Joe«, sagte er, »daß du nicht an die Wäscherei gebunden bist. Es ist keine Verpflichtung damit verknüpft. Du kannst sie jederzeit verkaufen und das Geld durchbringen. Wenn du keine Lust mehr hast und wieder vagabundieren willst, dann gib sie auf. Du sollst nur tun, was dich glücklich macht.«

Joe schüttelte den Kopf.

»Nein, von der Landstraße hab ich genug, danke bestens. Vagabundieren ist schön und gut, aber eines fehlt einem – die Mädels. Ich kann nichts dafür, aber ich bin nun mal ein Weiberfreund. Ich kann nicht ohne Mädels auskommen, und wenn man wandert, muß man es. Immer wenn ich an Häusern vorbeikam, wo es Bälle und Gesellschaften gab und ich die

Telegrafenschreiber-Bibliothek

Frauen lachen hörte und ihre weißen Kleider und lachenden Gesichter durch die Fenster sah – ach ja! ich sage dir, das war einfach die Hölle. Ich tanze viel zu gern, mache Mondscheinpromenaden und alles das. Nein, laß mir die Wäscherei, eine anständige Kluft und hübsche Dollars in der Hosentasche! Ich hab schon ein Mädel gesehen, gestern, und ich hätte verdammt Lust, sie zu heiraten. Den ganzen Tag hab ich schon beim Gedanken an sie gepfiffen. Sie ist eine Schönheit, mit den freundlichsten Augen und der sanftesten Stimme, die du je gehört hast. Die oder keine, darauf kannst du Gift nehmen. Sag mal, warum heiratest du eigentlich nicht, mit all dem Geld, das du durchzubringen hast? Du könntest doch das feinste Mädel im ganzen Land haben.«

Martin schüttelte lachend den Kopf, aber im innersten Herzen wunderte er sich, wie ein Mensch Lust haben konnte zu heiraten. Es schien ihm erstaunlich und unbegreiflich.

Vom Deck der »Mariposa« aus sah er bis zur Abfahrt Lizzie Connolly, die sich in der Menge verbarg. Nimm sie mit, flog es ihm durch den Kopf. Es ist so leicht, freundlich zu sein, und es wäre ein unsagbares Glück für sie. Einen Augenblick war es ihm fast eine Verlockung, aber im nächsten Augenblick entsetzte er sich darüber. Der Gedanke jagte ihm panischen Schrecken ein. Seine müde Seele protestierte wild. Stöhnend wandte er sich von der Reling fort und murmelte: »Mensch, du bist ja zu krank, du bist ja zu krank!«

Er floh in seine Kabine und blieb dort, bis der Dampfer die Reede verlassen hatte. Beim Frühstück im Speisesaal saß er auf dem Ehrenplatz rechts neben dem Kapitän und entdeckte bald, daß er der große Mann an Bord war. Aber kein großer Mann an Bord eines Ozeandampfers war je so unbefriedigend für das Publikum gewesen. Er verbrachte den Nachmittag mit geschlossenen Augen auf einem Deckstuhl, schlief fast den ganzen Tag und ging früh zu Bett.

Telegrammstrandbibliothek

Nach dem zweiten Tag zeigten sich die Passagiere, die sich von der Seekrankheit erholt hatten, vollzählig, und je mehr er von ihnen sah, desto mehr waren sie ihm zuwider. Und doch erkannte er seine Ungerechtigkeit. Es waren gute, freundliche Menschen, und er zwang sich, das einzugestehen, aber im Augenblick dieses Eingeständnisses schränkte er es auch schon ein: gut und freundlich wie die ganze Bourgeoisie, mit all ihrer Engherzigkeit und geistigen Sterilität. Die Älteren langweilten ihn, wenn er mit ihnen sprach, ihre kleinen oberflächlichen Hirne waren so leer, und die Jugend erschreckte ihn durch ihre lärmende Lebensfreude und ihre ungeheure Energie. Sie war nie ruhig, spielte stets irgendein Gesellschaftsspiel an Deck, warf Ringe, promenierte oder schoß mit lauten Rufen an die Reling, um die springenden Tümmler und die ersten Scharen fliegender Fische zu sehen.

Er schlief viel. Nach dem Frühstück suchte er mit einer Zeitschrift, die er nie zu Ende las, seinen Liegestuhl auf. Die gedruckten Buchstaben ermüdeten ihn. Er grübelte darüber, daß die Menschen so vieles fanden, worüber sie schreiben konnten, und grübelnd schlief er auf seinem Stuhl ein. Wenn der Gong ihn zum Mittagessen weckte, war er gereizt, daß er aufwachen mußte. Das wache Leben bedeutete keine Freude.

Einmal versuchte er, sich aus seiner Schlaffheit aufzurütteln, und ging in die Back zu den Matrosen. Aber die Seeleute schienen verändert zu sein, seitdem er in der Back gefahren war. Mit diesen dummen, schwerfälligen, brutalen Geschöpfen fühlte er nicht die geringste Verwandtschaft. Er war verzweifelt. In den oberen Klassen gab es niemand, der sich aus Martin Eden um seiner selbst willen etwas machte, und zu seiner eigenen Klasse, die ihn früher so gern gesehen, konnte er nicht zurück. Er wollte es auch nicht. Er konnte sie ebensowenig ertragen wie die stumpfsinnigen Passagiere der ersten Klasse und die selbstzufriedenen jungen Leute.

Tolino omgeshare bibliotheek

Das Leben war für ihn wie starkes, weißes Licht, das den müden Augen eines Kranken weh tut. In jedem bewußten Augenblick flammte das Leben rings um ihn wie grelles Licht auf. Es schmerzte – schmerzte unerträglich. Zum erstenmal in seinem Leben reiste Martin in der ersten Klasse. Sonst war er stets in der Back, im Zwischendeck oder in der schwarzen Tiefe des Heizungsraums, wo er Kohlen schaufelte, gefahren. Wenn er in jenen Tagen auf eisernen Leitern aus dieser erstickenden Höhle kletterte, hatte er oft die Passagiere gesehen, die in ihren kühlen, weißen Kleidern nur zum Vergnügen unter dem Sonnensegel saßen, das aufgespannt war, um Hitze und Wind abzuhalten, während ehrerbietige Stewards für die Befriedigung jedes Wunsches und jeder Laune sorgten, und er hatte geglaubt, das Reich, in dem sie lebten und zu Hause waren, müßte ein wahres Paradies sein. Nun, und jetzt saß er hier, als Mittelpunkt der Gesellschaft, zur Rechten des Kapitäns, und sehnte sich vergebens nach Back und Heizraum zurück, um dort das verlorene Paradies wiederzufinden. Er hatte kein neues Paradies gefunden, und auch das alte war nicht mehr erreichbar.

Er versuchte sich zusammenzunehmen und etwas zu finden, das ihn interessieren konnte. Er wagte sich in die Messe der Deckoffiziere und freute sich, als er wieder draußen war. Er unterhielt sich mit einem Quartiermeister der Freiwache, einem intelligenten Mann, der ihn sofort mit sozialistischer Propaganda überfiel und ihm ein ganzes Paket Streitschriften und Flugblätter in die Hand drückte. Er hörte diesem Mann zu, wie er Sklavenmoral entwickelte, und dachte dabei matt an seine eigene Nietzsche-Philosophie. Aber welchen Wert hatte das alles? Er erinnerte sich an einen der tollen Aussprüche Nietzsches, in denen der Wahnsinnige an der Wahrheit gezweifelt hatte. Und wer weiß? Vielleicht hatte Nietzsche recht gehabt. Vielleicht gab es überhaupt keine Wahrheit.

Tolino Jugendbibliothek

Keine Wahrheit in der Wahrheit – nichts, das Wahrheit genannt werden konnte. Aber sein Hirn ermüdete schnell, und er war zufrieden, als er wieder in seinem Stuhl sitzen und schlafen konnte.

So elend er sich auf dem Dampfer fühlte – es überkam ihn bald noch ein neues Elend. Was geschah, wenn der Dampfer Tahiti erreichte? Er mußte an Land gehen. Er mußte seine Handelsware bestellen, einen Schoner für die Fahrt nach den Marquesas suchen und überhaupt Tausende von Dingen tun, an die auch nur zu denken furchtbar war. Jedesmal, wenn er sich zwang, ernsthaft zu überlegen, wurde ihm klar, in welch verzweifelter Gefahr er sich befand. Er war wirklich im Schattental, und die Gefahr lag darin, daß er sich nicht fürchtete. Hätte er sich nur gefürchtet, so wäre er in das Leben geflohen. Da er sich aber nicht fürchtete, trieb er immer tiefer in den Schatten hinein. Er hatte keine Freude an den alten vertrauten Dingen des Lebens. Die »Mariposa« fuhr jetzt im Nordostpassat, und der berauschende Wind, der ihm entgegenwehte, reizte ihn. Er hatte seinen Stuhl fortgerückt, um der Umarmung dieses lustigen Kameraden aus alten Tagen und Nächten zu entgehen.

An dem Tag, als die »Mariposa« die Kalmenzone erreichte, fühlte er sich elender denn je. Er konnte nicht mehr schlafen. Er war mit Schlaf gesättigt und mußte jetzt wach bleiben und das starke, weiße Licht des Lebens über sich ergehen lassen. Rastlosigkeit erfüllte ihn. Die Luft war dunstig und feucht, und die Regenschauer erfrischten ihn nicht. Er litt am Leben. Er ging an Deck umher, bis es ihn schmerzte, und saß dann auf seinem Stuhl, bis er wieder umhergehen mußte. Schließlich zwang er sich, seine Zeitschrift zu Ende zu lesen, und holte sich dann ein paar Bände aus der Bibliothek des Dampfers. Aber die konnten ihn nicht fesseln, und von neuem begann er umherzuwandern.

Telegram@gratisbibliothek

Nach dem Essen blieb er bis spätabends an Deck. Aber es half ihm nichts, denn als er in seine Kabine kam, konnte er nicht schlafen. Auch diese Unterbrechung des Lebens ließ ihn im Stich. Das war zuviel. Er schaltete das elektrische Licht ein und versuchte zu lesen. Eines der Bücher, die er aus der Bibliothek geholt hatte, war ein Gedichtband, von Swinburne. Er lag in seiner Koje und sah in das Buch, bis er plötzlich merkte, daß er sich für das, was er las, interessierte. Er las das Gedicht zu Ende, versuchte dann weiterzulesen, kam aber wieder darauf zurück. Er legte das aufgeschlagene Buch auf seine Brust und begann nachzudenken. Ja, das war es – eben das! Seltsam, daß es ihm noch nie eingefallen war! Das war der Sinn des Ganzen, dahin war er die ganze Zeit getrieben, und jetzt hatte Swinburne ihm den glücklichen Ausgang gezeigt. Er brauchte Ruhe, und hier wartete sie seiner. Er sah auf das offene Bullauge. Ja, es war groß genug. Zum erstenmal seit vielen Wochen fühlte er sich glücklich. Jetzt endlich hatte er Heilung für seine Leiden gefunden. Er ergriff das Buch und las sich das Gedicht langsam laut vor:

»Von zuviel Lebenshoffnung,
Von Furcht und Hoffen frei.
Danke ich im Gebete
Dem Gott, wer er auch sei,
Daß nie ein Leben ewig,
Kein Toter aufersteht.
Und jeder noch so müde Fluß
Still im Meer vergeht.«

Dann sah er wieder auf das offene Bullauge. Swinburne hatte ihm den Schlüssel gegeben. Leben war Leiden, oder vielmehr, es war Leiden geworden – unerträgliches Leiden. »Kein Toter aufersteht.« Diese Zeile durchbebte ihn mit dem Gefühl tiefer

Telegram@shrabersbibliothek

Dankbarkeit. Das war die einzige Wohltat im ganzen Universum. Wenn das Leben zur Last und zur Qual wurde, dann war der Tod bereit, zur ewigen Ruhe zu führen. Worauf wartete er noch? Es war Zeit zu gehen.

Er erhob sich, steckte den Kopf durch das Bullauge und sah auf das milchweiße Kielwasser hinab. Die »Mariposa« lag tief, und wenn er sich mit den Händen festhielt, konnte er mit den Füßen das Wasser berühren. Er konnte sich hinabgleiten lassen, ganz still. Niemand würde es hören. Schaumspritzer trafen sein Gesicht. Sie schmeckten nach Salz, und der Geschmack tat gut. Er fragte sich, ob er einen Schwanengesang schreiben sollte, aber er schob den Gedanken lächelnd beiseite. Er hatte keine Zeit, er war zu ungeduldig.

Er schaltete das Licht in seiner Kabine aus, damit es ihn nicht verriet, und schwang sich dann, mit den Beinen voran, zum Bullauge hinaus, aber er blieb mit den Schultern hängen, und er kletterte zurück, um es nochmals zu versuchen, wobei er den einen Arm an die Seite preßte. Ein Rollen des Dampfers half ihm, und jetzt war er hindurch und hing nur noch an den Händen. Sobald seine Füße das Wasser berührten, ließ er sich fallen. Er befand sich mitten in milchweiß schäumendem Wasser. Der Rumpf der »Mariposa« schoß wie eine dunkle, hie und da von erleuchteten Bullaugen unterbrochene Mauer vorbei. Das Schiff lief wirklich schnell. Fast ehe er es merkte, war er zurückgeblieben und schwamm ganz gleichmäßig auf der schaumknisternden Oberfläche.

Ein Bonite stieß gegen seinen weißen Körper, und er lachte laut. Er hatte ihm ein Stück aus der Seite gerissen, und der Schmerz mahnte ihn, warum er hier war. Weil er etwas zu tun gehabt hatte, hatte er den Zweck vergessen. Die Lichter der »Mariposa« verschwanden in der Ferne, und er schwamm hier so zuversichtlich, als beabsichtigte er, die nächste Küste zu erreichen, die an tausend Meilen entfernt war.

Telegram@Science-fiction-bibliothek

Es war der automatische Selbsterhaltungstrieb. Er hörte auf zu schwimmen, aber im Augenblick, als das Wasser seinen Mund erreichte, hob er sich mit einer hastigen Bewegung. Der Lebenswille, dachte er und lachte höhnisch. Nun, auch er hatte einen Willen – ja, einen Willen, der stark genug war, sich selbst mit einer letzten Anstrengung zu vernichten.

Er änderte seine Stellung, so daß er senkrecht im Wasser stand. Er sah zu den stillen Sternen empor und stieß gleichzeitig alle Luft aus seinen Lungen. Mit einer schnellen, kräftigen Bewegung seiner Hände und Füße hob er Schulter und Brust aus dem Wasser. Das tat er, um schneller zu sinken. Dann erschlafften seine Muskeln, und er sank reglos wie eine weiße Statue durch die Wogen hinab. Er atmete tief, mit voller Überlegung, wie ein Mann, der ein Betäubungsmittel einatmet. Als er am Ersticken war, begannen seine Arme und Beine sich ganz unwillkürlich im Wasser zu bewegen und ihn wieder an die Oberfläche zu treiben, zu den klaren Sternen, die auf ihn herabblickten.

Der Lebenswille, dachte er verächtlich, während er vergebens versuchte, keine Luft in seine berstenden Lungen einzuatmen. Nun, dann mußte er eben anders vorgehen. Er füllte die Lungen mit Luft – so voll er konnte. Mit diesem Luftvorrat konnte er tief hinabgelangen. Dann tauchte er, den Kopf voran, in die Tiefe und schwamm mit allen Kräften und mit Aufbietung seines ganzen Willens. Immer tiefer hinab kam er, während er mit offenen Augen die unheimlich phosphoreszierenden Spuren der pfeilschnellen Boniten beobachtete. Während er schwamm, wünschte er nur, daß sie ihn nicht angriffen, denn das konnte vielleicht seinen Willen erschlaffen lassen. Aber sie griffen ihn nicht an, und er fand Zeit, für diese letzte Freundlichkeit des Lebens dankbar zu sein.

Tengyan@shabbatsbhimstek

Tief, tief hinab schwamm er, bis Arme und Beine ermüdeten und sich kaum noch bewegten. Er wußte, daß er in der Tiefe war. Der Druck auf sein Trommelfell war eine Qual, in seinem Kopf summte es. Es war fast unerträglich, aber er zwang Arme und Beine, ihn noch tiefer zu treiben, bis sein Wille nachließ und die Luft brausend wie eine Explosion aus seinen Lungen fuhr. Die Blasen rieben sich auf ihrem Wege nach oben wie winzige Ballons an seinen Wangen. Dann kam Schmerz und Würgen. Diese Qual ist nicht der Tod, das war der Gedanke, der durch sein schwindendes Bewußtsein ging. Der Tod schmerzt nicht. Es war das Leben, die Qual des Lebens, dies furchtbar würgende Gefühl: es war der letzte Schlag, den das Leben gegen ihn richten konnte.

Seine eigenwilligen Hände begannen krampfhaft und kraftlos um sich zu schlagen. Aber er hatte sie und den Lebenswillen, der sie um sich schlagen ließ, zum Narren gehalten. Er war zu tief drunten; sie konnten ihn nie mehr an die Oberfläche bringen. Es war, als triebe er willenlos in einem Meer von Traumvisionen. Farben und Strahlen umgaben ihn, badeten und durchdrangen ihn. Was war das? Es war wie ein Leuchtturm, aber drinnen in seinem Hirn – ein aufleuchtendes, klares, weißes Licht. Immer schneller leuchtete es auf. Dann langrollendes Dröhnen, und es kam ihm vor, als fiele er eine mächtige, unendliche Treppe hinab. Und irgendwo am Ende stürzte er ins Dunkel. Soviel wußte er. Er war ins Dunkel gestürzt. Und in dem Augenblick, als er das wußte, hörte er auf zu wissen.

Tonbandbibliothek